

KRISTINA PETZOLD,
ELISA RONZHEIMER (HG.)

VERGLEICHENDES LESEN

PRAKTIKEN DES VERGLEICHENS
IN LITERATUR, WISSENSCHAFT
UND KRITIK

BIELEFELD UNIVERSITY PRESS

Kristina Petzold, Elisa Ronzheimer (Hg.)
Vergleichendes Lesen

Kristina Petzold (Dr.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sonderforschungsbereich 1288 »Praktiken des Vergleichens« an der Universität Bielefeld. Sie forscht zu Transformationen von Literatur, Literaturbetrieb und literaturwissenschaftlichen Methoden durch die bzw. nach der Digitalisierung.

Elisa Ronzheimer (Dr.) ist akademische Rätin a.Z. im Fachbereich Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Am Sonderforschungsbereich 1288 »Praktiken des Vergleichens« leitet sie das Teilprojekt »Vergleichendes Lesen. Konstitution und Kritik der Stilistik als einer literaturwissenschaftlichen Methode«.

Kristina Petzold, Elisa Ronzheimer (Hg.)

Vergleichendes Lesen

Praktiken des Vergleichens in Literatur, Wissenschaft
und Kritik

[transcript]

Dieser Band entstand im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Bielefelder Sonderforschungsbereichs (SFB) 1288 »Praktiken des Vergleichens. Die Welt ordnen und verändern«.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung.

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 Bielefeld University Press, Bielefeld

© **Kristina Petzold, Elisa Ronzheimer (Hg.)**

Ein Imprint des transcript Verlages <https://www.transcript-verlag.de/bielefeld-up>

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839473122>

Print-ISBN: 978-3-8376-7312-8

PDF-ISBN: 978-3-8394-7312-2

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Vergleichendes Lesen

Zur Einführung

Kristina Petzold, Elisa Ronzheimer7

Genealogien

»Vergleichungen in Masse«

Komparative Verfahren bei Friedrich Schleiermacher

Stefan Willer 37

Unschätzbar

Romantische Ökonomien des Vergleichens

Nathan Taylor 65

Aspekte des Vergleichs in Georg Simmels Essayistik

Francisco García Chicote 95

Standardisierungen

»nicht in Beziehung zu setzen« ...

Geschlechtsspezifische Vergleiche zwischen homosozialen literarischen Feldern,
gefühlter Illegitimität und Unterlassung

Veronika Schuchter 121

Track Changes

Vergleichendes Schreiben zwischen Wissenschaft und Literatur

Hanna Hamel 147

Praxeologische Überlegungen zum Vorwurf des Ungelesenen

Friederike Schruhl 171

Kontingenzen

Neu gesehen, neu gelesen?

Praktiken des Vergleichens in Literatúrausstellungen

Britta Hochkirchen 195

Arbeit an der Wörtlichkeit

Zur Produktivität des Verlesens

Mona Körte 217

Verständige Vergleichung

Paradigmatisches versus referenzielles Lesen (und Schreiben)

Moritz Babler 235

Anhang

Autorinnen und Autoren 257

Vergleichendes Lesen

Zur Einführung

Kristina Petzold, Elisa Ronzheimer

Seit den 2000er Jahren ist das Lesen einerseits als soziale Tätigkeit in den Fokus der kultursoziologischen Forschung gerückt und andererseits als elementare philologische Operation zum Ansatzpunkt literaturwissenschaftlicher Selbstverständigung geworden. Damit einher ging eine bemerkenswerte und oftmals programmatische Pluralisierung der Modi des Lesens: In Reaktion auf die Einführung des Begriffs »distant reading«¹ durch Franco Moretti wurde verstärkt nach Potenzialen und Grenzen des »close reading« gefragt.² Als Gegengewicht zur Verbreitung des durch die digitalen Medien begünstigten, selektiven und nicht-linearen »hyper reading«³ plädierten die Linguistin Naomi S. Baron und die Leseforscherin Maryanne Wolf für eine Rückbesinnung auf das immersive und lineare »deep reading«⁴. Auf die – auch in der universitären Ausbildung durch gezielte Kursangebote beförderte – Kultur des »speed

1 Franco Moretti, »Conjectures on World Literature«, *New Left Review* 1 (2000): 54–68. Später abgedruckt in: Franco Moretti, *Distant Reading* (London: Verso, 2013), 43–62.

2 Vgl. *ADE Bulletin* 149 (2010), Special Issue: Close Reading.

3 Vgl. James J. Sosnoski, »Hyper-Readers and their Reading Engines«, in: Gail E. Hawisher und Cynthia L. Selfe (Hg.), *Passions, Politics, and 21st Century Technologies* (Urbana: Utah State University Press, 1999), 161–177.

4 Vgl. Naomi S. Baron, *Words Onscreen: The Fate of Reading in a Digital World* (Oxford: Oxford University Press, 2015), 157–184; Maryanne Wolf, *Reader, Come Home: The Reading Brain in a Digital World* (New York: Harper, 2018). Vgl. zur Gegenüberstellung von »hyper reading« und »deep reading« als einem Paradebeispiel kultureller Praktiken der Subjektivierung in spätmodernen Gesellschaften: Andreas Reckwitz, »Kleine Genealogie des Lesens«, in: Katharina Raabe und Frank Wegner (Hg.), *Warum Lesen. Mindestens 24 Gründe* (Berlin: Suhrkamp, 2020), 31–45.

reading«⁵ antwortete der Informatiker John Miedema mit einem Plädoyer für das entschleunigende »slow reading«⁶. Eve Kosofsky Sedgwick entwickelte ihr Konzept des »reparative reading« als Alternative zu der im Paradigma einer ›Hermeneutik des Verdachts‹⁷ vorherrschenden Praxis des »paranoid reading«⁸; auf ähnliche Weise grenzten Sharon Marcus und Stephen Best ihre Idee eines an der Textoberfläche operierenden »surface reading« vom »symptomatic reading« psychoanalytischer oder Marxistischer Provenienz ab.⁹ Zuletzt hat Rita Felski sich von der Praxis des »critical reading«¹⁰ distanziert und gemeinsam mit Elizabeth S. Anker ein Panorama an Lektürestilen der »postcritique« entfaltet.¹¹

Nicht selten verbinden sich diese Ausdifferenzierungen der Lesemodi mit forschungs- oder gesellschaftspolitischen Programmatiken. Das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften etwa betrifft Franco Morettis Aufruf zum »distant reading«: Insofern er die Distanz zu einer »condition of knowledge« erklärt und damit die ›theologische Übung‹ des »close reading« in ihre Schranken zu weisen beabsichtigt, zeigt sich Morettis Lektüreprogramm von einem aufklärerischen Impetus getragen.¹² Eve Kosofsky Sedgwicks »reparative reader« übt sich im Denken von Kontingenz und lernt so – im Unterschied zum »paranoid reader« – die Zukunft als radikal offenen Möglichkeitsraum zu

5 Vgl. Speed-Reading-Anleitungen wie: Tony Buzan, *The Speed Reading Book* (London: BBC Books, 1997); Richard Sutz und Peter Weverka, *Speed Reading for Dummies* (Hoboken: Wiley, 2009).

6 Vgl. John Miedema, *Slow Reading* (Duluth: Litwin Books, 2009).

7 Paul Ricœur, *De l'interprétation. Essai sur Freud* (Paris: Éditions du Seuil, 1965); Rita Felski, »Suspicious Minds«, *Poetics Today. International Journal for Theory and Analysis of Literature and Communication* 32, Nr. 2 (2011): 215–234.

8 Eve Kosofsky Sedgwick, *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*, hg. v. Michèle Aina Barale, Jonathan Goldberg, Michael Moon (Durham: Duke University Press, 2003), 123–151.

9 Stephen Best und Sharon Marcus, »Surface Reading: An Introduction«, *Representations* 108, Nr. 1 (2009): 1–21.

10 Vgl. Rita Felski, *Uses of Literature* (Malden: Blackwell, 2008), 2.

11 Vgl. Rita Felski und Elizabeth S. Anker (Hg.), *Critique and Postcritique* (Durham: Duke University Press, 2017).

12 Vgl. Moretti, »Conjectures on World Literature«, 57: »At bottom, it's a theological exercise – very solemn treatment of very few texts taken very seriously – whereas what we really need is a little pact with the devil: we know how to read texts, now let's learn how not to read them. Distant reading: where distance, let me repeat it, is a condition of knowledge«.

begreifen.¹³ Sharon Marcus und Stephen Best wenden sich mit ihrem Entwurf des »surface reading« gegen den impliziten Heroismus des »kritischen Lesers«, bemühen sich aber zu betonen, dass die von ihnen geforderte Aufmerksamkeit für textuelle Oberflächenerscheinungen nichts mit politischem Quietismus zu tun habe, sondern eine »eigene Art der Freiheit« eröffne.¹⁴ Gesellschafts-politische Fragen zur Auswirkung digitaler Technologien auf spätmoderne Formen von Sozialität liegen den technologiekritischen Überlegungen der Leseforscherin Maryanne Wolf zur Zukunft des »deep reading« im digitalen Zeitalter zugrunde.¹⁵ – Wenn der Literaturwissenschaftler Nathan Hensley angesichts dieser bemerkenswerten Vervielfältigung von Lesemodi und ihren oft dichotomen Gegenüberstellungen von »reading wars«¹⁶ spricht, dann täuschen die binären Oppositionen der »adjectival readings«¹⁷ aber darüber hinweg, dass es für viele der eingeforderten Leseweisen kein klares Gegenteil gibt. Jonathan Culler weist so zurecht darauf hin, dass es an einem Antonym zu »close reading« mangle: Das »distant reading«, das für ihn keine Lektürepraktik im eigentlichen Sinne darstellt, eigne sich dafür nicht, sondern allenfalls etwas wie »sloppy« oder »casual reading«.¹⁸ Die agonale Dynamik der »reading wars« erweist sich auf den zweiten Blick als vorgeschützt, und

13 Vgl. Sedgwick, *Touching Feeling*, 146: »[T]o read from a reparative position is to surrender the knowing, anxious paranoid determination that no horror, however apparently unthinkable, shall ever come to the reader *as new* [...]. Hope, often a fracturing, even a traumatic thing to experience, is among the energies by which the reparatively positioned reader tries to organize the fragments and part-objects she encounters or creates. Because the reader has room to realize that the future may be different from the present, it is also possible for her to entertain such profoundly painful, profoundly relieving, ethically crucial possibilities as that the past, in turn, could have happened differently from the way it actually did.«

14 Best und Marcus, »Surface Reading«, 16: »Surface reading, which strives to describe texts accurately, might easily be dismissed as politically quietist, too willing to accept things as they are. We want to reclaim from this tradition the accent on immersion in texts (without paranoia or suspicion about their merit or value), for we understand that attentiveness to the artwork as itself a kind of freedom.«

15 Vgl. Wolf, *Reader, Come Home*.

16 Nathan K. Hensley, »Figures of Reading«, *Criticism* 54, Nr. 2 (2012): 329–342, hier 340.

17 Jay Jin, »Problems of Scale in »Close« and »Distant« Reading«, *Philological Quarterly* 96, Nr. 1 (2017): 105–129, hier 105.

18 Vgl. Jonathan Culler, »The Closeness of Close Reading«, *ADE Bulletin* 149 (2010): 20–25, hier 20; zur Unbestimmtheit des Begriffs »close reading« s. auch Andrew Dubois: »Introduction«, in: Frank Lentricchia und Andrew Dubois (Hg.), *Close Reading: The Reader* (Durham: Duke University Press, 2003), 1–40.

tatsächlich dreht sich ein Großteil der jüngeren Forschung zu den »adjectival readings« um die Frage, wie sich verschiedene Modi – insbesondere das »close« und »distant reading« – relationieren lassen.¹⁹

Die Intensität, mit der die Diskussionen um das richtige und falsche Lesen diesseits und jenseits der Literaturwissenschaft aber mitunter geführt wurden, mag zum einen daher rühren, dass – seit der »Aufladung des Lesens zur Schlüsseltechnik der Moderne«²⁰, die Gerhard Lauer herausgearbeitet hat – mit Veränderungen des Lesens zumeist Transformationsprozesse in modernen Gesellschaften greifbar werden. Zum anderen hängen an der Entscheidung für eine und gegen andere Weisen des Lesens Grundsatzfragen literaturwissenschaftlichen Arbeitens.

Als Indikator sozialen Wandels ist das Lesen seit Langem ein bevorzugter Gegenstand der Sozialgeschichte.²¹ Auch die Kultursoziologie verhandelt Prozesse der Konstitution moderner Gesellschaften am Beispiel von Lektürepraktiken.²² So hat etwa Andreas Reckwitz gezeigt, welchen Anteil die Praxis des bürgerlichen Lesens als einem »extensiv-kursorischen Lesen« an der Herausbildung des »hybriden« Subjekts und mithin an kulturellen Formen der spätmodernen Subjektivierung hat.²³ Ausgehend vom Lesen sind die kulturellen Auswirkungen der Digitalisierung beschrieben worden,²⁴ der Zusammenhang zwischen medientechnologischen Innovationen und bildungspolitischen Fra-

-
- 19 Vgl. Rebecca L. Walkowitz: *Born Translated: The Contemporary Novel in an Age of World Literature* (New York: Columbia University Press, 2015), 49–91; Martin Mueller, »Scalable Reading«, *Scalable Reading*, <https://sites.northwestern.edu/scalablereading/scalable-reading/> [abgerufen am 09.11.2023]; James F. English und Ted Underwood, »Shifting Scales: Between Literature and Social Science«, *Modern Language Quarterly* 77, Nr. 3 (2016): 277–295; Jay Jin, »Problems of Scale in »Close« and »Distant« Reading«.
- 20 Gerhard Lauer, *Lesen im digitalen Zeitalter* (Darmstadt: wbg Academic, 2020), 38.
- 21 Vgl. Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910* (Frankfurt a.M.: Klostermann, 1970); Rudolf Engelsing, »Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit«, in: ders., *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1978), 112–154; Jost Schneider, *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland* (Berlin/New York: De Gruyter, 2004).
- 22 Vgl. Reckwitz, »Kleine Genealogie des Lesens«, 32.
- 23 Vgl. Andreas Reckwitz, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne* (Weilerswist: Velbrück, 2006), 155–175.
- 24 Vgl. Leah Price, *What We Talk About When We Talk About Books. The History and Future of Reading* (New York: Basic Books, 2019).

gen wurde beleuchtet²⁵ und der Wandel des gesellschaftlichen Kunstkonsums dargestellt.²⁶ Es überrascht daher nicht, dass sich das gegenwärtige Interesse an literatursoziologischen Fragestellungen und Methoden mit Vorliebe dem Lesen als einem Untersuchungsgegenstand zuwendet.²⁷ – Von dieser empirisch zu beobachtenden Vervielfältigung von Lesemodi ist die Pluralisierung der Leseweisen in theoretischer Hinsicht analytisch zu trennen. Gleichwohl hat sich die empirisch erforschte Diversifizierung von Lektüremodi und ihre theoretische Reflexion in den letzten Jahrzehnten in wechselseitigem Austausch vollzogen.

In theoriegeschichtlicher Perspektive lässt sich feststellen, dass das Lesen vor allem zu solchen Zeiten Konjunktur hat, in denen die Hermeneutik und die sie leitenden Theorien in eine Krise geraten – eine Dynamik, die sich wahrscheinlich bis zu Friedrich Nietzsches kritischer Auseinandersetzung mit der Interpretation und seiner Affirmation des Lesens zurückverfolgen lässt.²⁸ Zur Hochzeit der Dekonstruktion in den 1990er Jahren konstatierte David Wellbery so eine Emanzipation der bislang lediglich als instrumental verstandenen Lektüre von der Interpretation. Im Unterschied zur sinnzentrierten Textpraxis der Interpretation verspreche die Lektüre einen unverstellten Zugang zur materialen Eigenlogik von (literarischen) Texten: »Ein dem Ästhetischen gerechtwerdendes Lesen hätte es mit der Materialität des Textes zu tun[.] [...] Das Lesen wäre ein ›Zur-Geltung-Kommen-Lassen‹ des Materials als eines hermeneutisch Unverfügbaren.«²⁹ Diese anti- oder post-hermeneutische Stoßrich-

25 Vgl. Lauer, *Lesen im digitalen Zeitalter*.

26 Vgl. Jim Collins, *Bring on the Books for Everybody. How Literature Became Popular Culture* (Durham: Duke University Press, 2010).

27 Vgl. English und Underwood, »Shifting Scales«; Merve Emre, »Post-Disciplinary Reading and Literary Sociology«, *Modernism/modernity*, 01.02.2019, <https://modernismmodernity.org/forums/posts/post-disciplinary-reading-and-literary-sociology> [abgerufen am 21.06.2023]; Julika Griem, *Szenen des Lesens. Schauplätze einer gesellschaftlichen Selbstverständigung* (Bielefeld: transcript, 2021).

28 Christian Benne, *Nietzsche und die historisch-kritische Philologie* (Berlin/Boston: De Gruyter, 2012).

29 David Wellbery, »Interpretation versus Lesen. Posthermeneutische Konzepte der Texterörterung«, in: Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt (Hg.), *Wie international ist die Literaturwissenschaft? Methoden- und Theoriediskussion in den Literaturwissenschaften: Kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems (1950–1990)* (Stuttgart: Metzler, 1996), 123–138, hier 130. Wellbery unterstreicht aber auch, dass die lesende Wahrnehmung der Materialität von Texten nicht als reduktiver Positivismus missverstanden werden sollte. Vgl. ebd., 132.

tung haben sich literaturwissenschaftliche Selbstreflexionen des Lesens vielfach bewahrt: So begreift Robert Stockhammer »Leseerzählungen in fiktionalen Texten« als den »Ort, an dem all die Aspekte der Lektüre ihr Refugium finden, welche von Theorien ausgegrenzt werden, die an regelgeleiteter Sinnkonstitution interessiert sind«³⁰; für Nicolas Pethes fokussieren literarische Lese-szenen den »Vollzug des Lesens nicht nur hinsichtlich des Prozesses der Sinnbildung [...], sondern zusätzlich oder mitunter sogar vornehmlich seine körperlich-mediale Außenseite«³¹.

Das dem Akt der Lektüre derart innewohnende Versprechen eines unmittelbaren und unbedingten Zugangs zum Text können wohl nur die wenigsten literaturwissenschaftlichen »Lektüren« erfüllen.³² So hat Simone Winko zu-recht festgestellt, dass die vermeintlich post-hermeneutischen »Lektüren« und die scheinbar einer hermeneutischen Norm unterworfenen »Interpretationen« einander in der literaturwissenschaftlichen Praxis bis zum Verwech-seln ähnlich sehen.³³ Das mag auf einen, wie Winko vermutet, fachpolitisch moti-vierten, inflationären Gebrauch des Lektürebegriffs zurückzuführen sein, hat aber wohl auch damit zu tun, dass – wie bereits David Wellbery bemerkte³⁴ – sich das Interpretieren und das Lesen nicht so leicht voneinander trennen lassen.

Die bemerkenswerte Diversifizierung literaturwissenschaftlicher Lese-modi, zu der die theoretische Selbstreflexion der Literaturwissenschaft in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten geführt hat, lässt sich so auch als Konsequenz der Unmöglichkeit fassen, das Lesen vollends aus dem Rahmen der Hermeneutik zu lösen. Die Gegenüberstellungen eines hermeneutisch-sinnzentrierten Zugriffs auf den Text und einer dekonstruktiv operieren-den oder sich einem konsistenten Interpretationsrahmen verweigernden

30 Robert Stockhammer, *Leseerzählungen. Alternativen zum hermeneutischen Verfahren* (Stuttgart: M&P, 1991), 226.

31 Nicolas Pethes, »Leseszenen. Zur Praxeologie intransitiver Lektüren in der Literatur der Epoche des Buchs«, in: Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber, Sanna Schulte (Hg.), *Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität* (Heidelberg: Winter, 2020), 101–132, hier 109.

32 Vgl. zum Lesen als »Konfrontation mit dem Text« sowie zur Frage der Vermittlung von Textmaterialität und Semantik in der philologischen Lektüre: Luisa Banki und Michael Scheffel, »Positionen zeitgenössischer Lektüre. Zur Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Lektü-ren. Positionen zeitgenössischer Philologie* (Trier: wvt, 2017), 1–14.

33 Vgl. Simone Winko, »Lektüre oder Interpretation?«, *Mitteilungen des Deutschen Germa-nistenverbandes* 49, Nr. 2 (2002): 128–141.

34 Vgl. Wellbery, »Interpretation versus Lesen«, 128–129.

Herangehensweise scheinen dabei heute, nach der Hermeneutik-Kritik der Dekonstruktion, innerhalb des Lektürebegriffs selbst ausgetragen zu werden – das legen die Oppositionen von »reparative vs. paranoid«, »surface vs. symptomatic« und »post-critical vs. critical readings« nahe. Verstehen und Lesen gehen aus diesen dichotomen Dynamiken als komplementär aufeinander bezogene und nur schwer zu isolierende Textpraktiken hervor, die sich in mindestens einer grundlegenden Operation überschneiden: dem Vergleich.³⁵

Wenn in diesem Band nun Praktiken, Formen und Medien des *vergleichenden Lesens* in den Blick genommen werden, geschieht dies nicht, um der Reihe der »adjectival readings« einen weiteren Lesemodus hinzuzufügen und damit den »reading wars« einen neuen Kampfplatz zu eröffnen – allein schon aus dem Grund, dass, wie einige der hier versammelten Beiträge vor Augen führen, das Gegenteil oder das ›Andere‹ des vergleichenden Lesens sich nur schwer konzeptuell einhegen lässt. Ziel ist es weder, das vergleichende Lesen als neues theoretisch-methodisches Paradigma zu etablieren, noch, die skizzierten Modi des Lesens vergleichend gegeneinander abzuwägen. Vielmehr soll die – auf der Ebene des Gegenstands ›Lesen‹ wie auf der Ebene seiner theoretischen und methodologischen Reflexion zu beobachtende – Vervielfältigung von Lesemodi ausgehend von der Verknüpfung zweier grundlegender literaturwissenschaftlicher Praktiken, dem Vergleichen und dem Lesen, beleuchtet werden. Es geht also nicht darum, das Lesen durch ein weiteres Adjektivattribut qualifizierend zu beschreiben, sondern darum, aufbauend auf jüngeren literatursoziologischen und insbesondere praxeologischen Ansätzen zur Beschreibung des Tuns von Geisteswissenschaftler*innen³⁶, zu erforschen, wie Leser*innen vergleichen und wie das Vergleichen ihr Lesen (und Verstehen) modifiziert. Angenommen wird, dass dem Lesen auf unterschiedlichen Ebenen Vergleichshandlungen zugrunde liegen und dass die

35 Zum Vergleich als hermeneutischer Basisoperation s. auch Andreas Mauz und Hartmut von Sass (Hg.), *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011).

36 Zur praxeologischen Perspektivierung der Literaturwissenschaft s. u.a.: Steffen Martus und Carlos Spoerhase, »Praxeologie der Literaturwissenschaft«, *Geschichte der Germanistik* 35, Nr. 36 (2009): 89–96; Steffen Martus und Carlos Spoerhase, »Die Quellen der Praxis. Probleme einer historischen Praxeologie der Philologie. Einleitung«, *Zeitschrift für Germanistik* 23, Nr. 2 (2013): 221–225; Friederike Schruhl, *Formationen der Praxis. Studien zu Darstellungsformen der Digital Humanities und Literaturwissenschaft* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020); Steffen Martus und Carlos Spoerhase, *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften* (Berlin: Suhrkamp, 2022).

Verbindung von Praktiken des Vergleichens mit denen des Lesens vor allem in Momenten der theoretischen und methodologischen Verunsicherung des literaturwissenschaftlichen Selbstverständnisses problematisch wird.

Dabei zeichnen sich in der Zusammenschau der hier versammelten Perspektiven auf Praktiken des vergleichenden Lesens in Geschichte und Gegenwart drei Bereiche ab, in denen sie mit großer Konstanz zum Einsatz kommen: die Hermeneutik, die Kritik und die Ästhetik. Literatur wird zum Zweck der Interpretation verglichen, zum vertieften Verständnis ihrer Überlieferungsgeschichte oder um Qualitätsurteile zu begründen und mit Blick auf die Beschreibung und Theoretisierung von ästhetischen Formeigenschaften literarischer Texte. Entlang der Stabilisierung oder Auflösung von Praktiken des vergleichenden Lesens lassen sich mithin Transformationen der den modernen Umgang mit Literatur leitenden Paradigmen der Hermeneutik, Kritik und Ästhetik jenseits der bekannten theoriegeschichtlichen Umbrüche nachvollziehen. Der Fokus auf Verknüpfungen von Praktiken des Vergleichens und denen des Lesens eröffnet, anders gesagt, eine neue Sicht auf die in der jüngeren Theorie und Methodologie des Lesens diskutierten ›Brüche‹ zwischen Hermeneutik und Post-Hermeneutik, Kritik und Post-Kritik, indem sie Kontinuitäten und Tradierungen von hermeneutischen und kritischen Lektürepraktiken sichtbar machen, für die das Vergleichen konstitutiv ist.

Praktiken des Vergleichens

Erkenntnisse der jüngeren Leseforschung werden hier mit denen der aktuellen Vergleichsforschung in einen Dialog gesetzt. Ansätze aus der *postcolonial theory* haben in den vergangenen Jahren die implizite Normativität von vergleichenden Methoden freigelegt, die viele moderne Wissenschaften fundieren. Gayatri Chakravorty Spivak und R. Radhakrishnan haben betont, dass auch vermeintlich objektive Vergleiche niemals in einem wertfreien Kontext vollzogen würden, sondern stets in kulturelle Codes oder moralische Wertmaßstäbe eingebettet seien.³⁷ Ming Xie hat die normativen Grundlagen wissenschaftlichen Vergleichens in epistemologischer Hinsicht analysiert und dabei für die

37 Vgl. R. Radhakrishnan, »Why Compare?«, in: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison. Theories, Approaches, Uses* (Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2013), 15–33; Gayatri Chakravorty Spivak, »Rethinking Comparativism«, in: ebd., 253–270.

Kultivierung einer selbstreflexiven Vergleichspraxis der »critical comparativity« plädiert.³⁸ Die postkoloniale Kritik am impliziten Eurozentrismus der modernen vergleichenden Wissenschaften hat zu einer Vielzahl an Revisionen von Gegenstandsbereich und Methoden der Vergleichenden Literaturwissenschaft/Komparatistik geführt und zu eingehenden Erörterungen der Frage, auf welche Weisen Literatur(en) in der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts jenseits von eurozentrischen Maßstäben verglichen werden können.³⁹ Gayatri Chakravorty Spivak erklärte das Fach Comparative Literature in ihren polemisch *Death of a Discipline* betitelten *Wellek Library Lectures* an der University of California Irvine im Jahr 2000 für tot und löste damit eine anhaltende Diskussion um die Zukunft der Disziplin aus.⁴⁰ Das von Spivak erklärte drohende Ende der Vergleichenden Literaturwissenschaft hat zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit der Geschichte des Fachs und insbesondere mit den kolonialen Genealogien seiner Methoden geführt.⁴¹ Joep Leerssen hat die Verflechtung der frühen literaturwissenschaftlichen Komparatistik mit der vergleichenden Sprachwissenschaft und Anthropologie im 19. Jahrhundert untersucht und dabei argumentiert, dass eine gewissermaßen disziplinenkonstitutive epistemologische Unsicherheit im Hinblick auf Gegenstand und Verfahren des Vergleichens bis in die Gegenwart nachwirke: Die Frage, was moderne vergleichende Wissenschaften zu welchem Zweck vergleichen, bleibt für Leerssen bis heute ungeklärt.⁴² Angus Nicholls ist frühen Formen des literaturwissenschaftlichen Vergleichens anhand der Schriften des Sprach- und Religionswissenschaftlers Friedrich Max Müller nachgegangen und hat dabei die Fallstricke eines vergleichsbasierten humanistischen Universalismus her-

38 Vgl. Ming Xie, *Conditions of Comparison. Reflections on Comparative Intercultural Inquiry* (New York: Continuum, 2011).

39 Vgl. Natalie Melas, *All the Difference in the World. Postcoloniality and the Ends of Comparison* (Stanford: Stanford University Press, 2007), 6.

40 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak, *Death of a Discipline. Twentieth Anniversary Edition* (New York: Columbia University Press, 2023).

41 Für einen Überblick über die Wissenschaftsgeschichte der europäischen und anglo-amerikanischen Komparatistik s. Peter V. Zima, *Komparatistik. Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft*, 2. Aufl. (Tübingen: Francke, 2011), 19–67.

42 Vgl. Joep Leerssen, »Comparing What, Precisely? H.M. Posnett and the Conceptual History of »Comparative Literature«, *Comparative Critical Studies* 12, Nr. 2 (2015): 197–212, hier 208.

ausgearbeitet.⁴³ Im Vergleich der heute als disziplinenbegründend geltenden Veröffentlichungen des siebenbürgischen Philologen Hugo Meltzl von Lomnitz und des irischen Gelehrten Hutcheson Macaulay Posnett hat Nicholls die wissenschaftsgeschichtlichen Prämissen der frühen Komparatistik – zwischen Polyglottismus und evolutionären Modellen des historischen Fortschritts – herausgestellt.⁴⁴ Den engen Zusammenhang zwischen Formen der britischen Kolonialherrschaft im Indien des 19. Jahrhunderts und der Entstehung von modernen Methoden des wissenschaftlichen Vergleichens hat Baidik Bhattacharya aufgezeigt.⁴⁵ Emily Apter hat die »Erfindung« der modernen (US-amerikanischen) Comparative Literature bei den Romanisten Erich Auerbach und Leo Spitzer im türkischen Exil der 1930er Jahre angesetzt,⁴⁶ und David Damrosch verfolgt in seiner institutionen- und sozialgeschichtlich interessierten Darstellung die Entwicklung der Vergleichenden Literaturwissenschaft von ihren Anfängen bei Johann Gottfried Herder und Madame de Staël im 18. Jahrhundert bis heute, wobei er die impliziten politischen Visionen – zwischen Nationalismus, Internationalismus oder Kosmopolitismus – herausarbeitet, die den institutionellen Realisationen des Vergleichens jeweils zugrunde lagen.⁴⁷

Neben der Hinwendung zur Geschichte der Vergleichenden Literaturwissenschaft und der Aufarbeitung ihres kolonialen Erbes hat Gayatri Chakravorty Spivaks Warnung vor dem Tod der Disziplin auch zu einer Reihe an Zukunftsentwürfen für eine »new comparative literature« geführt. Dazu gehört allen voran Spivaks eigene Intervention, die weniger einen Nachruf als die prospektive Vision einer institutionenpolitisch reflektierten Erweiterung der Komparatistik um die Literaturen des »Global South« formuliert.⁴⁸ Natalie Melas sieht dabei die jüngeren Selbstreflexionen der Comparative Literature

43 Vgl. Angus Nicholls, »Max Müller and the Comparative Method«, *Comparative Critical Studies* 12, Nr. 2 (2015): 213–234.

44 Vgl. Angus Nicholls, »The ›Goethean‹ Discourse on *Weltliteratur* and the Origins of Comparative Literature: The Cases of Hugo Meltzl and Hutcheson Macaulay Posnett«, *Seminar: A Journal of Germanic Studies* 54, Nr. 2 (2018): 167–194.

45 Vgl. Baidik Bhattacharya, »On Comparatism in the Colony. Archives, Methods, and the Project of *Weltliteratur*«, *Critical Inquiry* 42, Nr. 3 (2016): 677–711.

46 Vgl. Emily Apter, *The Translation Zone. A New Comparative Literature* (Princeton: Princeton University Press, 2011), 41–64.

47 Vgl. David Damrosch, *Comparing the Literatures. Literary Studies in a Global Age* (Princeton: Princeton University Press, 2020).

48 Spivak, *Death of a Discipline*, 1–23.

geprägt von derselben epistemologischen Unschärfe in Bezug auf Gegenstand und Verfahren des Vergleichens, die Joep Leerssen in den frühen methodologischen Grundlegungen des Fachs im 19. Jahrhundert herausgearbeitet hat.⁴⁹ Melas nimmt die postkoloniale Kritik am eurozentrisch geprägten wissenschaftlichen Vergleichen zum Anlass, Figuren des Vergleichs in postkolonialer Literatur zu untersuchen, die Möglichkeiten einer komparativen Relationalität ohne Normativität eröffnen.⁵⁰ Haun Saussy hat sich dafür ausgesprochen, gerade die charakteristische epistemologische Unschärfe des Fachs – »its lack of a permanent defining object, a position between and (methodologically speaking) above disciplines with determinate fields and canons, and an openness to lateral linkages and nomothetic generalizations«⁵¹ – für die Revision des Selbstverständnisses der Komparatistik produktiv zu machen. Während Emily Apter für eine Rekonfiguration der Comparative Literature im Zeichen der Translation Studies plädierte, ist der Begriff der ›Weltliteratur‹ vielfach zum Ausgangspunkt für transnationale Revisionen der Vergleichenden Literaturwissenschaft avanciert⁵² – womit allerdings, wie etwa Aamir Mufti oder Baidik Bhattacharya eingewandt haben, das Problem des kolonialen Erbes der vergleichenden Wissenschaften mitunter mehr verdeckt als gelöst wird.⁵³

Im Anschluss an die kritischen Revisionen der Fachgeschichte der Komparatistik zielt auch der vorliegende Band darauf, die normativen Bedingungen und Befangenheiten des Vergleichens zu untersuchen. Im Unterschied dazu integrieren die hier versammelten Beiträge Impulse aus Praxistheorie und Praxeologie, um die kontextuelle Einbettung von Vergleichspraktiken unterhalb der methodologischen Explikationsschwelle oder der disziplinären Selbstreflexion sichtbar zu machen. Damit schließt der Band an die Arbeiten des Sonderforschungsbereichs 1288 *Praktiken des Vergleichens* an der Universität Bielefeld an, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die präskriptiven Rahmungen und Befangenheiten des Vergleichens praxeologisch zu erschließen. Die

49 Vgl. Melas, *All the Difference in the World*, 3–4.

50 Vgl. ebd., 37.

51 Haun Saussy, »Exquisite Cadavers Stitched from Fresh Nightmares: Of Memes, Hives, and Selfish Genes«, in: ders. (Hg.), *Comparative Literature in an Age of Globalization* (Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2006), 3–42, hier 24.

52 Vgl. Moretti, »Conjectures on World Literature«; David Damrosch, *What Is World Literature?* (Princeton: Princeton University Press, 2003).

53 Vgl. Aamir Mufti, *Forget English! Orientalisms and World Literatures* (Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 2016); Baidik Bhattacharya, *Postcolonial Writing in the Era of World Literature. Texts, Territories, Globalizations* (London: Routledge India, 2018).

Arbeiten des Sonderforschungsbereichs gehen davon aus, dass weder die verglichenen Objekte – die *comparata* – noch die Vergleichshinsichten – die *tertia comparationis* – der Vergleichshandlung vorgängig sind, sondern dass diese durch den Vollzug des Vergleichens zuallererst produziert und durch die Stabilisierung einzelner Vergleichshandlungen zu Vergleichspraktiken perpetuiert werden. Entsprechend sind auch die dem Vergleichen zugrunde liegenden Normen und Wertmaßstäbe nicht als apriorisch zu begreifen, vielmehr emergieren sie in der situativ und historisch bedingten Performanz des Vergleichs und der Zirkulation und Tradierung von Vergleichspraktiken zwischen verschiedenen Vergleichsakteur*innen. Diese praxeologische Auffassung des Vergleichens als einer kulturellen und sozialen Praktik erlaubt es, wie Angelika Epple und Walter Erhart ausführen, die Bedingungen des Vergleichens neu zu beleuchten:

While doing comparisons, actors are never free from their normative background and the historical context in which comparisons are situated. As a practice [...] comparing has to be reconsidered not as an individual singular action performed randomly and spontaneously across space and time [...], but as part of a framework of comparative practices that have been established through repetitions and routines, cultural habits, and historical patterns.⁵⁴

Mit dem von Epple und Erhart formulierten Fokus auf den *Praktiken* des Vergleichens – auf ihrer kontextuellen Einbettung und Akteursgebundenheit – steht in den hier versammelten Beiträgen nicht primär die methoden- oder wissenschaftsgeschichtliche Perspektivierung der Fachgeschichte der Komparatistik im Vordergrund, sondern die Zirkulation von Praktiken des vergleichenden Lesens diesseits und jenseits der Literaturwissenschaft, genauer gesagt: zwischen den Diskursfeldern der Literatur, der Literaturwissenschaft und der Literaturkritik. Gerade in dem die Diskursgrenzen der Wissenschaft überschreitenden praxeologischen Blick zeigt sich, wie eng das vermeintlich objektive und neutrale Vergleichen in der Wissenschaft mit dem normativen Vergleichen der Literaturkritik oder dem bestehenden Wissenskategorien durchkreuzenden Vergleichen der Literatur verwandt ist. Praktiken

54 Angelika Epple und Walter Erhart, »Practices of Comparing. A New Research Agenda Between Typological and Historical Approaches«, in: Angelika Epple, Walter Erhart, Johannes Grave (Hg.), *Practices of Comparing. Towards a New Understanding of a Fundamental Human Practice* (Bielefeld: transcript, 2020), 11–38, hier 17–18.

des Vergleichens werden hier entsprechend befragt auf die ihnen zugrunde liegenden ästhetischen Wertmaßstäbe, auf die medialen oder materialen Bedingungen ihres Vollzugs und auf ihr Zusammenspiel mit vielfältigen Praktiken des Lesens. Dabei interessiert, wie die aus der Verknüpfung von Praktiken des Vergleichens und denen des Lesens hervorgehenden Praktiken des vergleichenden Lesens über die Grenzen zwischen Diskursfeldern, Praxiszusammenhängen und »communities of practice« hinweg Verwendung finden.

Vergleichspraktiken und -formationen können dabei sowohl stabilisierend als auch destabilisierend wirken. Ein Beispiel für diese Ambivalenz sind etwa ›Lesepraktiken‹, die auf digitalen Verfahren der Textanalyse basieren, wie beispielsweise die (digitale) Stilometrie. Einerseits können solche computationallyen Textvergleiche innerhalb der höchst dynamischen Entwicklung vieler geisteswissenschaftlicher Disziplinen in den letzten Jahren als destabilisierende Vergleichspraktiken verstanden werden, weil sie sich auf das bestehende Wissenschaftssystem, traditionelle Methoden und Fragestellungen modifizierend auswirken. Gleichzeitig greift die Stilometrie auf traditionelle Konzepte der Literaturwissenschaft zurück, wenn sie bevorzugt den Stil individueller Autor*innen zum Gegenstand der Analyse erhebt. So werden u.a. über vergleichende Lesepraktiken traditionelle Episteme in neuen wissenschaftlichen Diskursen stabilisiert.

Für das vergleichende Lesen folgt aus dem Vorhaben einer praxeologischen Beschreibung des Vergleichens, dass die Vergleichshandlungen als konstitutiv für die Vergleichsobjekte – hier u.a. die literarischen Texte und ihre Fassungen, Kontexte, Autor*innen, Stile oder Lesarten – und ihre komparativen Konstellationen verstanden werden. Den verschiedenen Konzeptionen der *comparata*, die die Praktiken des vergleichenden Lesens derart hervorbringen, widmen sich die hier versammelten Beiträge. So zeigt sich beispielsweise, dass sich mit den Praktiken des vergleichenden Lesens das jeweilige Literaturverständnis verändern kann. Einerseits verweigert sich eine Literatur, die in der Tradition der modernen Ästhetik als eminent unvergleichlich konzipiert worden ist, dem vergleichenden Lesen: Wie verhalten sich vergleichende Leser*innen zum Paradigma der Unvergleichlichkeit des literarischen Textes, welche Legitimationen oder Anfechtungen erfährt es in unterschiedlichen Vergleichsdiskursen oder -handlungen? Andererseits lädt Literatur ihre Leser*innen auf vielfache Weisen zum Vergleichen ein – wie verhalten sich lesende Akteur*innen zu den Vergleichsaffordanzen von literarischen Texten oder materialen Assemblagen von Literatur?

Die Verknüpfungen von Praktiken des Vergleichens und denen des Lesens lassen sich mithin sowohl auf der Produktions- als auch auf der Text- und der Rezeptionsebene ansetzen.⁵⁵ Bei der *Produktion* literarischer Texte spielen vergleichende Lesepraktiken z.B. durch Lektoratsprozesse, durch die Orientierung an literarischen Vorbildern oder implizite Praktiken der Stilbildung in Gemeinschaften eine Rolle. Auf der *Textebene* lässt sich dagegen nicht nur von Vergleichspraktiken, sondern auch von Vergleichsangeboten bzw. -aufforderungen an die Leser*innen sprechen oder davon, »[that w]e are urged to compare«, wie es Rebecca L. Walkowitz in Bezug auf die von ihr beschriebene »comparison literature« formuliert hat.⁵⁶ Textuelle Vergleichsangebote können dabei sehr unterschiedlich ausfallen, zu mehr oder weniger Literarizität beitragen oder mit intertextuellen und intermedialen Bezügen interferieren.⁵⁷ Ob Vergleichsangebote überhaupt als solche wahrgenommen und verstanden werden, entscheidet sich in den jeweiligen Rezeptionssituationen, wobei die Voraussetzungen dafür sowohl individuell als auch sozial bedingt, routinisiert und habitualisiert sein können.⁵⁸ Auf der *Rezeptionsebene* im engeren Sinn bilden Vergleichspraktiken nicht nur ein grundlegendes hermeneutisches Prinzip, sondern wirken ordnend in Zweifelsfällen der Sinnstiftung oder sie werden als Vergleichswissen über Gattungen und deren Funktionsweisen bei Verstehensprozessen wirksam.

Aus der Mehrdimensionalität der Schnittstellen zwischen dem Vergleichen und dem Lesen auf Produktions- und Rezeptionsebene ergibt sich, dass die

-
- 55 Für eine detaillierte Systematisierung der Schnittstellen zwischen Praktiken des Lesens und des Vergleichens s. auch den Tagungsbericht zu der Veranstaltung, die dem vorliegenden Sammelband vorangegangen ist: Kristina Petzold, »Vergleichen-des Lesen. Ein Bericht zum SFB 1288-Workshop ›Vergleichendes Lesen. Praktiken des Vergleichens in Literaturwissenschaft und Literaturkritik««. SFB 1288-Blog »Praktiken des Vergleichens«, 07.12.2022, <https://vergleichen.hypotheses.org/1492> [abgerufen am 26.07.2023].
- 56 Rebecca L. Walkowitz, »Comparison Literature«, *New Literary History* 40 (2010): 567–582, hier 567.
- 57 Zu Literatur als einer komparativen Praxis s. auch Walter Erhart, »Odysseus, Blackbirds and Rain Barrels. Literature as a Comparative Practice«, in: Epple, Erhart, Grave (Hg.), *Practices of Comparing. Towards a New Understanding of a Fundamental Human Practice*, 111–136.
- 58 Zur ›Instabilität‹ von Praktiken s. Hilmar Schäfer, *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie* (Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2013).

Verknüpfung der Praktiken nicht notwendig synchron verläuft. Vielfach entfaltet sie sich zeitlich versetzt: Auf das Vergleichen *nach dem Lesen* wirken sich verschiedene Lesemodi und Bewertungskategorien aus, die häufig konventionalisiert, wenn nicht sogar normativ vorgegeben sind. Dass sich Vergleichspraktiken im Anschluss an die Lektüre aber nicht ausschließlich auf das gelesene Werk beziehen müssen, zeigt ein Blick auf digitale Lesecommunities, in denen sich kompetitive Vergleichspraktiken durch zähl- und sichtbare Klicks und Likes auf Leseprofile von Personen und damit auf menschliche Subjekte beziehen. Eine andere Form der Vergleichspraktiken des Lesens zweiter Ordnung ziehen beispielsweise auch selektive bzw. kuratierte Vergleichsangebote nach sich. Vergleichendes Lesen wird sowohl von den Textkurator*innen als auch von sekundären Rezipient*innen vollzogen, wobei sich hier wichtige Fragen zu den Auswahlprozessen und den Machtverhältnissen zwischen diesen beiden Gruppen stellen.

Nicht zuletzt sind vergleichende Praktiken des Lesens – ebenso wie jene des Schreibens – in ökonomische Kontexte eingebettet, sei es durch die grundsätzliche Vergleichbarkeit von literarischen Werken anhand ihrer symbolischen und monetären Wertigkeiten oder durch die Anreize, die der Buchhandel zum Lesen oder Rezensieren von Büchern schafft. Neben der komplexen prozessualen Einbettung von vergleichenden Lesepraktiken auf den verschiedenen Ebenen der Produktion, des Textes, der Rezeption und des Kontextes erweist sich also bereits nach einer ersten Bestandsaufnahme die Frage nach den Machtstrukturen, den Normen und Verantwortlichkeiten als zentral für eine mögliche Systematik vergleichender Lesepraktiken. Mithilfe einer kritischen Vergleichspraxeologie, wie sie oben skizziert wurde, lassen sich solche Dynamiken weiter differenzieren und in ihrer je spezifischen soziokulturellen und historischen Situiertheit beschreiben.

Diesseits und jenseits der Literaturwissenschaft: Vergleichende Leser*innen und ihre »communities of practice«

Um die das vergleichende Lesen leitenden Maßstäbe in ihrer Akteurs- und Situationsgebundenheit zu beleuchten, gilt es die Dynamik zwischen einzelnen Vergleichshandlungen, ihrer Stabilisierung zu situativ invarianten Praktiken und den Standardisierungen zu beschreiben, zu denen sich Praktiken des vergleichenden Lesens verfestigen können. Dabei zeigt sich, dass die Zirkulation von Praktiken zwischen Akteur*innen zur Konstitution von

mehr oder weniger stabilen sozialen Kollektiven führen kann, die sich mittels der gemeinsamen Praktiken formieren – ein Prozess der praxisbasierten Kollektivierung, für den der Sozialforscher Étienne Wenger den Begriff der »communities of practice« geprägt hat.⁵⁹ Das kollektive Teilen und die soziale Verbreitung von Praktiken begünstigen deren temporäre Stabilisierung, die sich mit Veränderungen der Zusammensetzung und der sozialen Dynamik der »community of practice« wiederum auflösen kann. Die in den hier versammelten Beiträgen unternommene praxeologische Beschreibung des vergleichenden Lesens lässt mithin auch die Entstehung und Auflösung von verschiedenen Gruppen vergleichender Leser*innen zutage treten. Im Fokus stehen dabei die literaturwissenschaftliche »community of practice« – die sich natürlich in weitere subdisziplinäre Untergruppen differenzieren ließe – und ihre Beziehungen zu nicht-akademischen Leser*innengruppen, die vergleichendes Lesen praktizieren. Denn das Panorama der sich durch Praktiken des vergleichenden Lesens konstituierenden »communities of practice« lässt erkennen, dass die Ordnung des literarischen Feldes – heute wie auch in historischer Perspektive – in einem ständigen Wandel begriffen ist.

So hat Jim Collins mit Blick auf die literarische Kultur der Gegenwart neue Formen der Popularisierung von Literatur untersucht, im Zuge derer sich der Umgang mit Literatur – unabhängig davon, ob diese als »ernsthaft« oder als »Unterhaltung« gehandelt werde – verändere. Die Neuen Medien hätten, so Collins, zu einer Resozialisierung der seit dem 18. Jahrhundert als einsam und asozial codierten Tätigkeit des Lesens geführt.⁶⁰ Mit der medientechnologisch

59 Vgl. Étienne Wenger, *Communities of Practice. Learning, Meaning, and Identity* (Cambridge: Cambridge University Press, 1998). Zu vergleichsbasierten »communities of practice« s. auch Thomas Müller, Leopold Ringel, Tobias Werron, »In der Mitte liegt die Kraft. Eine praxistheoretische Perspektive auf die ›Mesoebene‹«, Working Paper 8 des SFB 1288, https://pub.uni-bielefeld.de/download/2945010/2945064/WorkingPaper8_SFB1288.pdf [abgerufen am 21.06.2023]; Angelika Epple und Antje Flüchter, »Concluding Observations. Modes of Comparing and Communities of Practice«, in: Eleonora Rohland, Angelika Epple, Antje Flüchter, Kirsten Kramer (Hg.), *Contact, Conquest and Colonization. How Practices of Comparing Shaped Empires and Colonialism Around the World* (New York: Routledge, 2021), 332–338.

60 Vgl. Collins, *Bring on the Books for Everybody*, 3–4. Diese Diagnose ließe sich in historischer Perspektive leicht relativieren, denn gerade auch im 18. Jahrhundert lassen sich, neben dem wirkmächtigen Topos der einsamen Leserin, vielfältige Praktiken der geselligen Lektüre beobachten. S. zu den historischen Formen der Sozialität des Lesens im 18. Jahrhundert z.B. Luisa Banki und Kathrin Wittler (Hg.), *Lektüre und Geschlecht im*

gestützten Stärkung und der neu gewonnenen Sichtbarkeit populärer Lektüre⁶¹ hängt für Collins auch eine Verschiebung von Werthierarchien im literarischen Feld zusammen: Das Urteil professioneller Leser*innen – darunter Literaturwissenschaftler*innen oder Kritiker*innen – verlöre an Gewicht, während der Umgang von »Amateur Readers« mit Literatur an Bedeutung gewinne.⁶²

Diese Verlagerungen ästhetischer Wertungsmacht haben auf der einen Seite zu einer Verhärtung der Fronten zwischen akademischen und nicht-akademischen »communities of practice« geführt.⁶³ Die hitzige Debatte um die angemessene Bewertung von Takis Würgers historischem Roman *Stella* (2019), bei der das Urteil der Literaturkritiker*innen den Bewertungen der Mehrheit des Lesepublikums – manifest in der Vielzahl an Nutzer*innen-Rezensionen auf *Amazon* – diametral entgegengesetzt war, hat Johannes Franzen als Symptom einer »literatursoziologische[n] Verschiebung« gelesen, »die mehr oder weniger unterschwellig die Machtverhältnisse im literarischen Feld neu strukturiert.«⁶⁴ Moritz Baßler hat am Phänomen des »Neuen Midcult« gezeigt, dass einem dezidiert gegen die akademische Leser*innenschaft ge-

18. Jahrhundert. Zur Situativität des Lesens zwischen Einsamkeit und Geselligkeit (Göttingen: Wallstein, 2020).

61 Vgl. dazu auch Steffen Martus und Carlos Spoerhase (Hg.), *Gelesene Literatur. Populäre Lektüre im Zeichen des Medienwandels* (Sonderband text+kritik, 2018).

62 Vgl. Collins, *Bring on the Books for Everybody*, 18–20.

63 Vgl. zu den diskursiven Deutungen von Buch-Blogger*innen sowie der traditionellen Literaturkritik Kristina Petzold, *Buchblogs zwischen Passion und Profession. Zur Diskursivierung digitaler literaturbezogener Anschlusskommunikation als Arbeit* (Göttingen: V&R unipress, erscheint 2024). Empirische Belege für unterschiedliche Rezensionspraktiken von Lai*innen und professionellen Literaturkritiker*innen finden sich beispielsweise bei Gabriele Mehling, Axel Kellermann, Holger Kellermann, Martin Rehfeldt, *Leserrezensionen auf amazon.de – Eine teilautomatisierte inhaltsanalytische Studie* (Bamberg: University of Bamberg Press, 2018) sowie bei Massimo Salgaro und Simone Rebor, »Measuring the »Critical Distance«. A corpus-based analysis of Italian book reviews«. *AIUCD2018 – Book of Abstracts* (Bari: AIUCD 2018), 161–163.

64 Vgl. Johannes Franzen, »Everyone's a Critic. Rezensieren in Zeiten des ästhetischen Plebiszits«, *Unterstellte Leseschichten*. Tagung, Kulturwissenschaftliches Institut Essen, 29.-30.09.2020, https://duepublico2.uni-due.de/servlets/MCRFileNodeServlet/duepublico_derivate_00074237/Franzen_Rezensieren_aesthetisches_Plebiszit.pdf [abgerufen am 21.06.2023], 14.

richteten ›community building‹ von vergleichenden Leser*innen nicht selten ein anti-akademischer Impetus zugrunde liegt.⁶⁵

Auf der anderen Seite mehren sich literaturwissenschaftliche Ansätze, die um eine Auflösung der (vermeintlich) verhärteten Grenzen zwischen akademischen und nicht-akademischen Leser*innenschaften bemüht sind und die deren Gemeinsamkeiten im Umgang mit Literatur herausstreichen. Die Lektürepraktiken eines ›Laienpublikums‹ sind damit nicht länger nur von Interesse für sozial- oder buchgeschichtliche Studien, die sich bereits seit Langem mit Laienleser*innen beschäftigen, sondern ihnen wird auch in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen verstärkt Aufmerksamkeit zuteil, wie etwa in Merve Emres Buch *Paraliterary. The Making of Bad Readers in Postwar America*, das die Ausbildung von »bad readers and the institutions that spawned them in postwar America«⁶⁶ zum Gegenstand hat und das die nicht-akademischen Lektürepraktiken ›paraliterarischer Leser*innen‹ – »practices of readerly identification, emotion, action, and interaction«⁶⁷ – erforscht. Aufbauend auf historischen Studien zur Ausdifferenzierung von professionellen und Laienleserschaften hat John Guillory deren Verhältnis als ein ko-konstitutives systematisiert, das einerseits auf der dezidierten Abgrenzung professioneller Leser*innen von ›Laien‹ basiere, das aber andererseits das »lay reading« zur Voraussetzung jeglicher professionellen Lesetätigkeit mache: »[A]t a deeper level lay reading and professional reading are not simply noncoincident, or antithetical, but [...] lay reading is in fact the inescapable condition of professional reading«.⁶⁸ Rita Felski verfolgt in ihren Arbeiten, im Dialog mit Ansätzen aus der *affect theory*, eine vergleichbare Stoßrichtung, insofern sie die »modes of attachment« herausarbeitet, die Leser*innen diesseits und jenseits akademischer Institutionen teilen.⁶⁹

Hier setzen die in diesem Band versammelten Beiträge zur Praxeologie des vergleichenden Lesens an, indem sie Verknüpfungen von Praktiken des Lesens und des Vergleichens beschreiben, auf ihre jeweilige Situations- und Ak-

65 Vgl. Moritz Baßler, »Der Neue Midcult«, *POP. Kultur und Kritik* 10, Nr. 1 (2021): 132–149. Zum Gegenwartsphänomen des Anti-Akademismus s. auch Hanna Engelmeier, Philipp Felsch (Hg.), *Antiakademismus, Mittelweg* 36, Nr. 4–5 (2017).

66 Merve Emre, *Paraliterary. The Making of Bad Readers in Postwar America* (Chicago: Chicago University Press, 2017), 3.

67 Ebd.

68 John Guillory, *Professing Criticism. Essays on the Organization of Literary Study* (Chicago: Chicago University Press, 2022), 334.

69 Vgl. Rita Felski, *Hooked. Art and Attachment* (Chicago: Chicago University Press, 2020).

teursgebundenheit hin befragen und untersuchen, wie Praktiken des vergleichenden Lesens zwischen verschiedenen Lesekollektiven zirkulieren. Erörtert wird, welche Praktiken, auf der einen Seite, zur Konstitution und Abgrenzung von akademischen »communities of practice« beitragen und welche Praktiken, auf der anderen Seite, von Literaturwissenschaftler*innen und Theoretiker*innen, Schriftsteller*innen, Kritiker*innen, Leser*innen, Museumskurator*innen und -besucher*innen geteilt werden und damit die Grenzen zwischen den verschiedenen Lesegemeinschaften unterlaufen. Die Aufsätze entfalten ein Panorama an vielfältigen Lesemodi, das in seiner Breite zur erneuten Reflexion der Frage einlädt, was es überhaupt heißt, einen Text gelesen zu haben.⁷⁰ Nicht zuletzt steht mit der so sichtbar gemachten Diversifizierung von Weisen des Umgangs mit Literatur die ästhetiktheoretische Frage auf dem Spiel, wieviel Vergleich die Kunst überhaupt verträgt.⁷¹

Beiträge

Die folgenden Beiträge nähern sich den oben skizzierten Fragestellungen aus verschiedenen Perspektiven, die sich zu drei thematischen Komplexen zusammenfassen lassen: 1. Genealogien des vergleichenden Lesens, 2. Standardisierungsprozesse, die durch Praktiken des vergleichenden Lesens perpetuiert, angestoßen oder durch sie gelenkt werden, und 3. Kontingenzeffekte, die durch die Interferenzen zwischen Vergleichs- und Lektürehandlungen erzeugt werden können.

Die im ersten Themenkomplex »Genealogien« gebündelten Texte nehmen in historisierender Perspektive die Genese und Entstehungsbedingungen von modernen Praktiken des vergleichenden Lesens in den Blick. Stefan Willer geht in seinem Beitrag »Vergleichungen in Masse«. Komparative Verfahren bei Friedrich Schleiermacher« den Anfängen von hermeneutisch-philologischen Praktiken des Vergleichens in den Schriften Friedrich Schleiermachers nach. Dabei zeigt er, dass das Vergleichen in dessen Systematik von Hermeneutik und Kritik kein Anfang und kein Ende kennt. In einer genauen Analyse von Schleiermachers Argumentation arbeitet Willer heraus, dass die

70 Vgl. Steffen Martus und Carlos Spoerhase, »Gelesene Literatur in der Gegenwart«, *Gelesene Literatur*, 7–17, hier 10–11.

71 Vgl. Moritz Baßler und Heinz Drügh, *Gegenwartsästhetik* (Göttingen: Konstanz University Press, 2021).

Schwierigkeit, den Anfang des Vergleichens festzustellen, aus dessen »Kunst der Vergleichsstiftung« hervorgeht, d.h. aus einem Denk- und Schreibverfahren, das mittels binärer Oppositionen operiert und damit den Vergleich gleichermaßen einfordert und hintertreibt. Nathan Taylor zeichnet in seinem Aufsatz »Unschätzbar. Romantische Ökonomien des Vergleichens« die Herausbildung des ästhetischen Topos der Inkommensurabilität des literarischen Kunstwerks in der Kunsttheorie der Romantik nach. Taylor legt dar, in welchem Maße die Rede von der Inkommensurabilität in eine ökonomische Wertlogik eingeflochten ist, die das Vergleichen zur konstitutiven Grundoperation hat. Seine theoretische Auseinandersetzung mit David Hume, Friedrich Schlegel und Michael Clune verbindet er mit Textlektüren des Grimmschen Märchens »Hans im Glück« und Hannes Bajohrs Textsammlung *Halbzeug*. Dem Vergleichen inhärente axiologische Operationen hat auch Francisco García Chicotes Beitrag »Aspekte des Vergleichs in Georg Simmels Essayistik« zum Gegenstand. Chicote erörtert, wie Georg Simmels Vergleichstheorie – mit ihren Implikationen für Wertschöpfungsprozesse der modernen Kultur und Gesellschaft – in seinen ästhetischen und philosophischen Essays praktisch zur Anwendung kommt. Grundlage bildet eine Vergleichspraxeologie *avant la lettre*, in der Simmel das Vergleichen nicht nur als epistemologische Handlung, sondern auch als eine sozial hervorgebrachte objektive Existenz konzeptualisiert.

Die Beiträge des folgenden Themenkomplexes »Standardisierungen« zeigen, auf welche Weisen Praktiken des vergleichenden Lesens an kulturellen, sozialen oder ästhetischen Standardisierungsprozessen mitwirken. Veronika Schuchter untersucht in ihrem Beitrag »nicht in Beziehung zu setzen ...«. Geschlechtsspezifische Vergleiche zwischen homosozialen Feldern, gefühlter Illegitimität und Unterlassung« die Rolle des Geschlechts von Autor*innen für den Vergleich ihrer Texte in der Literaturkritik. Anhand von Beispielen aus der jüngeren Literaturkritik zeigt Schuchter, dass geschlechtsspezifische Literaturvergleiche vor allem entlang homosozialer Ordnungen operieren: Autoren werden mit Autoren, Autorinnen mit Autorinnen verglichen, sodass das vergleichende Lesen als Amplifikator sozialer und kultureller Differenzierungsmuster erkennbar wird. Ihr Beitrag rückt dabei auch die soziale Bedeutung des unterlassenen Vergleichs in den Blick: Implizite Wertordnungen zeigen vor allem da ihre Wirksamkeit, wo eine dem Vergleich vorausgehende Gleichartigkeitsannahme gar nicht erst zugelassen wird. In medientheoretischer und ästhetischer Hinsicht beleuchtet Hanna Hamel in ihrem Text »Track Changes – Vergleichendes Schreiben zwischen Wissenschaft und Lite-

ratur« die Funktion *Track Changes/Änderungen nachverfolgen* der Microsoft Word-Software und ihren Auswirkungen auf die Lese- und Schreibpraktiken von Literaturwissenschaftler*innen und Schriftsteller*innen. Hamel argumentiert, dass die digitale Textverarbeitung neue Formen der Kollaboration ermögliche, dabei aber Standardisierungsprozesse in Gang setze, die auf impliziten Vergleichshandlungen beruhen. In Frage stehen damit die stilistischen Normen, die für die literaturwissenschaftliche und literarische Textproduktion leitend sind. Friederike Schruhl wendet sich mit ihrem Text »Praxeologische Überlegungen zum Vorwurf des Ungelesenen« dem *Nicht-Lesen* zu: Aufbauend auf fiktionalen ›Nicht-Lese-Szenen‹ untersucht sie die konstitutive Bedeutung des Ungelesenen für die literaturwissenschaftliche Tätigkeit und zeigt dabei, auf welche Weisen Literaturwissenschaftler*innen durch das Vergleichen zu einem produktiven Umgang mit dem Ungelesenen gelangen.

Eine abschließende Sektion zu »Kontingenzen« versammelt Texte, die die Kontingenzeffekte von Praktiken des vergleichenden Lesens akzentuieren und den Möglichkeitsräumen nachgehen, die sich an der Schnittstelle von Vergleichen und Lesen eröffnen können. Britta Hochkirchen erweitert in ihrem Beitrag »Neu gesehen, neu gelesen? Praktiken des Vergleichens in Literatúrausstellungen« die Perspektive des Bandes, indem sie anhand von kuratorischen Praktiken in Literatúrausstellungen Schnittstellen zwischen dem vergleichenden Lesen und dem vergleichenden Sehen in den Blick nimmt. Am Beispiel der Dauerausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* des Goethe-Nationalmuseums in Weimar zeigt Hochkirchen, dass es sich bei Ausstellungen um Raumkonstellationen handelt, die die Besucher*innen zum Vergleichen von Objekten herausfordern, die hier – je nach Objektkonstellation und materialer Zurichtung – sehr unterschiedliche und mitunter konträre Auffassungen von und Umgangsweisen mit Literatur hervorbringen. Mona Körte lenkt in ihrem Aufsatz »Arbeit an der Wörtlichkeit. Zur Produktivität des Verlesens« den Blick auf das Verlesen als einen Ansporn für das vergleichende Lesen. In Dialog mit Ansätzen aus Linguistik, Kognitionsforschung, Psychoanalyse und Phänomenologie zeigt Körte, dass dem Verlesen implizite Vergleichshandlungen zugrunde liegen, denen ein kreatives Moment eigne, das es im vergleichenden Lesen produktiv zu machen gelte. Moritz Baßler schließlich setzt sich in seinem Aufsatz »Verständige Vergleichung. Paradigmatisches versus referenzielles Lesen (und Schreiben)« mit Modi des vergleichenden Lesens auseinander, die von verschiedenen Formen des Realismus in der deutschsprachigen Gegenwartsprosa – in Texten von Sharon Dodua Otoo, Dietmar Dath und Słata Roschal – begünstigt werden. Baßler unterscheidet

dabei zwischen einem vergleichenden Lesen entlang der paradigmatischen und der syntagmatischen Achse: Während auf der syntagmatischen Achse der Abgleich des Textes mit – und folglich die Affirmation von – bestehenden normativen Auffassungen von Wirklichkeit dominiere, schärfe der Vergleich von verschiedenen Selektionsmöglichkeiten auf der paradigmatischen Achse den Sinn für die Kontingenz von Wirklichkeit.

Die Beiträge des Bandes gehen auf Vorträge zurück, die bei einem Workshop zu »Vergleichendem Lesen« im September 2022 am Sonderforschungsbereich 1288 *Praktiken des Vergleichens* an der Universität Bielefeld gehalten wurden. Wir danken der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die finanzielle Förderung der Tagung und der Drucklegung des Bandes. Ohne die beherzte Unterstützung von Dr. Andrea Bendlage und Wiltrud Morawe von der Geschäftsführung des SFB 1288 wäre die Durchführung der Veranstaltung nicht möglich gewesen; ihnen sei an dieser Stelle herzlich für ihren Einsatz gedankt. Sehr profitiert haben wir von der tatkräftigen Betreuung durch Sabrina Diab-Helmer und Vera Breitner von der Bielefeld University Press, bei denen wir uns ebenfalls bedanken möchten.

Die Realisierung dieses Bandes wäre ohne die Mitarbeit der vergleichenden Leserinnen Marlen Andrae und Corinna Vullhorst nicht denkbar gewesen; unser besonderer Dank gilt ihnen für ihre unermüdlichen Lektüren, die Unterstützung bei der Redaktion der Beiträge und der Vorbereitung des Manuskripts. Schließlich bedanken wir uns bei allen Autorinnen und Autoren für die außerordentlich anregende Zusammenarbeit.

Literaturverzeichnis

- Apter, Emily. *The Translation Zone. A New Comparative Literature*. Princeton: Princeton University Press, 2011.
- Banki, Luisa und Michael Scheffel. »Positionen zeitgenössischer Lektüre. Zur Einleitung«. In: dies. (Hg.), *Lektüren. Positionen zeitgenössischer Philologie*, 1–14. Trier: wvt, 2017.
- Banki, Luisa und Kathrin Wittler (Hg.). *Lektüre und Geschlecht im 18. Jahrhundert. Zur Situativität des Lesens zwischen Einsamkeit und Geselligkeit*. Göttingen: Wallstein, 2020.
- Baron, Naomi S. *Words Onscreen: The Fate of Reading in a Digital World*. Oxford: Oxford University Press, 2015.

- Baßler, Moritz und Heinz Drügh. *Gegenwartsästhetik*. Göttingen: Konstanz University Press, 2021.
- Baßler, Moritz. »Der Neue Midcult«. *POP. Kultur und Kritik* 10, Nr. 1 (2021): 132–149.
- Benne, Christian. *Nietzsche und die historisch-kritische Philologie*. Berlin/Boston: De Gruyter, 2012.
- Best, Stephen und Sharon Marcus. »Surface Reading: An Introduction«. In: *Representations* 108, Nr. 1 (2009): 1–21.
- Bhattacharya, Baidik. »On Comparatism in the Colony: Archives, Methods, and the Project of *Weltliteratur*«. *Critical Inquiry* 42, Nr. 3 (2016): 677–711.
- Bhattacharya, Baidik. *Postcolonial Writing in the Era of World Literature. Texts, Territories, Globalizations*. London: Routledge India, 2018.
- Buzan, Tony. *The Speed Reading Book*. London: BBC Books, 1997.
- Collins, Jim. *Bring on the Books for Everybody. How Literature Became Popular Culture*. Durham: Duke University Press, 2010.
- Culler, Jonathan. »The Closeness of Close Reading«. *ADE Bulletin* 149 (2010): 20–25.
- Damrosch, David. *What Is World Literature?* Princeton: Princeton University Press, 2003.
- Damrosch, David. *Comparing the Literatures. Literary Studies in a Global Age*. Princeton: Princeton University Press, 2020.
- Dubois, Andrew. »Introduction«. In: Frank Lentricchia und Andrew Dubois (Hg.), *Close Reading: The Reader*, 1–40. Durham: Duke University Press, 2003.
- Emre, Merve. »Post-Disciplinary Reading and Literary Sociology«. *Modernism/modernity*, 01.02.2019. <https://modernismmodernity.org/forum/s/posts/post-disciplinary-reading-and-literary-sociology> [abgerufen am 21.06.2023].
- Emre, Merve. *Paraliterary. The Making of Bad Readers in Postwar America*. Chicago: Chicago University Press, 2017.
- Engelmeier, Hanna und Philipp Felsch (Hg.). *Antiakademismus. Mittelweg* 36, Nr. 4–5 (2017).
- Engelsing, Rudolf. »Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit«. In: ders., *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1978, 112–154.
- English, James F. und Ted Underwood. »Shifting Scales: Between Literature and Social Science«. *Modern Language Quarterly* 77, Nr. 3 (2016): 277–295.

- Epple, Angelika und Walter Erhart. »Practices of Comparing. A New Research Agenda Between Typological and Historical Approaches«. In: Angelika Epple, Walter Erhart, Johannes Grave (Hg.), *Practices of Comparing. Towards a New Understanding of a Fundamental Human Practice*, 11–38. Bielefeld: transcript, 2020.
- Epple, Angelika und Antje Flüchter. »Concluding Observations. Modes of Comparing and Communities of Practice«. In: Eleonora Rohland, Angelika Epple, Antje Flüchter, Kirsten Kramer (Hg.), *Contact, Conquest and Colonization. How Practices of Comparing Shaped Empires and Colonialism Around the World*, 332–338. New York: Routledge, 2021.
- Erhart, Walter. »Odysseus, Blackbirds and Rain Barrels. Literature as a Comparative Practice«. In: Angelika Epple, Walter Erhart, Johannes Grave (Hg.), *Practices of Comparing. Towards a New Understanding of a Fundamental Human Practice*, 111–136. Bielefeld: transcript, 2020.
- Felski, Rita. *Hooked. Art and Attachment*. Chicago: Chicago University Press, 2020.
- Felski, Rita. *Uses of Literature*. Malden: Blackwell, 2008.
- Felski, Rita. »Suspicious Minds«. *Poetics Today. International Journal for Theory and Analysis of Literature and Communication* 32, Nr. 2 (2011): 215–234.
- Felski, Rita und Elizabeth S. Anker (Hg.). *Critique and Postcritique*. Durham: Duke University Press, 2017.
- Franzen, Johannes. »Everyone's a Critic. Rezensieren in Zeiten des ästhetischen Plebiszits«. *Unterstellte Leseschafte*n. Tagung, Kulturwissenschaftliches Institut Essen, 29.–30.09.2020. https://duepublico2.uni-due.de/servlets/MCRFileNodeServlet/duepublico_derivate_00074237/Franzen_Rezensieren_aesthetisches_Plebiszit.pdf [abgerufen am 21.06.2023].
- Griem, Julika. *Szenen des Lesens. Schauplätze einer gesellschaftlichen Selbstverständigung*. Bielefeld: transcript, 2021.
- Guillory, John. *Professing Criticism. Essays on the Organization of Literary Study*. Chicago: Chicago University Press, 2022.
- Hensley, Nathan K. »Figures of Reading«. *Criticism* 54, Nr. 2 (2012): 329–342.
- Jin, Jay. »Problems of Scale in ›Close‹ and ›Distant‹ Reading«. *Philological Quarterly* 96, Nr. 1 (2017): 105–129.
- Lauer, Gerhard. *Lesen im digitalen Zeitalter*. Darmstadt: wbg Academic, 2020.
- Leerssen, Joep. »Comparing What, Precisely? H.M. Posnett and the Conceptual History of ›Comparative Literature«. *Comparative Critical Studies* 12, Nr. 2 (2015): 197–212.

- Martus, Steffen und Carlos Spoerhase. »Praxeologie der Literaturwissenschaft«. *Geschichte der Germanistik* 35, Nr. 36 (2009): 89–96.
- Martus, Steffen und Carlos Spoerhase. »Die Quellen der Praxis. Probleme einer historischen Praxeologie der Philologie. Einleitung«. *Zeitschrift für Germanistik* 23, Nr. 2 (2013): 221–225.
- Martus, Steffen und Carlos Spoerhase. *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Berlin: Suhrkamp, 2022.
- Martus, Steffen und Carlos Spoerhase (Hg.). *Gelesene Literatur. Populäre Lektüre im Zeichen des Medienwandels*. Sonderband text+kritik, 2018.
- Mauz, Andreas und Hartmut von Sass (Hg.). *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011.
- Mehling, Gabriele, Axel Kellermann, Holger Kellermann, Martin Rehfeldt. *Leserrezensionen auf amazon.de – Eine teilautomatisierte inhaltsanalytische Studie*. Bamberg: University of Bamberg Press, 2018.
- Melas, Natalie. *All the Difference in the World. Postcoloniality and the Ends of Comparison*. Stanford: Stanford University Press, 2007.
- Miedema, John. *Slow Reading*. Duluth: Litwin Books, 2009.
- Moretti, Franco. »Conjectures on World Literature«. *New Left Review* 1 (2000): 54–68.
- Moretti, Franco. *Distant Reading*. London: Verso, 2013. Mueller, Martin. »Scalable Reading«, *Scalable Reading*, <https://sites.northwestern.edu/scalablereading/scalable-reading/> [abgerufen am 09.11.2023].
- Mufti, Aamir. *Forget English! Orientalisms and World Literatures*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 2016.
- Müller, Thomas, Leopold Ringel, Tobias Werron. »In der Mitte liegt die Kraft. Eine praxistheoretische Perspektive auf die ›Mesoebene‹«. Working Paper 8 des SFB 1288. https://pub.uni-bielefeld.de/download/2945010/2945064/WorkingPaper8_SFB1288.pdf [abgerufen am 21.06.2023].
- Nicholls, Angus. »Max Müller and the Comparative Method«. *Comparative Critical Studies* 12, Nr. 2 (2015): 213–234.
- Nicholls, Angus. »The ›Goethean‹ Discourse on *Weltliteratur* and the Origins of Comparative Literature: The Cases of Hugo Meltzl and Hutcheson Macaulay Posnett«. *Seminar: A Journal of Germanic Studies* 54, Nr. 2 (2018): 167–194.
- Pethes, Nicolas. »Leseszenen. Zur Praxeologie intransitiver Lektüren in der Literatur der Epoche des Buchs«. In: Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber, Sanna

- Schulte (Hg.), *Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität*, 101–132. Heidelberg: Winter, 2020.
- Petzold, Kristina. »Vergleichendes Lesen. Ein Bericht zum SFB 1288-Workshop ›Vergleichendes Lesen. Praktiken des Vergleichens in Literaturwissenschaft und Literaturkritik««. SFB 1288-Blog »Praktiken des Vergleichens«. 07.12.2022, <https://vergleichen.hypotheses.org/1492> [abgerufen am 26.07.2023].
- Petzold, Kristina. *Buchblogs zwischen Passion und Profession. Zur Diskursivierung digitaler literaturbezogener Anschlusskommunikation als Arbeit*. Göttingen: V&R unipress, erscheint 2024.
- Price, Leah. *What We Talk About When We Talk About Books. The History and Future of Reading*. New York: Basic Books, 2019.
- Radhakrishnan, R. »Why Compare?«. In: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison. Theories, Approaches, Uses*, 15–33. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2013.
- Reckwitz, Andreas. *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück, 2006.
- Reckwitz, Andreas. »Kleine Genealogie des Lesens«. In: Katharina Raabe und Frank Wegner (Hg.), *Warum Lesen. Mindestens 24 Gründe*, 31–45. Berlin: Suhrkamp, 2020.
- Ricoeur, Paul. *De l'interprétation. Essai sur Freud*. Paris: Éditions du Seuil, 1965.
- Salgaro, Massimo und Simone Rebora. »Measuring the ›Critical Distance‹. A corpus-based analysis of Italian book reviews«, *AIUCD2018 – Book of Abstracts* (Bari: AIUCD 2018), 161–163.
- Saussy, Haun. »Exquisite Cadavers Stitched from Fresh Nightmares: Of Memes, Hives, and Selfish Genes«. In: ders. (Hg.), *Comparative Literature in an Age of Globalization*, 3–42. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2006.
- Schäfer, Hilmar. *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2013.
- Schenda, Rudolf. *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lese-stoffe 1770–1910*. Frankfurt a.M.: Klostermann, 1970.
- Schneider, Jost. *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin/New York: De Gruyter, 2004.
- Schrühl, Friederike. *Formationen der Praxis. Studien zu Darstellungsformen der Digital Humanities und Literaturwissenschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020.

- Sedgwick, Eve Kosofsky. *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*. Hg. v. Michèle Aina Barale, Jonathan Goldberg, Michael Moon. Durham: Duke University Press, 2003, 123–151.
- Sosnoski, James J. »Hyper-Readers and their Reading Engines«. In: Gail E. Hawisher und Cynthia L. Selfe (Hg.), *Passions, Politics, and 21st Century Technologies*, 161–177. Urbana: Utah State University Press, 1999.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. *Death of a Discipline. Twentieth Anniversary Edition*. New York: Columbia University Press, 2023.
- Stockhammer, Robert. *Leseerzählungen. Alternativen zum hermeneutischen Verfahren*. Stuttgart: M&P, 1991.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. »Rethinking Comparativism«. In: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison. Theories, Approaches, Uses*, 253–270.
- Sutz, Richard und Peter Weverka. *Speed Reading for Dummies*. Hoboken: Wiley, 2009.
- Walkowitz, Rebecca L. »Comparison Literature«. *New Literary History* 40 (2010): 567–582.
- Walkowitz, Rebecca L. *Born Translated: The Contemporary Novel in an Age of World Literature*. New York: Columbia University Press, 2015.
- Wellbery, David. »Interpretation versus Lesen. Posthermeneutische Konzepte der Texterörterung«. In: Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt (Hg.), *Wie international ist die Literaturwissenschaft? Methoden- und Theoriediskussion in den Literaturwissenschaften: Kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems (1950–1990)*, 123–138. Stuttgart: Metzler, 1996.
- Wenger, Étienne. *Communities of Practice. Learning, Meaning, and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press, 1998.
- Winko, Simone. »Lektüre oder Interpretation?«. *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 49, Nr. 2 (2002): 128–141.
- Wolf, Maryanne. *Reader, Come Home: The Reading Brain in a Digital World*. New York: Harper, 2018.
- Xie, Ming. *Conditions of Comparison. Reflections on Comparative Intercultural Inquiry*. New York: Continuum, 2011.
- Zima, Peter V. *Komparatistik. Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft*, 2. Aufl. Tübingen: Francke, 2011.

Genealogien

»Vergleichungen in Masse«

Komparative Verfahren bei Friedrich Schleiermacher

Stefan Willer

Abstract *Der Beitrag befasst sich mit der Theorie und Methodologie des Vergleichens bei Friedrich Schleiermacher. Entwickelt wird das Thema vor allem am polaren Verhältnis von Hermeneutik und Kritik. Für beide philologischen Teilbereiche bemerkt Schleiermacher die Bedeutung des »komparativen Verfahrens«, dem er ein »divinatorisches« an die Seite stellt. Der Beitrag erläutert, wie darin und in weiteren Aspekten Hermeneutik und Kritik ihrerseits vergleichbar werden. In einem Ausblick werden weitere Horizonte und Anwendungsbereiche bei Schleiermacher umrissen, insbesondere die Theorie und Praxis der Übersetzung.*

Wenn man sich mit der Epistemologie und Methodologie des vergleichenden Lesens befasst, kann der Weg ebenso gut an der Hermeneutik vorbeiführen wie mitten durch sie hindurch. An ihr vorbei, weil sie auf das Unvergleichbare und Unvergleichliche zu setzen scheint, auf Beispiellosigkeit, auf das, was sich nicht parallelisieren lässt: »Denn die Texte geben sich als Individuen, nicht als Exemplare«, so Peter Szondi in seinem »Traktat über philologische Erkenntnis«.¹ Durch sie hindurch, weil die hermeneutische Zurückhaltung gegenüber dem Vergleich zu einer fundamentalen Kritik des Vergleichs führen kann: zum genauen Trennen und Unterscheiden dessen, was als vergleichbar deklariert wird, sowie der Verfahren, mit denen Vergleichen vorgenommen werden. Gerade eine solche Vergleichskritik ist epistemologisch und methodologisch ergiebig. »Kritik« heißt aber außerdem auch diejenige Disziplin, die sich um 1800 als Gegenpol zur Hermeneutik etablierte: Kritik nun nicht im allgemeinen Sinn des Unterscheidens, sondern als philologische Textkritik, d.h. als

1 Peter Szondi, *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis* (1967; Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1970), 21.

Unterscheidung verschiedener Überlieferungszeugnisse. In ihrem sondern und trennenden Verfahren ist die Textkritik weniger vergleichsskeptisch als die Hermeneutik. So gesehen wäre die Vergleichskritik vor allem eine Sache der Hermeneutik, die Vergleichsaffirmation hingegen eine Sache der Kritik. Es wird aber zu zeigen sein, dass beide, sowohl die Hermeneutik als auch die Kritik, sich im Problem des Vergleichens vielfach berühren und dass sie in ihrem Verhältnis zu diesem Problem ihrerseits vergleichbar werden.

Für das polare Doppel von Hermeneutik und Kritik steht kaum jemand so exemplarisch wie Friedrich Schleiermacher (1768–1834). In einer bündigen Formulierung aus der »Allgemeinen Einleitung« zur postum edierten Ausgabe der Vorlesungen skizziert er deren Verhältnis:

Hermeneutik und Kritik, beide philologische Disziplinen, beide Kunstlehren, gehören zusammen, weil die Ausübung einer jeden die andere voraussetzt. Jene ist im allgemeinen die Kunst, die Rede eines andern, vornehmlich die schriftliche, richtig zu verstehen, diese die Kunst, die Echtheit der Schriften und Schriftstellen richtig zu beurteilen und aus genügenden Zeugnissen und Datis zu konstatieren.²

Ausgangspunkt der *Hermeneutik* ist also das Begehren nach dem Verstehen des »andern«. Das betrifft zwar vorwiegend schriftliche Äußerungen, lässt sich aber auf Fremdverstehen im Allgemeinen ausweiten. Ausgangspunkt der *Kritik* ist für Schleiermacher ein genereller Argwohn, dass etwas nicht echt sei, wie es in der Einleitung zu den Kritik-Vorlesungen heißt: »[D]asjenige, wo-

2 Friedrich Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers*, hg. und eingeleitet von Manfred Frank (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977), 71. – Der Großteil von Franks Ausgabe ist aus der Edition von Schleiermachers Schüler Friedrich Lücke (1838) übernommen. Zur Kritik dieser Edition vgl. die Anmerkungen in: Friedrich Schleiermacher, *Kritische Gesamtausgabe*, hg. von Hermann Fischer u.a. (Berlin u.a.: De Gruyter, 1980ff.), Abt. II, Bd. 4: Vorlesungen zur Hermeneutik und Kritik, XXXV–XXXVIII. Dort heißt es, Lückes Edition sei »als Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen nicht oder doch nur sehr bedingt geeignet« (XXXVII). Da aber für den vorliegenden Beitrag Schleiermachers Vorlesungen nicht detailliert ausgewertet werden, zitiere ich sie trotzdem aus der weiterhin üblichen und gut benutzbaren Frank/Lücke-Ausgabe. Weitere Nachweise aus der *Kritischen Gesamtausgabe* erfolgen mit der Sigle KGA und Angabe der Abteilungs- und Bandnummer (einschließlich des Bandtitels) sowie der Seitenzahl.

durch alle Operation der Kritik bedingt ist, ist die Entstehung des Verdachts, daß etwas ist, was nicht sein soll.«³

Für beide »Kunstlehren« spielt nach Schleiermacher das Vergleichen eine wichtige Rolle, wie ich im Folgenden zeigen möchte. Ich mache mir den Umstand zunutze, dass, obwohl für Schleiermacher Hermeneutik und Kritik, wie zitiert, zusammengehören, er sie grundsätzlich getrennt behandelt.⁴ Daher diskutiere ich als erstes die Bedeutung des komparativen Verfahrens, so wie er es für die Hermeneutik entwickelt. Als zweites komme ich auf die Rolle des Vergleichs in der Kritik zu sprechen, möchte dabei aber auch zeigen, wie Schleiermacher diese immer wieder an die Hermeneutik annähert und damit seinerseits beide Disziplinen miteinander vergleicht. Drittens möchte ich darauf hinweisen, dass Schleiermacher auch in anderen Schriften »Vergleichungen in Masse« anstellt – so eine Formulierung aus dem Aufsatz »Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens«,⁵ mit dem schließlich insbesondere der Zusammenhang von Vergleichen und Übersetzen ins Blickfeld rückt.

Hermeneutisches Vergleichen

Gegen Ende des ersten Teils seines zweiteiligen Vortrags »Über den Begriff der Hermeneutik«, gehalten im August und Oktober 1829 vor der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, kommt Schleiermacher auf die »ersten Anfänge« des hermeneutischen Verfahrens zu sprechen und zieht eine interessante Parallele:

3 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, 255.

4 Vgl. Erhard Schüttpelz, *Deutland* (Berlin: Matthes & Seitz, 2023), 49, mit der Feststellung, dass bei Schleiermacher Hermeneutik und Kritik »streng geschieden« werden und stets »getrennt [bleiben]«. Dennoch bemängelt Schüttpelz (ebd., 171, Anm.), dass in »literaturwissenschaftlichen Zusammenfassungen Schleiermachers und ungezählte[n] Einführung in die Hermeneutik« auf die »Erwähnung des Wechselverhältnisses von Hermeneutik und Kritik« verzichtet werde. Vgl. aber etwa Daniel Weidner, »Noch einmal: Hermeneutik und Kritik«, *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 81 (2007): 21–46; Manuel Bauer, »Hermeneutische ›Teufeleien‹? Schleiermacher und die frühromantische Kritik«, in: Ulrich Breuer und Ana-Stanca Tabarasi-Hoffmann (Hg.), *Der Begriff der Kritik in der Romantik* (Paderborn: Schöningh, 2015), 173–198.

5 Schleiermacher, »Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens«, in: KGA I.11: *Akademievorträge*, 67–93, hier 82.

Diese ersten Anfänge sind doch nichts anders, als wenn die Kinder anfangen Gesprochenes zu verstehen. [...] Sie haben die Sprache noch nicht sondern suchen sie erst, aber sie kennen auch die Thätigkeit des Denkens noch nicht, weil es kein Denken giebt ohne Wort: bei welcher Seite also beginnen sie?⁶

Hier wird eine grundsätzliche Frage der Hermeneutik aufgeworfen: Wie soll man mit dem Verstehen anfangen? Wie soll man etwa – so eine wiederholte Forderung Schleiermachers – bereits am Anfang der Befassung mit einem Text die Einzelheiten aus dem Ganzen verstehen, noch ehe man das Ganze kennengelernt hat?⁷ Seine Überlegung an der genannten Stelle ist bemerkenswert: Er bezieht das hermeneutische Problem des Anfangens auf die »ersten Anfänge« jedes Menschen. Er etabliert damit einen Vergleich zwischen hermeneutischer Verstehenstätigkeit und kindlichem Spracherwerb. Auch wenn es hier zunächst um eine Gleichsetzung zu gehen scheint (»nichts anders, als wenn«), weist er auf erhebliche qualitative Unterschiede hin, wobei er die Kinder deutlich im Vorteil sieht. Er sieht bei ihnen eine »ungeheure[] fast unendliche[] Kraftäußerung« am Werk, ein »Übergewicht einer Energie, welche wir nicht mehr aufzuwenden vermögen« (620, dort auch die folgenden Zitate). Die Vergleichbarkeit zwischen Kindern und Hermeneuten wäre demnach eine skalare: »Wir«, so Schleiermacher, befinden uns »in jedem Augenblick des Nichtverstehens noch in demselben Falle wie sie, nur der Maaßstab ist kleiner.« Allerdings relativiert Schleiermacher seinen Vergleich insofern, als er nicht von einer strikten Gegenüberstellung spricht, sondern von einer Entwicklungslogik. Jeder Mensch bewegt sich auf der Skala des genannten Maßstabs: »Wir dürfen also unsern gegenwärtigen Zustand nicht schlechthin jenen riesenhaften Anfängen der Kindheit entgegensezen; sondern dieses Geschäft des Verstehens und Auslegens ist ein stätiges sich allmählig entwickelndes Ganze«.

Vergleichstechnisch bedeutsam ist die Passage aber nicht nur aufgrund der komplexen Kindheitsanalogie. Vielmehr identifiziert Schleiermacher das Vergleichen selbst als etwas besonders Rätselhaftes im kindlichen Spracherwerb. An die oben zitierte Henne-und-Ei-Frage, »bei welcher Seite« dieser Erwerb ansetze, bei der Sprache oder beim Denken, schließt sich die folgende Überlegung an:

6 Schleiermacher, »Über den Begriff der Hermeneutik« (Erste und zweite Abhandlung), in: KGA I.11: *Akademievorträge*, 599–641, hier 619. – Weitere Nachweise aus dieser Akademierede stehen mit einfacher Angabe der Seitenzahl in Klammern direkt im Text.

7 Zum Problem des Ganzen vgl. die Überlegungen am Ende dieses Abschnitts.

Vergleichungspunkte haben sie noch gar nicht, sondern erwerben sie erst allmählig als Grundlage zu einem freilich unerwartet schnell sich entwickelnden comparativen Verfahren; aber wie fixiren sie das erste? (619f.)

Demnach kommen die Kinder im fortwährenden Abgleich von Sprache und Denken irgendwie von selbst auf ein prozedural kontrolliertes Vergleichsverfahren, ohne die dafür eigentlich erforderlichen »Punkte« vorliegen zu haben.⁸ Man gerate, so Schleiermacher weiter, in »Versuchung«, anzunehmen, dass in jedem Spracherwerb beides, Sprache und Denken, gleichermaßen »ursprünglich producirt[]« werde, und zwar entweder so, dass jeder Einzelne »ursprünglich vermöge einer innern Nothwendigkeit mit der Art wie die Andern [Sprache] erzeugt haben zusammentrifft«, oder so, dass er – wiederum jeder einzelne Sprecher – »allmählig wie er eines comparativen Verfahrens fähig geworden ist sich ihnen annähert« (620). Das Ursprüngliche wäre also einerseits wirklich als ursprünglich, andererseits wieder als Effekt einer allmählichen Entstehung zu denken. Man erkennt in diesem kurzen Zitat Schleiermachers charakteristische Argumentationstechnik des Entweder-Oder, bei der die untersuchten Gegenstände in zweistellige Differenzen zerfallen, die sich in immer neue Differenzen weiterverzweigen. Diese Kunst der Unterscheidung wäre prinzipiell »kritisch« zu nennen; sie erzeugt aber auch wieder Korrespondenzen innerhalb des so Differenzierten und ist damit immer auch eine Kunst der Vergleichsstiftung – wie im Folgenden weiter zu beobachten sein wird.

Was den Spracherwerb in hermeneutischer Perspektive betrifft, so ist hervorzuheben, dass er nach Schleiermacher nur innerhalb sozialer Verhältnisse, als Verständigung mit »Andern«, vorgestellt werden kann. Dafür sollen beide hier als »ursprünglich« erwogenen Optionen tauglich sein: das *Zusammentreffen* aufgrund einer geteilten »innern Nothwendigkeit« und die *Annäherung* aufgrund eines wie auch immer bewusst durchgeführten »comparativen Verfahrens«. Eigentlich aber, so argumentiert Schleiermacher weiter, ist der Spracherwerb in seiner Verbindung von »eigne[r] Erzeugung« und dem »Aufnehmen

8 Ebenfalls gemeint ist hier der Erwerb grammatischer, sprachsystematischer Kenntnisse, vgl. die kurz darauf folgende Bemerkung von den »falschen Anwendungen, welche die Kinder, und zwar nicht selten nur aus allzugroßer Folgerichtigkeit, von den aufgenommenen Sprachelementen machen«. Die Erwachsenen belächeln derlei laut Schleiermacher, um sich über die geschwundenen eigenen Spracherwerbsfähigkeiten »zu trösten« (620).

von Andern« identisch mit demjenigen, »was wir durch den Ausdruck des divinatorischen bezeichnet haben. Dieses also ist das ursprüngliche und die Seele bewährt sich auch hier als ganz und eigentlich ein ahndendes Wesen.« (620)

Diese Folgerung, dass das allmähliche Entstehen des komparativen Verfahrens eigentlich dasselbe sei wie die ursprüngliche Fähigkeit zur Divination, kommt an dieser Stelle durchaus überraschend. Denn bis dahin baut Schleiermacher in seinem Vortrag zur Hermeneutik das Divinatorische gerade als methodischen Gegenbegriff zum Komparativen auf.⁹ Dabei bezieht er sich auf den Diskussionsstand der klassischen Philologie des frühen 19. Jahrhunderts, nämlich – so der Untertitel des Vortrags – auf »F.A. Wolfs Andeutungen und Asts Lehrbuch« (601). Gemeint sind Friedrich August Wolfs umfangreicher und programmatischer Aufsatz *Darstellung der Alterthums-Wissenschaft* und Friedrich Asts *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik*.¹⁰ Nach Schleiermacher haben beide vieles richtig gesehen, aber längst nicht alles richtig geordnet, weshalb er sich an eine Systematisierung der hermeneutischen Grundoperationen macht und eine Art Matrix aus zwei Oppositionspaaren erstellt, die seine Argumentation bis ins abschließende Kinder-Gleichnis hinein organisiert. Die eine Opposition ist die zwischen komparativem und divinatischem Verfahren, die andere die von Sprache und Denken, in hermeneutischer Terminologie: von grammatischer, auf das Sprachsystem bezogener, und psychologischer, auf die Entstehung der Gedanken bezogener Interpretationsrichtung.

Logisch läge es nahe, die Elemente der Doppelunterscheidung, grammatisch vs. psychologisch und komparativ vs. divinatorisch, frei miteinander zu kombinieren. Methodologisch ist das aber nicht so einfach, weil die Oppositionspaare nicht völlig symmetrisch funktionieren. Das gilt insbesondere für den Gegensatz von divinatorisch und komparativ und damit für die Situierung und Plausibilisierung von Schleiermachers hermeneutischer Vergleichslehre. Dabei fällt zunächst auf, dass Schleiermacher in seinem Akademievortrag das komparative Verfahren bemerkenswert spät einführt – deutlich später als das divinatorische und erst in Absetzung davon. Was zunächst das di-

9 Zum Verhältnis von Divination und Komparation bei Schleiermacher vgl. Sarah Schmidt, *Die Konstruktion des Endlichen. Schleiermachers Philosophie der Wechselwirkung* (Berlin/New York: De Gruyter, 2005), 225–232.

10 Friedrich August Wolf, »Darstellung der Alterthums-Wissenschaft«, *Museum der Alterthums-Wissenschaft* 1 (1807): 1–145; Friedrich Ast, *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik* (Landshut: Thomann, 1808).

vinatorische Verfahren betrifft, so erscheint es seinem Begriff nach methodologisch und epistemologisch einigermaßen verdächtig. Es befindet sich im Spannungsfeld von göttlich garantierter Erkenntnis (*divus, divinus*) und bloßem Erraten (*divinare*). Entsprechend ist *divinatio* schon in der Antike zwischen höherer Eingebung und haltloser Spekulation angesiedelt. Bei der Anwendung auf die Philologie, die seit der frühen Neuzeit betrieben wird, soll sie möglichst zur methodisch haltbaren Technik der begründeten Vermutung aufgewertet werden.¹¹ Es handelt sich hier, wie ich im zweiten Abschnitt zeigen möchte, vor allem um einen Begriff der philologischen Kritik. In der Hermeneutik hingegen kann damit ein Verzicht auf methodische Kontrolle gemeint sein, nämlich die Einschätzung, »das Verstehen wäre mit dem Lesen und Hören zugleich oder vielleicht divinatorisch schon vorher immer gegeben und verstände sich also vollkommen von selbst« (607). Etwas stärker methodisch formuliert, handelt es sich beim Divinatorischen um eine »Art von Gewißheit [...], die daraus entsteht, daß der Ausleger sich in die ganze Verfassung des Schriftstellers möglichst hineinversetzt« (611f.).

Vom Vergleich ist hingegen erst nach drei Vierteln der ersten Abhandlung die Rede, zunächst nur in einer konzessiven Formulierung. Schleiermacher stellt hier mit Friedrich August Wolf fest, dass es schwierig sei, »den inneren Hergang der Composition«, d.h. das Hervorgehen des poetisch Neuen aus den jeweils »schon ausgeprägten Formen [...] richtig zu divinieren«, und räumt dann ein:

Zwar steht wie überall fast so auch hierbei dem divinatorischen Verfahren das comparative gegenüber, aber ganz durch dieses ersetzt kann doch jenes nicht werden. Und wo sollte auch für das vergleichende Verfahren der erste gegebene Punkt herkommen, wenn er nicht in den eignen Versuchen gegeben ist. (616)

Der Vergleich ist demnach bloßer *Ersatz* der Divination, der noch dazu unvollständig bleibt und methodologisch nicht zuverlässiger erscheint als das intuitive Sich-Hineinversetzen. Es zeigt sich dieselbe Problematik, die Schleiermacher – hier bereits zitiert, im Vortragstext etwas später – im Hinblick auf den

11 Zur Übertragung des Divinationsbegriffs auf die Philologie vgl. Heinz Schaefer, »Divinatio. Die antike Bedeutung des Begriffs und sein Gebrauch in der neuzeitlichen Philologie«, *Archiv für Begriffsgeschichte* 21 (1977): 188–225.

kindlichen Spracherwerb formuliert: Woher bezieht und wie setzt man beim Vergleichen einen ersten Punkt?¹²

Beim näheren Hinsehen wirkt es etwas seltsam, dass hier von einem solchen *einen*, ersten Punkt die Rede ist. Eher sollte man meinen, dass beim Vergleichen von zwei Entitäten auszugehen wäre, über deren Vergleichbarkeit ein Drittes, ein *tertium comparationis*, entscheiden würde. In Schleiermachers Darstellung hat das Vergleichen stattdessen etwas Willkürliches, Thetisches. Das heißt allerdings nicht, dass es völlig voraussetzungslos ist. An der zitierten Stelle spricht Schleiermacher von Wolfs Versuchen einer antiken Metrik,¹³ allgemeiner scheint er alle Versuche zu meinen, beim Verstehen eines Textes in programmatischer Weise auf ›Form‹ Rücksicht zu nehmen. Das gilt zwar insbesondere für die klassische Philologie, von der hier ja die Rede ist, doch fügt Schleiermacher hinzu, das »Verhalten des Inhaltes zur Form während des Zustandes der Composition« sei »in allen Sprachen, von denen hier irgend die Rede sein kann, wesentlich und im großen dasselbige« (616). Verglichen werden demnach verschiedene ›inhaltliche‹ Punkte innerhalb ein und derselben ›Form‹, die damit das *tertium* alles zu Vergleichenden darstellt.

Mehr ist an dieser Stelle zur Konkretion des Vergleichens nicht zu erfahren. Stattdessen macht sich Schleiermacher an »einige nicht unbedeutende Folgerungen« (617) aus den zuvor aufgestellten Gegensätzen. In einem auffallend langen Wenn-dann-Satz resümiert er die von ihm eingeführte methodologische Doppelunterscheidung (divinatorisch/komparativ und psychologisch/grammatisch) und schließt daran die Frage, »ob die genannten Methoden beide auch für beide genannte Seiten gelten oder jede Methode nur Einer Seite angemessen ist?« (617) Die Antwort darauf scheint darin zu liegen, dass innerhalb der genannten Matrix zwei Kombinationen besonders aussichtsreich sind: Das divinatorische Verfahren passt besser zum psychologischen Ansatz, das komparative zum grammatischen. Insbesondere die »Untersuchungen über die Bedeutung der Wörter und den Sinn der Sätze, wie sie es offenbar ganz mit der grammatischen Seite der Interpretation zu thun haben«, ließen sich »nur durch ein comparatives Verfahren fördern«. Weiter heißt es:

12 Vgl., wie bereits zitiert: »Vergleichungspunkte haben sie noch gar nicht; »wie fixiren sie das erste?« (619f.).

13 »Und hieraus erklärt sich denn auch, wie die Metrik hieher kommt, da das Sylbenmaaß für alle poetische Composition ein sehr wesentlich die Wahl der Ausdrücke ja zum Theil auch die Stellung der Gedanken bedingender Theil der Form ist« (616).

[D]enn alle grammatischen Schwierigkeiten werden immer nur durch ein comparatives Verfahren überwunden, indem wir immer wieder ein schon verstandenes verwandtes dem noch nicht verstandenen nahe bringen und so das Nichtverstehen in immer engere Grenzen einschließen. (618)

Erst hier – spät im Text und recht kurz – findet sich eine Erläuterung, wie Vergleichen prozedural funktionieren könnte. Um das Problem des »ersten Punkts« geht es an dieser Stelle nicht. Eher liegt eine Art dynamisiertes mengentheoretisches Konzept vor, in dem ein nicht näher qualifiziertes Ganzes in zwei Teilmengen zerfällt, das »Verstandene« und das »Noch-nicht-Verstandene«, von denen das eine dem anderen »nahe gebracht« wird. Bei dieser Annäherung reduziert sich der Bereich des »Noch-nicht-Verstandenen«, oder vielmehr – in eigentümlicher Wendung vom auszulegenden *Gegenstand* zur hermeneutischen *Tätigkeit* – es reduziert sich »das Nichtverstehen«. Wichtig für die Bestimmung dieses Vorgangs als eines Prozesses ist die iterative Zeitlichkeit: Die Annäherung ans Nichtverstandene geschieht »immer wieder«. Außerdem findet man eine – wenngleich nur implizit formulierte – Begründung dafür, warum die Annäherung des Verstandenen ans Nichtverstandene überhaupt komparativ genannt werden kann: Beide sind miteinander »verwandt«; sie stehen in einem Verhältnis zueinander, das Vergleichbarkeit begründet. Dieses Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem, was schon verstanden wurde, und dem, was noch zu verstehen ist, fungiert als hermeneutisches *tertium comparationis*. Zugleich reduziert die Idee einer zugrundeliegenden Verwandtschaft die Alterität des Nichtverstandenen und damit auch das hermeneutische Konzept des Fremdverstehens insgesamt.

Die Zuordnung des komparativen Verfahrens zur grammatischen Interpretation möchte Schleiermacher allerdings ebensowenig festschreiben wie die des divinatorischen Verfahrens zur psychologischen. Stattdessen kommt er auch auf die anderen Kombinationsmöglichkeiten seiner Matrix zurück. So werde »die grammatische Seite nicht können der divinatorischen Methode entrathen«, wenn zu klären sei, wie innerhalb einer gegebenen Sprache »ein genialer Autor eine Wendung eine Zusammenstellung in der Sprache zuerst ans Licht bringt«. Wenn es hingegen darum gehe, »jenen schöpferischen Akt nachzubilden«, werde es »keine Sicherheit geben ohne Anwendung eines comparativen Verfahrens auf der psychologischen Seite« (618). Hinzu kommt eine Auflösung der Oppositionen in der hermeneutischen Utopie eines vollkommenen Verstehens, wenn »die durchgeführte Genauigkeit des divinatorischen das comparative überflüssig macht« und »der innere Hergang

[...] durch divinatorisches und comparatives Verfahren [...] vollkommen durchsichtig« geworden ist (619). Die zweite Hermeneutik-Rede bekräftigt dann erneut das »zweifache Verfahren [...] das divinatorische und das comparative« (633f.) sowie die vorige Zuteilung: das »Übergewicht des Divinatorischen« in der psychologischen Auslegung und das »überwiegend comparativ[e]« Verfahren in der grammatischen, bei dem die »Gegeneinanderhaltung dessen was in mehreren Werken dasselbe ist«, wesentlich dazu beitrage, spezifische Differenzen zu ermitteln (635f.). Auch hier nimmt Schleiermacher die strikte Methodenunterscheidung wieder zurück, wenn er formuliert, auch im vergleichenden Zugriff liege »schon etwas ursprünglich divinatorisches in der Art die Frage zu stellen« (636).

Die Pointe am Ende der ersten Rede, in der sich die kindlichen Komparatisten letztlich als ahnungsbegabte Divinatoren entpuppen, steht also im Kontext von Schleiermachers Hermeneutik nicht isoliert da. Doch hier, in den »riesenhaften Anfängen« (620), wird besonders deutlich, wie beides aufeinander bezogen ist, gerade weil hier das Verstehen, wie erwähnt, nur als soziale Tätigkeit begriffen werden kann. Wenn man diese Optik auf die Erwachsenenhermeneutik überträgt, wird auch sie in ihrem Doppelcharakter erkennbar. Demnach funktioniert das komparative Spiel mit den »Vergleichspunkten« überhaupt nur deswegen, weil sie niemals »erste« sind, sondern prinzipiell geteilt werden. An jedem einzelnen Punkt beginnt dann aber das Vergleichen auf »ahndende Weise«, d.h. divinatorisch:

[D]ieses Geschäft des Verstehens und Auslegens ist ein stätiges sich allmählig entwickelndes Ganze, in dessen weiterem Verlauf wir uns immer mehr gegenseitig unterstützen, indem Jeder den Uebrigen Vergleichspunkte und Analogien hergiebt, das aber auf jedem Punkt immer wieder auf dieselbe ahndende Weise beginnt. Es ist das allmähliche Sichselbstfinden des denkenden Geistes. (620f.)

Wichtig für den hermeneutischen Umgang mit je einzelnen Schriften ist dann aber der Umstand, dass von einer solchen »Stetigkeit« und »Allmählichkeit« im Hinblick auf die für Schleiermacher so wichtige Kategorie des »Ganzen« nicht die Rede sein kann, weil diesem Ganzen fortwährend seine diversen *Teile* ins Gehege kommen. Im zweiten Teil des Hermeneutik-Vortrags vor der Akademie ergibt sich daraus ein fortwährendes Lavieren zwischen den

Extrempolen von Teil und Ganzem.¹⁴ So wird etwa der unmögliche Imperativ formuliert, man müsse bei der auslegenden, deutenden Verknüpfung von einzelnen »Säzen« (so der von Schleiermacher bevorzugte Ausdruck) »zunächst das Ganze kennen dem sie angehören« (627). Damit wird das Ganze geradezu als Ursprung der Hermeneutik gesetzt; es lässt sich, wie Schleiermacher schreibt, »auf den ursprünglichen Fall zurückführen«, der »ganz allgemein gelten« müsse. Erneut erscheint hier die Instanz des Ursprünglichen in dialektischer Mehrfachbeleuchtung: Es ist das übergeordnet Allgemeine¹⁵ und zugleich der initiale Fall, etwas unvermittelt Kasuistisches, das »streng genommen noch nichts von jenem Allgemeinen ahnen dürfte.«¹⁶ Einmal mehr zeigt sich hier, dass Schleiermacher als Theoretiker der Hermeneutik nicht auf das schlichtweg Generelle zielt, sondern immer auch das Gegenteil der Verallgemeinerung in den Blick nimmt: das singular Sperrige, »Einzelheiten welche nicht durch die Gliederung des Ganzen ihr volles Licht erhalten« (630). Ausführliche Erwähnung finden daher vermittelnde Kategorien wie das *Beispiel* und die *Stelle*.¹⁷ Sie sind es, mit denen im Einzel- und Zweifelsfall das Verhältnis von Komparation und Divination stets aufs Neue austariert werden muss.

Kritisches Vergleichen

Schon begrifflich gehört die Kritik für Schleiermacher aufs engste mit dem Vergleichen zusammen. Das ist einer Bemerkung am Anfang der Kritik-Vorlesungen zu entnehmen, die gemeinsam mit denen zur Hermeneutik postum

14 Zum Problemhorizont des ›Ganzen‹ vgl. Eva Geulen und Claude Haas (Hg.), *Formen des Ganzen* (Göttingen: Wallstein, 2022).

15 Zum hermeneutischen Konzept des Allgemeinen vgl. grundlegend Manfred Frank, *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und Textinterpretation nach Schleiermacher* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977).

16 Stefan Willer, Jens Ruchatz, Nicolas Pethes, »Zur Systematik des Beispiels«, in: dies. (Hg.), *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen* (Berlin: Kadmos, 2007), 7–59, hier 32.

17 Vgl. dazu ausführlicher Stefan Willer, »Kein bestimmtes Beispiel«. Rhetorik, Dialektik und Hermeneutik des Exemplarischen bei Schleiermacher«, in: Christian Lück u.a. (Hg.), *Archiv des Beispiels. Vorarbeiten und Überlegungen* (Berlin/Zürich: Diaphanes, 2013), 67–96.

herausgegeben wurden.¹⁸ Dort heißt es: »Fassen wir den Ausdruck *Kritik* etymologisch, so kommt zweierlei in Betracht, einmal, daß die Kritik in irgend-einem Sinne ein Gericht, sodann, daß sie eine Vergleichung ist.«¹⁹ Bei beiden etymologischen Erklärungen handelt es sich um pointierte Übersetzungen der Doppelbedeutung der griechischen Wortgruppe *kritiké, kritikós, krín-ein*. Das damit einerseits gemeinte *Urteilen* wird bei Schleiermacher institutionalisiert zum »Gericht«. Die andere Bedeutungsebene von »Kritik«, das *Unterscheiden*, erscheint als »Vergleichung«. Letzteres gilt aber entschieden auch anders herum: Unter dem Gesichtspunkt der Kritik wird besonders deutlich, dass Vergleichen für Schleiermacher nicht per se Gleichmachen bedeutet, sondern Abgleichen, eben im Sinne des Unterscheidens.²⁰ Erneut ist an Schleiermachers bevorzugten Denk- und Argumentationsstil zu erinnern: das immer neue Erstellen von Alternativen und Verzweigungen, die Strukturierung eines sachlich-begrifflichen Feldes in der Form des Einerseits-Andererseits.

Auch über die Kritik hat Schleiermacher, als späte Summe seiner Studien, einen Vortrag vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften gehalten. Er datiert von 1830, ein Jahr nach dem zweiteiligen Hermeneutik-Vortrag.²¹ Das Interesse der Kritik, verstanden als philologische Textkritik, richtet sich, wie eingangs zitiert, auf die Überprüfung der Authentizität schriftlicher Zeugnisse angesichts einer variantenreichen, grundsätzlich diskussionsbedürftigen Überlieferungslage. Kritik ist daher für Schleiermacher vorrangig eine Angelegenheit der klassischen und der biblischen Philologie. Dort erscheint sie immer auch als »historische[] Kritik«, insofern es darum geht, »aus Erzählungen und Nachrichten die Thatsachen auszumitteln« (651). Zu diesem Wechselverhältnis von philologischer und historischer Kritik stellt Schleiermacher die Überlegung an, dass Vergleichbarkeit in vorgängiger Verwandtschaft begründet sein könnte – ein Gedanke, der sich auch in seiner Theorie der Hermeneutik findet. Dort handelt es sich, wie bereits erläutert, um eine iterative Bewegung dergestalt, dass »wir immer wieder ein schon verstandenes verwandtes

18 Während Schleiermacher schon seit 1805 Hermeneutik-Vorlesungen hielt, kam erst seit 1826/27 die Kritik-Vorlesung hinzu, und zwar als Anhang zur Hermeneutik (vgl. die Einleitung des Bandherausgebers, in: KGA II.4, XVII–L, hier XXX).

19 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, 241.

20 Zu Schleiermachers Kritik-Begriff vgl. Ernst Müller, »Schleiermachers vergessene »Kritik««, *Geschichte der Germanistik* 27/28 (2005): 23–28.

21 Schleiermacher, »Über Begriff und Einteilung der philologischen Kritik«, in: KGA I.11: *Akademievorträge*, 643–656. – Auch aus diesem Vortrag werden die Zitate mit einfacher Angabe der Seitenzahl in Klammern direkt im Text nachgewiesen.

dem noch nicht verstandenen nahe bringen« (618). Außerdem bietet die Fundierung im Verwandten, wie ebenfalls bereits erwähnt, gewissermaßen eine Versicherung gegen ein zu großes Maß an Alterität im Verstehensprozess. In der Kritik geht es demgegenüber um eine zu fällende Tatsachenentscheidung:

Giebt sich eine Schrift für ein Werk des Platon oder des Cicero an: so ist dies eine Erzählung, die wir in ihren einzelnen Theilen zu prüfen und mit andern verwandten zu vergleichen haben, um die eigentliche Thatsache auszumitteln, ob sie das sei wofür sie sich ausgiebt oder was sonst, und dann wann und wo entstanden und wo möglich wie zu dem falschen Ruf gelangt. (651)

Schriftliche Zeugnisse, die unter ein und demselben Autornamen überliefert wurden, heißen hier »Erzählungen« zugleich historischen und philologischen Inhalts. Das gilt für die Materialität der Überlieferung selbst: »Eine Rolle, welche mehrere Werke unter dem Namen desselben Schriftstellers enthält, ist eine Erzählung, daß diese Werke demselben Verf. angehören« (651f.). Die genaue Überprüfung einer solchen Erzählung »in ihren einzelnen Theilen« ist ein mikrologisch-philologisches Verfahren, mit dem aber etwas über historische »Thatsache[n]« herauszufinden ist. Hier greift einmal mehr das komparative Verfahren, wenn es heißt, dass man die besagte »Erzählung [...] in ihren einzelnen Theilen [...] mit andern verwandten« vergleichen soll. Aber wie ist diese Formulierung genau zu verstehen? Geht es ums Vergleichen mit verwandten *Teilen* oder mit verwandten *Erzählungen* und *Schriften*? Und was aus der potenziell endlosen Fülle des »andern« kann überhaupt in der Weise »verwandt« genannt werden, dass man es »vergleichen« sollte?

Im vorliegenden Zusammenhang liegt die Vermutung nahe, dass als verwandt dasjenige gelten kann, was mehr oder weniger gesichert »Werk des Platon oder des Cicero« ist: andere *Erzählungen* oder *Schriften*. Durch vergleichende Studien könnte man dann ermitteln, ob auch die vorliegende, vermeintlich platonische oder ciceronische Schrift das ist, »wofür sie sich ausgiebt« – wobei mit der kurzen Formel »oder was sonst« ein unabsehbarer Bereich weiterer Forschungen eröffnet wird, weil das als unecht Erkannte natürlich in anderer Hinsicht trotzdem echt und irgend »wann und wo entstanden« sein muss. Trotzdem kann sich im Horizont philologischer Kritik der Vergleich mit dem »andern verwandten« auch auf das richten, was sich innerhalb *derselben* Überlieferung befinden und so ebenfalls als »verwandt« gelten könnte (»im Innern

verwandt«, um Clemens Brentano zu zitieren²²). Das betrifft dann nicht ganze Schriften, sondern ihre Mikro-Einheiten, ihre »einzelnen Theile Stellen und Wörter« (646). Hier lässt sich noch genauer separieren, ob es um die »Aechtheit einzelner Stellen und Wörter« geht oder um die Befassung »mit ganzen Schriften und mit Theilen derselben« (647), eine Unterscheidung, derzufolge das ›Einzelne‹ gleichsam *absolut vereinzelt* wäre, während der ›Teil‹ als Begriff notwendig auf ein ›Ganzes‹ bezogen sein muss. Das kritische Verfahren problematisiert nicht nur die Echtheit ganzer Schriften und ihrer Teile, sondern auch die vereinzelter, selbst kleinster Textphänomene, über deren Zugehörigkeit zu einem Ganzen vorerst nichts zu sagen ist. Jederzeit, an jeder Stelle, kann »im Fortlesen einer Schrift der Verdacht eines Fehlers entsteh[en]«, so eine Formulierung aus den Kritik-Vorlesungen.²³

Bei der Aufschlüsselung der kritischen Disziplin verfährt Schleiermacher in seinem Akademievortrag in ähnlicher Weise wie bei der Hermeneutik: Er sichtet den Untersuchungsbereich – auch hier wieder im Rekurs auf Friedrich Ast und Friedrich August Wolf – und sortiert die zentralen Begriffe und Praktiken. Auf dem Feld der Kritik betrifft das die Dichotomien von ›niederer‹ und ›höherer‹ Kritik sowie von ›urkundlicher‹ und, einmal mehr, ›divinatorischer‹ Kritik. Er erläutert ausführlich, wie sich diese Unterscheidungen aufeinander beziehen lassen. Bei Wolf korrelieren sie direkt miteinander, da er »nach Verfahrensweisen« unterscheidet: Die Kritik, die »ihre Entscheidungen mit urkundlichen Zeugnissen« belegt, nennt Wolf »die niedere«; »die höhere aber, die er deshalb lieber die divinatorische nennen möchte, findet ihre Ergebnisse mit Hilfe von innern Beweisgründen« (647). Bei Ast hingegen, der »nach dem Gegenstand« unterscheidet, greift die bereits erläuterte Differenz zwischen *Einzelnem* und *Teil*: Niedere Kritik ist demnach die Überprüfung »einzelner Stellen und Wörter«, höhere Kritik die Befassung »mit ganzen Schriften und mit Theilen derselben« (647). Schleiermacher deutet an, dass sich Wolfs und Asts Terminologien übereinander legen lassen, insofern die urkundliche Kritik besonders gut zur Sichtung von Einzelstellen, die divinatorische hingegen zur Beurteilung ganzer Schriften (und ihrer Teile) passe. Auch hier werden, wie im Fall der Hermeneutik, aus den Texten der Gewährsmänner zwei Unterscheidungspaare gewonnen und in eine Matrix eingepasst. Was so aber nicht entsteht, ist eine wirklich stabile Begrifflichkeit von ›niederer‹ und ›höherer‹ Kri-

22 Clemens Brentano, *Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman*, hg. v. Ernst Behler (Stuttgart: Reclam, 1995), 175.

23 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, 259.

tik. Diese bleibt »schwankend, da es nicht fehlen kann, daß es Fälle giebt, die der eine zur niedern Kritik rechnet, der andere aber zur höheren« (648).

Dabei scheint einigermaßen fest zu stehen, dass das Kerngeschäft der urkundlichen Kritik in der »Vergleichung der Handschriften« besteht (652). Es handelt sich hier um relativ einfache Fälle, in denen – so wiederum die Vorlesung – feststeht, was »Urschrift« und was »Abschrift« ist.²⁴ Letztere bemisst sich nach ihrer »Relation«, d.h. wiederum nach ihrer *Verwandtschaft* mit, aber auch ihrer *Abständigkeit* zum Original. Der »Ausdruck des kritischen Verdachts« richtet sich auf die Abweichungen zwischen Ur- und Abschrift, oder, wenn es mehrere Abschriften gibt, auf die »Vergleichung von mehrern Relationen«. Im Akademievortrag erörtert Schleiermacher diese Praxis im Zusammenhang der »Frage, Ob ein kritischer Herausgeber auch emendiren soll«, ob also die philologische Korrektur von als solchen erkannten Fehlern erlaubt sei (652, dort auch die folgenden Zitate). Auch wenn er einschränkt, dass diese Frage eigentlich nicht die »Grenzen der Kritik«, sondern nur die »Grenze der Edition« betreffe, scheint er seinerseits eher zur Verneinung der Frage und somit zur »Enthaltbarkeit« beim Emendieren zu raten, und zwar deshalb, weil dieses »nur in Verbindung mit dem hermeneutischen Geschäft möglich sei«. Charakteristisch für Schleiermachers unterscheidend-vergleichendes Verfahren ist es dann aber, bei dieser Position nicht zu verharren, sondern ebenso ausführlich ihr Gegenteil zu formulieren: das, was für das kritische Emendieren spricht. Diese Fähigkeit hängt demnach unmittelbar mit der urkundlichen Versiertheit in der »Vergleichung der Handschriften« zusammen, weil auch und gerade bei dieser »bloßen Abschätzung der Richtigkeit des vorhandenen« doch immer »auf Sinn und Zusammenhang d.h. auf die hermeneutische Thätigkeit müsse zurückgegangen werden« (652f.). Urkundliches Vergleichen und hermeneutisches Auslegen neigen dazu, ineinander überzugehen; die Frage ist nur, ob man daraus ein wünschenswertes Zusammenspiel ableitet oder ob man sich um fortwährende Separierung bemüht.

Klarer scheint der Fall dort zu liegen, wo vom urkundlichen Verfahren als »Basis der Kritik« die Divination unterschieden wird, denn diese diene »zum Behuf der unmittelbaren hermeneutischen Operation, wo das beurkundende nicht hinreicht«.²⁵ Im Modus des Divinierens muss demnach die Grenze zwischen Kritik und Hermeneutik überschritten werden, selbst wenn direkt vor-

24 Ebd., 258, dort auch die folgenden Zitate.

25 Ebd., 264, dort auch das folgende Zitat.

her festgestellt wird, »daß das unmittelbare hermeneutische Bedürfnis nicht das Maß der kritischen Operation sein kann.«²⁶ Wichtig für die Übergängigkeit beider Disziplinen an dieser Stelle ist die enge Verbindung der Divination mit der *Konjektur* als derjenigen Technik, bei der überlieferte Unklarheiten oder Lücken philologisch ergänzt werden.²⁷ Beide Ausdrücke werden von Schleiermacher in der Vorlesung als gleichbedeutend ausgewiesen: »Kommt man bei einem Schriftsteller auf eine verdorbene Stelle, und man hat dann nur eine Ausgabe, so entsteht die Konjektur, also das divinatorische Verfahren.«²⁸ Auch hier gibt es aber einen weiteren Übergang, eine weitere Abgrenzungsschwierigkeit. Denn auch wenn man mehrere Textzeugen in einem »kritischen Apparat« aufführe und folglich das »urkundliche Verfahren« verwende, gehe dieses, sobald man untersuchen wolle, »wie der Fehler entstanden sein kann«, wieder »in das divinatorische über«.

Es ist also nicht einfach so, dass die basale urkundliche Kritik sich in Richtung Divinatorik erhöht und von dort zur noch höher gelegenen Hermeneutik aufsteigt. Vielmehr kann jeder der unterschiedenen Begriffe, vor allem aber jede der damit bezeichneten Praktiken, in eine andere übergehen bzw. unter diese subsumiert werden. Auch Schleiermacher statuiert fortwährend das ›Schwanken‹ der Grenze zwischen den kritischen Verfahrensarten, das er seinerseits mit der Durchlässigkeit der Grenze zwischen Kritik und Hermeneutik parallelisiert. Daraus resultiert die *Vergleichbarkeit* von Hermeneutik und Kritik. Im Rückgriff auf die zuvor erläuterte Semantik von ›Kritik‹ ist das naheliegend: Wo immer man eine *Unterscheidung* treffen, d.h. zwei Entitäten kritisch voneinander ›diskriminieren‹ möchte, erstellt man notwendigerweise auch eine *Vergleichung*. Auch innerhalb der Hermeneutik-Theorie arbeitet Schleiermacher immer wieder an diesem Vergleich, dort insbesondere im Zusammenhang der Divination. So bemerkt Schleiermacher im Akademievortrag zur Hermeneutik, dass man als »mehr divinatorisch« eine bestimmte »Art der Gewißheit« bezeichnen könne, »wie Wolf es von der kritischen rühmt« (611f.): Ganz offenkundig wird hier die *hermeneutische* Bedeutung der

26 Auch wenn Hermeneutik der Kritik nicht das Maß vorgeben soll, kann sie sie doch anregen; vgl. ebd., 261: »Der [kritische] Verdacht geht in diesen Fällen aus von der hermeneutischen Operation, er ist gebunden an die Vollkommenheit, womit man die hermeneutische Operation zu vollziehen strebt.«

27 Vgl. Carlos Spoerhase, »Konjektur, Divination &c.: Einige Fragen und Probleme«, in: Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth, Irmgard M. Wirtz (Hg.), *Konjektur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie* (Göttingen: Wallstein, 2010), 107–115.

28 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, 264, dort auch die folgenden Zitate.

Divination durch ihren Stellenwert innerhalb der *Kritik* plausibilisiert. In der Vorlesung zur Kritik wiederum wird von der Konjektur aus einmal mehr der Vergleich zwischen dem kritischen und dem hermeneutischen Verfahren vorgenommen.

Läßt sich das Ursprüngliche, was gesucht wird, durch Konjektur aus einer schwierigen Stelle allein herausbringen, oder muß man Anderes zu Hilfe nehmen? Schon die Frage führt auf das analoge Gebiet der hermeneutischen Operationen. Hier soll man aus den Umgebungen den schwierigen Punkt zu verstehen suchen. Diese Umgebungen reichen oft hin, oft nicht. So gerade in der Kritik.²⁹

Zwar ist hier nicht ausdrücklich vom Vergleich, sondern von der *Analogie* die Rede, doch werden beide Kategorien zumindest im ersten Hermeneutik-Akademie Vortrag mehr oder weniger synonym verwendet (»Vergleichspunkte und Analogien«, 620). Gerade der Analogie-Begriff suggeriert nicht nur Nähe und Übergängigkeit, sondern setzt einen expliziten Vergleich in Gang, bei dem man sich aufgefordert sehen mag, das *tertium comparationis* zu benennen. An der hier zitierten Stelle scheint es im Verfahren der Divination zu liegen: Die Hermeneuten divinieren ebenso wie die Kritiker. Allerdings nicht nur: Auf beiden Seiten der Analogie, der hermeneutischen und der kritischen, reicht dieses Verfahren »oft hin, oft nicht«. Wenn nicht, dann »muß man Anderes zu Hilfe nehmen«: auf komparative Art und Weise. Auch dieses Hinzuziehen des mehr oder weniger verwandten Anderen und damit der Vergleich als solcher ist ein *tertium comparationis* zwischen Hermeneutik und Kritik.

»Vergleichungen in Masse«

Schleiermachers Schreiben und Denken insgesamt auf die Rolle des Vergleichens durchzugehen wäre uferlos. Die Sichtung verschiedener Textgruppen und Werkphasen ergibt eine Fülle unterschiedlich kontextualisierter Einträge des Lexems »Vergleich« und seiner Formen und Derivate.³⁰ In ihrer Häufigkeit

29 Ebd., 283.

30 Technisch wird das deutlich erleichtert durch die Volltextsuche in den Bänden der *Kritischen Gesamtausgabe* (sofern sie elektronisch vorliegen), eine Option, die ich für die Heuristik einiger der folgenden Befunde dankbar genutzt habe.

signalisieren sie die allgemein erkenntnistheoretische, wenn nicht gar anthropologische Unabdingbarkeit des Vergleichens, stehen aber auch für die spezifische Bedeutung vergleichender Verfahren in der Literatur, der Literaturkritik und den Wissenschaften um 1800.³¹ Im Folgenden gebe ich einige Hinweise auf die vielfältigen Zusammenhänge, in denen Schleiermacher über die erkenntnistheoretische und -praktische Leistung von Vergleichen nachdachte, mit Vergleichen argumentierte oder selbst vergleichend arbeitete. Die jeweiligen Kontexte kann ich nur knapp skizzieren, und die einzelnen Beispiele haben eher illustrativen Charakter. Diese Vorgehensweise ist etwas unbefriedigend; es erscheint mir aber wichtig, die Häufigkeit und Dichte von Referenzen auf das Vergleichen im Werk dieses Autors zumindest anzudeuten und damit womöglich weitere Überlegungen anzustoßen.

So kommt etwa die religionsphilosophische Provokation, als die Schleiermachers 1799 anonym publizierte *Reden über die Religion* in orthodox-protestantischen Kreisen empfunden wurden, in einer Aufforderung zum Religionsvergleich auf den Punkt. Das geschieht in der zweiten Rede – der mit Abstand längsten –, in der das »Wesen der Religion« auf die berühmt gewordene Formel »Anschauen des Universums« gebracht wird.³² Im Anschluss an die detaillierte Ausführung dieser Wesensbestimmung betont der Verfasser, dass die »Dogmen und Lehrsätze [...], die gemeinlich für den Inhalt der Religion ausgegeben werden«, mit jenem Wesen keinesfalls zu verwechseln seien. Vielmehr sei religiöse Dogmatik eine »freie Reflexion« und verdanke sich der »Vergleichung der religiösen Ansicht mit der gemeinen«. ³³ Wichtig ist hier die Koppelung von Vergleich und Reflexion, womit das Vergleichen vor allem eine epistemologische Funktion erhält. Das Lehrbare der Religion ist demnach Ergebnis eines selbst als Reflexion ausgewiesenen Vergleichs des Religiösen mit dem Nicht-Religiösen. Dasselbe soll auch für die Glaubensinhalte gelten:

Wunder, Eingebungen, Offenbarungen, übernatürliche Empfindungen – man kann viel Religion haben, ohne auf irgend einen dieser Begriffe gesto-

31 Vgl. Stefan Willer, »Die Allgemeinheit des Vergleichs. Ein komparatistisches Problem und seine Entstehung um 1800«, in: Michael Eggers (Hg.), *Von Ähnlichkeiten und Unterschieden. Vergleich, Analogie und Klassifikation in Wissenschaft und Literatur* (Heidelberg: Winter, 2011), 143–165.

32 Schleiermacher, *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern*, in: KGA I.2: *Schriften aus der Berliner Zeit 1796–1799*, 185–326, hier 213.

33 Ebd., 239.

ßen zu sein; aber wer über seine Religion vergleichend reflektiert, der findet sie unvermeidlich auf seinem Wege und kann sie ohnmöglich umgehen.³⁴

Es geht hier keineswegs darum, dass jene »Begriffe« durch die vergleichende Reflexion an religiöser Substanz einbüßen, wie aus dem Fortgang des Zitats hervorgeht: »In diesem Sinn gehören allerdings alle diese Begriffe in das Gebiet der Religion, und zwar unbedingt, ohne daß man über die Grenzen ihrer Anwendung das geringste bestimmen dürfte.«

Die Idee eines kontrastiven, damit auch wertenden Vergleichs zwischen einer neuartigen, komplexen Überlegung und dem bereits vorliegenden »Gemeinen« findet sich bei Schleiermacher zur selben Zeit in literaturkritischem Zusammenhang, nämlich in der anonym erschienenen Besprechung von Friedrich Schlegels *Lucinde*. Schleiermacher reagiert dort nicht nur auf den Roman (dem er bereits die *Vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde* gewidmet hatte), sondern auch auf die literarische und gesellschaftliche Aufregung, die das Buch hervorgerufen hatte. Als Rezensent setzt er sich nicht eigentlich von der öffentlichen Erregung ab, sondern stellt sie vielmehr ausdrücklich in Rechnung. Er schreibt programmatisch im Nachhinein des Skandals: »nachdem das Buch vor einigen Wochen, wie man sagt, förmlich, unter allen, bei solchen Gelegenheiten üblichen, gottseligen Ceremonien, verbrannt ist.«³⁵ Aus dieser Nachträglichkeit soll eine spezifische »Ergötzlichkeit« entstehen, »die die Vergleichung des Buches mit der gemeinen Meinung davon einem Jeden gewähren muß.« Der Rezensent weiß es also nicht einfach besser als die »gemeine Meinung«, sondern er zieht – für sich selbst und für die Leser seiner Besprechung – ein besonderes Vergnügen daraus, jenes Gemeine zum Vergleich in die verfeinerte Lektüre mit einzuspeisen.

In anderer Weise vergleichend, nämlich weniger kontrastiv als heuristisch und im Stil einer ausführlichen Materialsammlung, argumentiert Schleiermacher in seiner Besprechung von Friedrich Schillers *Macbeth*-Übersetzung, in die er außerdem Bemerkungen zu den Übersetzungen von Gottfried August Bürger und Johann Joachim Eschenburg integriert. Dieser mehrstellige Vergleich führt zu komplexen Kollationierungen, die eher philologischen als literaturkritischen Charakter haben:

34 Ebd., 240, dort auch das nächste Zitat.

35 Schleiermacher, »Rezension von Friedrich Schlegel: Lucinde«, in: KGA I.3: *Schriften aus der Berliner Zeit 1800–1802*, 217–223, hier 219.

Man sehe nur Schill. Act 1. Sc. 11. Eschenb. Sc. 5. »O nimmer sieht die Sonne« u.s.w. Schiller Act2. Sc. 4. p.45. vgl. Eschenb. Sc. 2. p.319. Schill. Act3. Sc. 1. und 2. p.68. vgl. Eschenb. Act3. Sc. 1. p.334. Schill. Act3. Sc. 8. am Ende p.90. »O schön! Vortrefflich!« vgl. Eschenb. Act3. Sc.4. Schill. Act4. Sc. 1. p.97. vgl. Eschenb. Act3. Sc.6. und Schiller Act5. Sc.6. p. 148. »Morgen, Morgen,/Und wieder Morgen« vgl. Eschenb. Sc. 5., wo jedoch in Schiller die Frage: »Was ist Leben?« die eine Abweichung vom Englischen und von der Eschenburgischen Uebersetzung ist, etwas retardirendes an sich hat, was sich mit Macbeths Stimmung nicht recht zusammenfügen will.³⁶

Was hier jeweils verglichen werden soll – reduziert zur philologischen Chiffre »vgl.« –, sind die verschiedenen Übersetzungsalternativen zu bestimmten Stellen in Shakespeares *Macbeth*. In diesem Übersetzungsvergleich stellt der Shakespeare'sche Originaltext das *tertium comparationis* zur Verfügung, womit sich das oben erwähnte Problem der Auffindung, Isolierung und Parallelisierung der zu vergleichenden Stellen eines Textes, ansonsten eine der intrikatesten Schwierigkeiten sowohl im hermeneutischen als auch im kritischen Verfahren, als einigermaßen überschaubar darstellt. Das bedeutet allerdings keineswegs eine Entkomplizierung des Übersetzens selbst, ganz im Gegenteil; schließlich hat Schleiermacher hier in Theorie und Praxis einige seiner bedeutendsten Arbeiten vorgelegt. Für die Epistemologie und Praxeologie des Übersetzens nimmt der Vergleich in verschiedener Hinsicht eine Scharnierfunktion ein.

Zunächst ist dabei auf das große Projekt der Platon-Übersetzung hinzuweisen. Schon für deren Entstehung und detaillierte Ausarbeitung spielte das Vergleichen, etwa der Abgleich der verschiedenen vorliegenden Ausgaben, eine große Rolle, was genauer nachzuzeichnen wäre.³⁷ Erwähnt sei an dieser Stelle aber nur eine Passage aus der umfangreichen Gesamteinleitung, 1804 erschienen im ersten Band des ersten Teils. In diesem Text findet sich zum ersten Mal die bekannte Wendung, man könne einen Autor »besser verstehen, als er sich selbst verstanden habe«, allerdings mit dem Vorbehalt, dass »jene Zufriedenheit etwas unreif zu sein scheint, welche behauptet, wir könnten den

36 Schleiermacher, »Rezension von Schillers Übersetzung des Shakespeareschen ›Macbeth‹«, in: ebd., 377–398, hier 391f.

37 Vgl. diverse Briefzitate aus der Entstehungszeit in der Einleitung der Bandherausgeber zu KGA IV.3: *Platons Werke. Erster Teil, erster Band*, XV–XCVIII, hier L–LXX.

Platon jetzt schon besser verstehen, als er sich selbst verstanden habe«. ³⁸ Dem dennoch angestrebten Besserverstehen soll die Übersetzung direkt zuarbeiten, indem sie das zentrale Missverständnis ausräumt, man könne »den philosophischen Inhalt aus den Platonischen Werken zerlegend heraus[...]arbeiten« und »formlos« präsentieren. ³⁹ Um den stattdessen erforderlichen Zusammenhang von Form und Inhalt zu plausibilisieren, greift Schleiermacher zu der um 1800 so gängigen wie produktiven Organismus-Metapher, die er in Gestalt eines komplexen, mehrstelligen Vergleichs ausführt:

Denn derjenige freilich muß die ganze Natur eines Körpers genau kennen, der die einzelnen Gefäße oder Knochen desselben zum Behuf der Vergleichung mit ähnlichen eines andern eben so zerstückelten aussondern will, welches eben doch der gründlichste Nutzen wäre, den jenes philosophische Geschäft gewähren könnte: diejenigen aber, welche sich diese Theile vorzeigen lassen, und die Vergleichung anstellen, werden dadurch allein zur Kenntniß der eigenthümlichen Natur des Ganzen doch nicht gelangen. So auch werden jene keinesweges die Philosophie des Platon kennen lernen; denn wenn irgendwo, so ist in ihr Form und Inhalt unzertrennlich, und jeder Satz nur an seinem Orte und in den Verbindungen und Begrenzungen, wie ihn Platon aufgestellt hat, recht zu verstehen. ⁴⁰

Vergleichung ist hier einmal das Erkenntnisinteresse des Anatomen, der Körper »zerstückelt[]«, d.h. um sie mit anderen, ebenfalls zerlegten Körpern vergleichen zu können. Vergleichung ist zweitens das, was in der zitierten Textpassage geschieht, um mit der Wendung »So auch ...« jene anatomische Vergleichstechnik auf das unzureichende »philosophische Geschäft« zu übertragen, bei dem man nur »Theile« in Augenschein nimmt. Drittens wird nach Schleiermacher auch in dieser Art der Philosophie der – nun metaphorische – Körper, also das Corpus der platonischen Texte, *verglichen*, wobei nicht genau

38 Schleiermacher, »Einleitung«, in: ebd., 13–59, hier 19. Zum Konzept des Besserverstehens um 1800 vgl. Werner Strube, »Über verschiedene Ansichten, den Autor besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden hat«, in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez, Simone Winko (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs* (Tübingen: Niemeyer, 1999), 135–155; David Martyn, »Gewalt der Rede, Gewalt des Verstehens. Schleiermacher, Meier, Kleist«, in: Sandra Heinen und Harald Nehr (Hg.), *Krisen des Verstehens um 1800* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004), 75–90, bes. 76–81.

39 Schleiermacher, »Einleitung«, in: KGA IV.3, 27f.

40 Ebd., 28.

erläutert wird, welches die anderen herangezogenen philosophischen Corpora sind. Um das Unzureichende der Methode zu kennzeichnen, genügt dem Verfasser die Feststellung, dass darin Form und Inhalt getrennt werden. Das sieht er deswegen als besonders unzureichend an, weil bei Platon Form und Inhalt »unzertrennlich« seien. Nur unter dieser Voraussetzung ist für Schleiermacher »jeder Satz« – als organischer Teil des Ganzen – »recht zu verstehen«, und mit seinen Übersetzungen tritt er an, dies zu beweisen. Den Anatomie-Vergleich braucht er daher gerade nicht, um Vergleichbarkeit zu emphatisieren, sondern um die Philosophie Platons als unvergleichbar herauszustellen.⁴¹

Andernorts hat Schleiermacher philosophische und philosophiegeschichtliche Vergleiche durchaus betrieben oder unterstützt. So findet sich die Aufforderung zum Vergleich in einigen Preisaufgaben der philosophischen Klasse der Preußischen Akademie, an deren Formulierung und Auswertung Schleiermacher beteiligt war. 1813 lautete die Aufgabe, den »Einfluß [der] Philosophie des Cartesius auf die Ausbildung der des Spinoza« und die »Berührungspunkte« beider zu untersuchen;⁴² die im Jahr 1820 gestellte Aufgabe forderte eine »Vergleichung der verschiedenen Formationen der deutschen Logik mit dem Aristoteles«, mitsamt dem Nachweis des »Ursprung[s] der Abweichungen«.⁴³ Die Akademie wurde mit Einsendungen nicht gerade überhäuft: Die Descartes-Spinoza-Aufgabe musste zweimal gestellt werden, weil zunächst »nur sehr wenige, ungenügende Arbeiten eingegangen waren«;⁴⁴ 1820 bemerkt Schleiermacher trocken: »Auch diesmal ist nur Eine Abhandlung eingegangen«.⁴⁵ Für andere Fälle sind jedoch aufschlussreiche Auswahlgutachten überliefert, die

41 Anders Friedrich Schlegel, der kurz darauf in seiner Studie *Über die Sprache und Weisheit der Indier* (1808) einen ähnlich mehrstelligen Vergleich konstruiert und dabei gerade die »vergleichende Anatomie« zur Leitdisziplin erklärt: »Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.« Friedrich Schlegel, »Über die Sprache und Weisheit der Indier«, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hg. v. Ernst Behler u.a. (München/Paderborn: Schöningh, 1958ff.), Bd. 8, 105–433, hier 137. Vgl. dazu Willer, »Die Allgemeinheit des Vergleichs«, 145f.

42 KGA I.11: *Akademievorträge*, 189.

43 Ebd., 359.

44 Ebd., 189.

45 Ebd., 360.

einen weiteren Aspekt von Schleiermachers wissenschaftlicher Vergleichspraxis darstellen. Dabei wird die Lösung der Vergleichs-Aufgaben bewertet (»Der Verfasser vereinzelt zu sehr, das Verhältniß beider Systeme zu einander im Ganzen [...] hat er ganz vernachlässigt«⁴⁶), es findet sich eine Art Metakritik des Auswahlverfahrens (je nachdem, ob die eingesandten Aufgaben den Forschungen der philosophischen Klasse direkt zuarbeiten oder ob diese »schon im Besiz der Auflösung« ist⁴⁷), und noch dazu wird gleich zweimal die ausgezeichnete Einsendung rhetorisch als »unvergleichlich« gealdet: »Die 4. Abhandlung [...] ragt sowol an sich als in Bezug auf die Aufgabe ohne Vergleich über die anderen hervor«;⁴⁸ »[d]ie dritte endlich [...] ist mit jenen beiden nicht zu vergleichen«.⁴⁹

In mehreren Akademiereden arbeitet Schleiermacher selbst mehr oder weniger prominent vergleichend: »Über die Begriffe der verschiedenen Staatsformen« (1814), »Über die ethischen Werke des Aristoteles« (1817), »Über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz« (1825), und, als einer der ersten Vorträge vor der Berliner Akademie, »Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens« (1813).⁵⁰ Nur auf diesen möchte ich hier noch abschließend eingehen, weil sich dort die für Schleiermacher charakteristische Kunst des Unterscheidens und Vergleichens – beides ist ja nach seinen eigenen kritischen Prämissen gleichbedeutend – in besonders durchgreifender Weise zeigt: als eine Art Obsession des Entweder-Oder, die den Vortrag gänzlich strukturiert. Denn er nennt nicht nur zwei Arten des Übersetzens im engeren Sinn, sondern zuvor bereits »zwei verschiedene Gebiete« der Übertragung im Allgemeinen (das Dolmetschen und das Übersetzen, 68) und »zweierlei«, das beim Übertragen von »Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft« in Betracht komme, nämlich die Nicht-Entsprechung der Sprachen und das Verhältnis von Sprache und Mensch. Dieses Verhältnis wird wiederum als »zwiefach[]« aufgefasst, denn der Mensch »ist auf der einen Seite in der Gewalt der Sprache, die er redet«, andererseits »bildet jeder freidenkende, geistig selbstthätige Mensch auch seinerseits die Sprache« (71). Außerdem kann nach Schleiermacher »jede freie und höhere Rede auf zwiefache Weise gefaßt« werden – »aus dem Geist der Sprache« und »aus dem Gemüth des Redenden« (71f.) –, und

46 Ebd., 193.

47 Ebd., 197.

48 Ebd., 389.

49 Ebd., 566.

50 Ebd., 65–93; Nachweise daraus in Klammern direkt im Text.

er bemerkt, dass man neben dem Übersetzen »zwei andere Arten« erfunden habe, um »Bekanntheit mit den Werken fremder Sprachen zu stiften [...]«; dies sind die Paraphrase und die Nachbildung« (73).

Indem Schleiermacher seine Reflexion über das Übersetzen von vornherein so durchgängig und programmatisch in Zweifeln organisiert, macht er auf die zugleich unterscheidende und vergleichende Tätigkeit des Übersetzens selbst aufmerksam, das einen Kontakt zwischen *zwei* Sprachen herstellt. Daraus resultieren die wiederum genau zwei Übersetzungsoptionen, die titelgebenden »Verschiedenen Methoden«, die er im Hauptteil des Vortrags durchspielt: »Entweder der Uebersetzer läßt den Schriftsteller möglichst in Ruhe, und bewegt den Leser ihm entgegen; oder er läßt den Leser möglichst in Ruhe, und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen« (74). Unter diesen bevorzugt Schleiermacher bekanntlich die erstere und weist nur ihr die eigentlich angestrebte Vermittlungsfunktion zu. Diese Option führt zum zentralen Konzept einer »fremden Aehnlichkeit« (81), d.h. zu einer bewussten Verfremdung der übersetzenden Sprache, und weiter zu der Frage, wie sich dieses Konzept praktisch umsetzen lässt, insbesondere im Hinblick auf die *Leser* übersetzter Texte. Dabei reicht es für Schleiermacher nicht hin, »daß ein überhaupt fremder Geist den Leser anweht« (82), sondern gerade die Fremdheit bedarf der Konkretheit. Das ist nicht zuletzt eine quantitative Frage, und damit kommt einmal mehr der Vergleich ins Spiel:

[W]enn er eine Ahndung bekommen soll, sey es auch nur eine entfernte, von der Ursprache und von dem, was das Werk dieser verdankt, und ihm so einigermaßen ersetzt werden soll, daß er sie nicht versteht: so muß er nicht nur die ganz unbestimmte Empfindung bekommen, daß, was er liest, nicht ganz einheimisch klingt; sondern es muß ihm nach etwas bestimmtem anderm klingen; das aber ist nur möglich, wenn er Vergleichen in Masse anstellen kann. (82)

»Vergleichen in Masse« anzustellen heißt, mittels einer Fülle von Übersetzungen – in derjenigen Variante, die »den Leser in Bewegung bringt« – präzise Einblicke in sprachlich-auktoriale Spezifika zu gewinnen, damit das Andere nicht nur allgemein anders, sondern als fremdartiger Eindruck in der eigenen Sprache, als Klang nach »etwas bestimmtem anderm«, erscheint. Schleiermacher fordert dafür »ein Verfahren im Großen, ein Verpflanzen ganzer Litteraturen in eine Sprache« (83). Dieses Verfahren dient der Heranbildung eines Lesepublikums in einem »Volk, welches entschiedene Neigung hat, sich das

Fremde anzueignen« (83). Es zielt auf diese Aneignung, aber im Maß der Fähigkeit, Fremdheit anzuerkennen, weil und indem *verglichen* werden kann: »in Masse«.

Die Fähigkeit zum Vergleichen ist demnach die angemessene Rezeptionshaltung für übersetzte Texte. Sie ist zuvor auch schon zur Methodologisierung des Übersetzens erforderlich, dort aber gerade nicht »in Masse«, sondern in strikter, reduktionistischer Weise. Um daran mitwirken zu können, die »Masse« des vergleichbaren Übersetzten anwachsen zu lassen, muss sich der Übersetzer nach Schleiermachers Verständnis unbedingt auf die Zweifelt von fremd und eigen beschränken. Sie ist es, die den übersetzenden Vergleich oder das vergleichende Übersetzen ganz und gar bestimmt, daher auch determiniert und limitiert. Nirgends wird das so deutlich wie in Schleiermachers Abweisung der Mehrsprachigkeit. Sie zeige sich allenfalls bei »wunderbare[n] Männer[n], wie sie die Natur bisweilen hervorzubringen pflegt« (77). Die Fähigkeit, »in einer fremden Sprache gleich gut wie in der eigenen und gleich ursprünglich zu produciren«, könne gar als »frevelhafte und magische Kunst« bezeichnet werden, »wie das Doppeltgehen«; bestenfalls sei sie frivol, »ein feines mimisches Spiel« (88). Ausgerechnet die Theorie des Übersetzens führt den Imperativ der Einsprachigkeit mit sich: »Wie Einem Lande, so auch Einer Sprache oder der andern, muß der Mensch sich entschließen anzugehören, oder er schwebt haltungslos in unerfreulicher Mitte.« (87) Einmal mehr zeigt sich der Versuch Schleiermachers, beim Vergleichen Ordnung zu schaffen; freilich – und das sollte nicht überlesen werden: »freilich nicht ganz bestimmt, wie dann das selten gelingt, sondern nur mit verwaschenen Grenzen, aber doch wenn man auf die Endpunkte sieht deutlich genug« (68).

Literaturverzeichnis

- Ast, Friedrich. *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik*. Landshut: Thomann, 1808.
- Bauer, Manuel. »Hermeneutische ›Teufeleien‹? Schleiermacher und die frühromantische Kritik«. In: Ulrich Breuer und Ana-Stanca Tabarasi-Hoffmann (Hg.), *Der Begriff der Kritik in der Romantik*, 173–198. Paderborn: Schöningh, 2015.
- Brentano, Clemens. *Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman*, hg. v. Ernst Behler. Stuttgart: Reclam, 1995.

- Frank, Manfred. *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und Textinterpretation nach Schleiermacher*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977.
- Geulen, Eva und Claude Haas (Hg.). *Formen des Ganzen*. Göttingen: Wallstein, 2022.
- Martyn, David. »Gewalt der Rede, Gewalt des Verstehens. Schleiermacher, Meier, Kleist«. In: Sandra Heinen und Harald Nehr (Hg.), *Krisen des Verstehens um 1800*, 75–90. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004.
- Müller, Ernst. »Schleiermachers vergessene ›Kritik‹«. *Geschichte der Germanistik* 27/28 (2005): 23–28.
- Schaefer, Heinz. »Divinatio. Die antike Bedeutung des Begriffs und sein Gebrauch in der neuzeitlichen Philologie«. *Archiv für Begriffsgeschichte* 21 (1977): 188–225.
- Schmidt, Sarah. *Die Konstruktion des Endlichen. Schleiermachers Philosophie der Wechselwirkung*. Berlin/New York: De Gruyter, 2005.
- Schüttpelz, Erhard. *Deutland*. Berlin: Matthes & Seitz, 2023.
- Schlegel, Friedrich. »Über die Sprache und Weisheit der Indier«. In: Ernst Behler u. a. (Hg.), *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 8, 105–433. München/Paderborn: Schöningh, 1958ff.
- Schleiermacher, Friedrich. *Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers*, hg. und eingeleitet von Manfred Frank. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977.
- Schleiermacher, Friedrich. *Kritische Gesamtausgabe*, hg. v. Hermann Fischer u. a. Berlin u. a.: De Gruyter, 1980ff. (KGA)
- Spoerhase, Carlos. »Konjektur, Divination &c.: Einige Fragen und Probleme«. In: Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth, Irmgard M. Wirtz (Hg.), *Konjektur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie*, 107–115. Göttingen: Wallstein, 2010.
- Strube, Werner. »Über verschiedene Ansichten, den Autor besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden hat«. In: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez, Simone Winko (Hg.), *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, 135–155. Tübingen: Niemeyer, 1999.
- Szondi, Peter. *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*. 1967; Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1970.
- Weidner, Daniel. »Noch einmal: Hermeneutik und Kritik«. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 81 (2007): 21–46.
- Willer, Stefan. »Die Allgemeinheit des Vergleichs. Ein komparatistisches Problem und seine Entstehung um 1800«. In: Michael Eggers (Hg.), *Von Ähn-*

lichkeiten und Unterschieden. Vergleich, Analogie und Klassifikation in Wissenschaft und Literatur, 143–165. Heidelberg: Winter, 2011.

Willer, Stefan, Jens Ruchatz, Nicolas Pethes. »Zur Systematik des Beispiels«. In: dies. (Hg.), *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*, 7–59. Berlin: Kadmos, 2007.

Willer, Stefan. »Kein bestimmtes Beispiel. Rhetorik, Dialektik und Hermeneutik des Exemplarischen bei Schleiermacher«. In: Christian Lück u.a. (Hg.), *Archiv des Beispiels. Vorarbeiten und Überlegungen*, 67–96. Berlin/Zürich: Diaphanes, 2013.

Wolf, Friedrich August. »Darstellung der Alterthums-Wissenschaft«. *Museum der Alterthums-Wissenschaft* 1 (1807): 1–145.

Unschätzbar

Romantische Ökonomien des Vergleichens

Nathan Taylor

Abstract *Der Beitrag untersucht, wie ein Paradigma der Inkommensurabilität literarischer Werke in eine Ökonomie unschätzbarer Werke überführt wird. Als exemplarisch hierfür gilt die jüngste Apologie des ästhetischen Urteils durch den Literaturwissenschaftler Michael Clune. Clunes Versuch, der Literatur einen vergleichsweise unvergleichlichen ästhetischen Wert zu verleihen, entstammt, so das Argument des Beitrags, einer romantischen Ökonomie des Vergleichens. Nach einem Exkurs zu Hume und Marx wird mit Friedrich Schlegel und dem Märchen »Hans im Glück« der Gebrüder Grimm ein bis in die Gegenwart hinein fortlebender romantischer Problemzusammenhang zwischen Wert und Vergleichen vor dem Hintergrund einer wachsenden Marktlogik rekonstruiert. Als Alternative zur romantischen Ökonomie des Unschätzbaren schließt der Beitrag mit einem Ausblick auf ein Beispiel der digitalen Literatur, bei dem Verwertungsverfahren auf tiefer liegende Wertprobleme hinweisen.*

Aus dem Englischen übersetzt von Kerstin Trimble

In der Literaturwissenschaft und auch darüber hinaus setzt ein Vergleich eine Norm voraus, die nicht immer explizit ausgesprochen wird. Tatsächlich bleibt die Normativität des Vergleichs oft implizit: Sie existiert in Form eines Standards, eines Maßstabs oder einer Gesetzmäßigkeit. Sie setzt im Raum des *tertium comparationis* an, definiert dann aber den angelegten Maßstab, die gemeinsamen kulturellen Codes oder Semantiken und die Regeln der Artikulation und Kommunikation, in einem Wort – die *Episteme*, die Grundlage aller möglichen Beziehungen, welche die verglichenen Einheiten eingehen könnten und durch

die der Vergleich erst wirksam wird.¹ In diesem Sinne ist der Vergleich immer eine axiologische Operation, da er die Gültigkeit seiner Kriterien verallgemeinert, unabhängig davon, ob er Unterschiede oder Gleichheit herausstellen soll.

Seit Langem schon beschäftigt diese normative Dimension einen ganzen literaturwissenschaftlichen Bereich, der seine Wurzeln in den Kanondebatten der 1980er Jahre hat. Er stellt vergleichende Methoden aus verschiedenen politischen Blickwinkeln heraus in Frage, seien es Varianten des kulturellen Relativismus wie bei Barbara Herrnstein Smith oder die postkolonialen Perspektiven von Emily Apter, Natalie Melas oder Gayatri Spivak. In dieser Forschung finden sich viele nuancierte Versuche, dem *double bind* vergleichender Lesepraktiken zu entkommen: dem widersprüchlichen Prinzip, dass alles und nichts vergleichbar ist, wie die Literaturwissenschaftlerinnen Rita Felski und Susan Stanford Friedman bemerkt haben.² Die vernichtendsten Kritiken des Vergleichs in diesem Bereich sind diejenigen, die zeigen, dass sogar das Gegenteil des Vergleichs – die Inkommensurabilität – durch das im Vergleichen wirksame und unausweichliche allgemeine Gesetz ermöglicht wird. Wie Natalie Melas für den kolonialen Kontext dargelegt hat, kann Inkommensurabilität das Produkt eines erzwungenen Vergleichs sein, auch wenn sie in einer Beziehung der Nicht-Beziehung, der Nichtvereinbarkeit mit einer aufgezwungenen Gemeinsamkeit besteht: »A judgment of incommensurability is still one based on comparison and therefore on a criterion, only its result is the determination of contrast rather than similarity, absolute difference rather than unity.«³

Die imperialen Ambitionen des Vergleichs in diesem Sinne sind oft genug diskutiert worden, einschließlich der Probleme, die eine simple Aufwertung der Inkommensurabilität als Gegenmittel mit sich bringt. Im Rahmen dieses Aufsatzes möchte ich diese Diskussionen nur insoweit ergänzen, als ich die Problematik der Inkommensurabilität und den Widerstand gegen den Vergleich auf das verwandte, doch leicht zu übersehene Feld des ökonomischen

1 Michel Foucault hat beschrieben, wie der Vergleich – insbesondere in Form von Messung und Ordnung – mit dem Übergang von einem Renaissance- zu einem klassischen Modell in der Moderne zur Grundlage einer neuen Episteme des Denkens wird. S. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971).

2 Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison: Theories, Approaches, Uses* (Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013), 4.

3 Natalie Melas, »Versions of Incommensurability«, *World Literature Today* 69, Nr. 2 (Frühjahr 1995), <https://doi.org/10.2307/40151136>: 275–279, hier 276.

Maßes verlagere. Denn selbst die differenziertesten »Versionen von Inkommensurabilität« in der Literaturwissenschaft neigen dazu, Alterität hervorzuheben, ohne darüber zu reflektieren, wie Alterität selbst in einem um die Verallgemeinerung von Äquivalenzverhältnissen organisierten Wirtschaftssystem zur Grundlage der ökonomischen Wertschöpfung operationalisiert werden kann. Indem es zur Vorsicht gegen die allzu leichte Reduktion von literarischen Texten auf gemeinsame *Topoi* mahnt, die, wie Gayatri Spivak es für die Anfänge der vergleichenden Literaturwissenschaft festgestellt hat, die Literatur- und Kulturgeschichte »without either historical or psychic ballast« zu durchqueren scheinen, setzt das Inkommensurabilitätsparadigma auf den Ballast und mobilisiert diesen gegen den Vergleich.⁴ Oder es vervielfältigt die Relationen zwischen den Gegenständen eines Vergleichs, bis seine Norm außer Kraft gesetzt wird und eine neue Anordnung entsteht, wie etwa in Melas' Deutung der ›Poetik der Relation‹ des karibischen Dichters Édouard Glissant. Nach Melas stelle Glissants Nachdenken über Relation einen Ausweg aus einem »mode of comparison produced by a particularly colonial disposition of power« dar. Statt eines einheitlichen Standards, biete Glissant eine »transversal sequence of similarities and conjunctions«, die der besonderen Geschichte und Ästhetik des karibischen Raums Rechnung trägt.⁵

Doch wie Spivak und andere ebenfalls deutlich gemacht haben, befinden sich der Vergleich und der Widerstand dagegen in einer Welt, die nicht allein durch textuelle Reduktionen, sondern ebenso durch materielle Beziehungen organisiert ist:

[W]hereas Solomon Brothers, thanks to computers, »earned about \$2 million for ...15 minutes of work,« the entire economic text would not be what it is if it could not write itself as a palimpsest upon another text where a woman in Sri Lanka has to work 2,287 minutes to buy a t-shirt.⁶

Unter den gegenwärtigen globalen Bedingungen muss sich laut Spivak jede Frage des Vergleichs literarischer Texte auch mit der globalisierten Arbeitsteilung eines Systems auseinandersetzen, in dem Differenzen (auch zwischen

4 Gayatri Chakravorty Spivak, »Rethinking Comparativism«, in: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison: Theories, Approaches, Uses* (Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013), 253–270, hier 255.

5 Melas, »Versions of Incommensurability«, 279.

6 Spivak, »Scattered Speculations on the Question of Value«, *Diacritics* 15.4 (1985): 73–93, hier 88.

der geistigen Arbeit der textuellen Kritik und der materiellen Arbeit der Textilproduktion) das Fundament eines dem Anschein nach in Äquivalenzen verkehrenden Akkumulationsregimes bilden. Aus dieser Perspektive ist die Frage des Vergleichs literarischer Texte mehr als ein Problem der Reibung oder Reibungslosigkeit zwischen kulturellen Topoi, ja mehr als eine akademische Methodenwahl: Sie setzt voraus, dass *Lesepraktiken* an Verhältnissen teilhaben, die bereits bestehen, wenn der Kritiker auf einen Text trifft. Die Tatsache, dass ein Text ein ganzes Universum weiterer Texte eröffnet, ist keine Leistung ›kritischer Aktivität‹, wie Pheng Cheah in ähnlicher Weise argumentiert, sondern Teil der »material infrastructure that undermines the formation of shared world even as it makes us more connected in unprecedented ways.«⁷ Innerhalb dieser materiellen Infrastrukturen sind Wert und Vergleich miteinander verwoben, selbst wenn ein Kritiker seine wertende Haltung aufgibt. Praktiken des Vergleichens sind demnach in Wertschöpfungsketten eingebettet, die von der wertenden Haltung eines Kritikers bis hin zur globalen Logistik reichen, die uns Nollywood-Filme auf Netflix beschert und Ishiguros neuesten Roman in Buchhandlungen überall auf der Welt bringt.

Was jedoch als Gegengewicht zum verallgemeinerten Maßstab des Vergleichs auf die Formel der Inkommensurabilität gebracht wird, hat sein Pendant im ökonomischen Bereich in einer Vorstellung von Literatur als ›unschätzbar‹: irreduzibel auf die allgemeine Äquivalenz eines gemeinsamen Wertmaßstabs. Versionen der Inkommensurabilität, wie Melas sie beschreibt, berühren sich mit Versionen des Unschätzbaren dort, wo sie Literatur in eine exzeptionalistische Position rücken, jenseits allen Zwangs zur Vergleichbarkeit des Inkommensurablen. Ziel des folgenden Beitrags ist es, diese zwei Probleme – den Widerstand gegen den Vergleich sowie die Vorstellung eines unschätzbaren, weil außerhalb jeglichen Wertgesetzes stehenden ästhetischen Werts – dort aufzusuchen, wo sie sich überlappen; aber auch dort, wo Probleme des Vergleichens und Bewertens in Verbindung gebracht werden mit materiellen Infrastrukturen des allgemeinen Warenaustauschs, der globalen Arbeitsteilung und des technologischen Fortschritts in kapitalistischen Ökonomien. Wie zu zeigen sein wird, entspringt diese Vorstellung von Literatur als irreduzibel auf Maßstäbe ästhetischen, kulturellen und ökonomischen Werts, als ›unvergleichbar‹ und ›unschätzbar‹ zugleich, einem romantischen

7 Pheng Cheah, »The Material World of Comparison«, in: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison: Theories, Approaches, Uses*, 168–190, hier 168.

Paradigma, das auch die heutige Literaturkritik und -Wissenschaft noch prägt.

Wenn es im Folgenden um eine literarische Ökonomie geht, die Unvergleichbarkeit als eine besondere Form des Unverwertbaren und Unschätzbaren denkt, so soll auch ihr symptomatischer und historischer Charakter herausgearbeitet werden. Ihre Ursprünge hat diese literarische Ökonomie des Unschätzbaren in einer besonderen Spielart der Literaturapologetik, die Literatur in Analogie zu anderen sozialen Formen denkt, um ihr eine eigenartige Souveränität zuzusprechen.⁸ Apologien dieser Art tendieren dazu, der Literatur – noch bevor sie im 18. Jahrhundert im philosophischen Sinne als ästhetisch bezeichnet wird, und noch vor der Extrapolation eines emphatischen Begriffs von ästhetischem Wert – eine Sonderstellung einzuräumen, als ein Medium zur Ausübung menschlicher Fertigkeiten, das sich den üblicherweise geltenden gesellschaftlichen Regeln oder Gesetzen entzieht. Im Gegensatz jedoch zu den Literaturapologien, die mittels einer politischen Analogie der Souveränität operieren – von Sir Philip Sidneys »Apology for Poetry« von 1595 bis zu Percy Bysshe Shelleys »A Defence of Poetry« von 1821 –, begründen die neueren Paradigmen der Inkommensurabilität ihre Apologien heute nicht selten im expliziten Kontext der Verwertungsgesetze kapitalistischer Ökonomien.⁹ Gegenüber einer vermeintlichen Kulturindustrie, die zur absoluten Kommensurabilität zwingt, wird Kunst (und auch Literatur), so Adornos paradigmatische Formulierung, zum »Statthalter der nicht länger vom Tausch verunstalteten Dinge«.¹⁰ Wo Adornos Position in den Literaturapologien von heute Einlass findet, zeigt sich eine paradoxe Vorstellung von einer unschätzbar wertvollen Entität, die sowohl innerhalb als auch jenseits eines

8 Darauf verweisen Joshua Clover und Christopher Nealon in ihrer Diskussion dieses Genres in »Literary and Economic Value«, *Oxford Research Encyclopedia of Literature*, 27. Juli 2017, <https://doi.org/10.1093/acrefore/9780190201098.013.123> [abgerufen am 11.07.2023].

9 John Guillory liefert eine historische Genealogie dieser Problematik. Nach Guillory entsteht eine Vorstellung von dem ästhetischen Wert – statt eines Urteils des interesselosen Wohlgefallens – erst, wenn »two [...] objects of aesthetic perception are compared« (John Guillory, *Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation* (Chicago/London: University of Chicago Press, 1993), 275). Kants *Kritik der Urteilskraft* verzichtet deswegen auf den Begriff des ästhetischen Werts, auch wenn er dort bereits vorformuliert wird. Guillorys Herleitung des Wertdiskurses läuft daher über die britische Tradition der Geschmacksdiskurse und politischer Ökonomie (Hume, Smith, et al.).

10 Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1970), 337.

Wertmaßstabs liegt: unermesslich wertvoll, indem sie die verdinglichenden ökonomischen Wertordnungen kapitalistischer Gesellschaften transzendiert. In diesen Apologien der Literatur stellt die Formel des Unschätzbaren also eine Ausnahme dar, deren Gültigkeit von eben dem Gesetz der Kommensuration abhängt, das sie ablehnt. Was sie schließlich symptomatisch macht, ist ihre Vorstellung, dass diese Ausnahme vom ökonomischen Wert entweder dessen absolute Negation nach sich zieht oder eine Wertform hervorbringt, die sich kategorisch vom vorherrschenden Gesetz, von der Regel oder der Wertnorm unterscheidet.

Am besonders exemplarischen Fall von Michael Clunes jüngstem Plädoyer für das ästhetische Urteil in der Literaturwissenschaft soll im Folgenden dem Nachhall eines romantischen Paradigmas nachgegangen werden, das den vermeintlich unschätzbaren, weil kategorial anderen Wert der Literatur damit begründet, dass es Literatur als ein vergleichbar unvergleichbares Kulturgut begreift. Clunes Apologie des ästhetischen Urteils tangiert das Problem ökonomischer Kommensurabilität im Kontext des kapitalistischen Marktes, um sich für einen besonderen Modus des Vergleichens und eine besondere Form ästhetischen Werts auszusprechen. In den Texten zu Geschmack und Wert aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, auf die Clune zurückgreift, stößt man jedoch auf einen viel komplexeren Problemzusammenhang um Fragen des Vergleichens und Wertens. Nicht nur bei David Hume, sondern auch in den Gründungstexten der deutschen Romantik ist die Wertproblematik eng mit dem Problem des Vergleichens von Nicht-Vergleichlichem, des Wertschätzens von Unschätzbarem, und der Herausbildung eines adäquaten Wertstandards verbunden. Friedrich Schlegels Überlegungen zum »unendlichen Wert der Poesie« sowie das Märchen »Hans im Glück« der Brüder Grimm dienen hier als Beispiele der romantischen Konfrontation mit einer erzwungenen Kommensurabilität ökonomischer Wertgesetze. Beide Texte tasten – gleichsam romantisch antikapitalistisch – nach einem Modus des unschätzbaren Werts, den sie sowohl innerhalb als auch jenseits der Logik kapitalistischen Tauschhandels verorten.¹¹ Gegen das Gebot der abstrakten

11 Eine neuere Definition des Antikapitalismus der Romantik, die »Hans im Glück« leider nicht aufgreift, findet sich bei Patrick Eiden-Offe, *Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats* (Berlin: Matthes und Seitz, 2017). Der Begriff selbst wird Georg Lukács zugeschrieben, hat aber eine ganz eigene Dynamik entwickelt, unter anderem bei Spivak, wo er eine »cozy axiomatics: use good, exchange bad; use concrete, exchange abstract« bezeichnet (Gayatri Chakravorty Spivak, *A Critique of*

Kommensurabilität aller Dinge, die ein (proto-)kapitalistisches Wertgesetz vorschreibt, mobilisieren diese Texte die romantische Vorstellung eines alle Tauschmaßstäbe übertreffenden Werts – eines absoluten Werts, dessen Entkoppelung von profanen Maßstäben des Vergleichs auffällig negativ ausfällt. Abschließend dient hier Hannes Bajohrs Verarbeitung des Grimm-Märchenkorpus als ein aktuelles Beispiel digitaler Literatur, das den Konnex von Wert und Vergleich in ein ganz anderes Licht rückt.

Das »an-ökonomische Urteil« (Clune)

In der neueren Literaturwissenschaft findet sich ein anschauliches Beispiel für das Fortbestehen eines Paradigmas, das literarische Texte durch den Rückgriff auf den Vergleich als »unschätzbar« nobilitiert, in Michael Clunes kürzlich in *Critical Inquiry* veröffentlichtem Artikel zur Verteidigung des ästhetischen Urteils. Im Vorgriff auf die Argumente seiner Monografie *In Defense of Judgment* reaktiviert Clune das Genre der Literaturapologetik. Clunes provokantes und emphatisches Plädoyer für das fachkundige Urteil des Literaturprofessors geht von der Beobachtung eines performativen Widerspruchs im Fach Literaturwissenschaft aus: Das Fach lehnt ästhetische Urteile mit der Begründung ab, ihre Werturteile seien ungerecht, undemokratisch oder hierarchisch: also nicht gleich. Dennoch fälle die Literaturwissenschaft durchaus Werturteile, und zwar solche, die nicht notwendigerweise ein Moment der Ungleichheit enthalten, indem sie die Überlegenheit einiger kultureller Artefakte gegenüber anderen behaupten. Clune entblößt hier die Unaufrichtigkeit einer Disziplin, die sich für Gleichheit einsetzt, aber deren Gegenteil praktiziert. Wenn die Literaturwissenschaft, Jacques Rancière folgend, ihr Projekt der ästhetischen Bildung als Weg zu einer gerechteren Welt ernst nimmt, wie Clune von einigen Denker*innen behauptet, dann muss die Disziplin sich mit der inegalitären Realität des Urteils auseinandersetzen. Dies gilt laut Clune umso mehr, weil der Verzicht auf ein Urteil bedeutet, sich dem zu beugen, was die ästhetische Bildung lindern soll: der Zersetzung unserer »ordinary social world [...] by many forms of linked domination«, die sich vor allem in der kapi-

Postcolonial Reason. Toward a History of the Vanishing Present (Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 1999), 177).

talistischen Organisation des Marktes konzentriert.¹² Nach diesem Argument hat die Ablehnung ästhetischen Urteilens zur Folge, dass die Bewertung von Literatur dem Markt gänzlich überlassen wird: »[T]he elimination of aesthetic judgment leaves market valuation the undisputed master of the cultural field. Critics' abdication of aesthetic judgment submits to this logic, making any strong distinction—let alone contest—between the realm of the aesthetic and the realm of the market impossible.«¹³

In seiner Verteidigung des Urteils nutzt Clune die Ungleichheit als Mittel, um eine starke Unterscheidung zwischen Kunst und Markt herzustellen. Im Gegensatz zur »dogmatic equality« des literarischen Markts, in dem der Wert eines Textes mit den subjektiven Vorlieben von Konsument*innen korreliert (und sich in den Kaufzahlen und Bestsellerlisten widerspiegelt), besteht das Expertenurteil auf einer Wertehierarchie, die sich von der pseudodemokratischen und vermeintlich egalitären Welt des Verbrauchermarktes insofern unterscheidet, als sie auf qualitativen Unterschieden und nicht auf einer quantitativen Rangordnung beruht.¹⁴ Der Maßstab des ästhetischen Urteils ist also nicht die Bestsellerliste, die Kulturgüter nach dem Votum der Käufer*innen reiht, sondern das informierte und anspruchsvollere Urteilsvermögen einer Expertengemeinschaft (wovon Thomas Kuhns *scientific community*, wie Clune deutlich macht, nicht weit entfernt ist). Und insofern das Expertenurteil des Literaturprofessors vergleicht, ist es weniger ein Ranking als ein Appell: Es lädt zum Studium der Literatur ein und führt nicht zu den vermeintlich demokratischen Versprechungen des Marktes, sondern weg davon und hin zu einem »project of human liberation beyond the boundaries of the market« und letztlich zu einem »better way to live«. ¹⁵ Ästhetische Erziehung im Sinne von Clune setzt die Literaturapologetik als ein einzigartiges Instrument ein: Sie fördert das eudaimonische Streben nach gutem Leben.

Das Ergebnis dieser ästhetischen Bildung ist für Clune eine Art von Wert, bei dem die quantitative Tendenz des Vergleichs in einen qualitativen Unterschied umschlägt, sodass der literarische Text eine vergleichsweise inkommensurable Art von Wert bietet, »a sphere of value not subject to mar-

12 Michael Clune, »Judgment and Equality«, *Critical Inquiry* 45, Nr. 4 (Sommer 2019): 910–34, hier 912.

13 Vgl. Clune, »Judgment and Equality«, 911.

14 Ebd., 932.

15 Ebd., 932, 934.

ket determination«, die gerade deshalb besser ist.¹⁶ Wenn das Besondere an einem Henry-James-Roman beispielsweise darin besteht, dass sich dadurch eine ›reichere Lebensart‹ finden und ›bessere Formen der Aufmerksamkeit und Wahrnehmung‹ entwickeln lassen, dann muss diese Dimension der Literatur durch ein Urteil unterstützt werden. Dieses muss sich über Gleichheit hinwegsetzen und mit Nachdruck argumentieren, dass solche Objekte eine intensivere Beschäftigung verdienen als andere; dass sie, mit anderen Worten, mehr Zeit wert sind als eine Folge von *The Apprentice*. In der Aufmerksamkeitsökonomie, die Clune vor Augen hat, durchlaufen alle Modalitäten von Wert »the process of equalization and emerge as market values«¹⁷. Das ästhetische Urteil behauptet darin seine Ansprüche durch den Vergleich, indem es seinen eigenen Wertmodus als besser, weil kategorial anders als den Marktwert darstellt, kurzum: als unschätzbar.

Dieser Rekurs auf einen Wertmaßstab, der die vergleichsweise Inkommensurabilität ›hoher‹ Literatur dem falschen Versprechen der Kulturindustrie gegenüberstellt, ist hinlänglich bekannt; er klammert sich hartnäckig an die Vorstellung, dass ästhetisches Urteilen eine Ausnahme und nicht die Grundlage für die Verwertungsmechanismen der Kulturindustrie darstellt. Diese Vorstellung geht zurück auf jene Wertdiskurse, die, wie John Guillory wirkungsvoll argumentiert hat,¹⁸ erst im Zusammenhang mit der Extrapolation des Tauscherts durch die politische Ökonomie entstanden sind. Der Versuch, Literatur als »bulwark against the total reduction to market value«¹⁹ zu bewahren, birgt für Clune jedoch die Gefahr, die Reibung zwischen ästhetischem und wirtschaftlichem Wert zu hypostasieren, indem die Macht des Marktes gleichzeitig über- und unterschätzt wird, wie Lee Konstantinou und Dan Sinykin eingewandt haben.²⁰ Das Wertparadox besteht darin, dass die Artikulation des einzigartigen Wertes der Literatur nur innerhalb eben jener vergleichenden Bewertungsmaßstäbe erfolgen kann, denen sie zu entkommen sucht – der »commensurability of all goods and persons«.²¹ Wenn man diese Kritik weiterdenkt, könnte man sich auch fragen, ob das Expertenurteil

16 Ebd., 932.

17 Ebd.

18 S. John Guillory, *Cultural Capital*, 275. Guillory ist auch eine wichtige Referenz bei Clune.

19 Clune, »Judgment and Equality«, 915.

20 Lee Konstantinou und Dan Sinykin, »Literature and Publishing, 1945–2020«, *American Literature History* 33, Nr. 2 (Sommer 2021): 225–243, hier 234.

21 Clune, »Judgment and Equality«, 931.

und der davon in Anspruch genommene geschützte Raum des Elfenbeinturms tatsächlich »freer forms of human life« hervorbringen kann.²² Oder ist sein aporetisches Verhältnis von Urteil und Gleichheit nicht selbst durch die oben von Spivak angesprochenen Arbeitsteilungen vorgeschrieben, durch die idealistische Trennung des Politischen vom Ökonomischen, der formalen Freiheit von ökonomischer Unfreiheit? Und unterschätzt es mit seiner anti-populären Tendenz nicht die inhärente Sozialität des Urteilens überhaupt, eine zentrale Dimension der Ästhetik von Hume und Kant bis hin zu Sianne Ngai?²³

Anstatt Clunes Argument zu widerlegen, ist hier vielmehr herauszuarbeiten, was sein Wunsch nach einer gleichsam »an-ökonomischen« Wertform,²⁴ die sich in Bezug auf und zugleich jenseits von Marktentscheidungen artikuliert, überhaupt impliziert und wie sich dieser Wunsch zu seinen romantischen Ursprüngen zurückzuverfolgen lässt.²⁵ Clunes Plädoyer für das ästhetische Urteil beruht auf einer Logik der vergleichswisen Inkommensurabilität der Literatur, ihres paradoxerweise unschätzbaren Wertes, wobei Ästhetik und Vergleichspraktiken sowohl als *sui generis* als auch im Gegensatz zu den eigenen Wertformen des Literaturmarktes begriffen werden. Eine solche Logik des unschätzbaren Ästhetischen, des Ästhetischen als inhärent »an-ökonomisch«, ist reduktiv – nicht so sehr, weil sie ideologisch ist (eine symbolische Abstützung der akademischen Professorenschaft als Reaktion auf ihren realen Niedergang), sondern weil ihre Vorstellung des Umfangs, in dem der Marktwert auf kulturelle Güter übergreift, *überzogen* ist. Sie ignoriert, dass die für das ästhetische Urteil zentralen Vergleichspraktiken auf weit subtilere Weise die Kommensuration von Objekten durch Tausch unterstützen – wie etwa in der Verlagsbranche und in Sektoren der Kulturwirtschaft, wie Konstantinou, Sinykin und andere gezeigt haben²⁶ –, dabei aber auch mit den Wertformen verwoben sind, die den Warenaustausch lenken, auch wenn sie sich nicht darauf reduzieren lassen. Argumente wie die von Clune, welche die Literatur gegenüber den ökonomischen Wertbestimmungen, die

22 Ebd., 933.

23 S. z.B. Sianne Ngai, *Our Aesthetic Categories. Zany, Cute, Interesting* (Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 2012).

24 Vgl. zum »An-ökonomischen« Jacques Derrida, *Falschgeld. Zeit geben I*, übers. v. Andreas Knop und Michael Wetzel (München: Fink Verlag, 1993), 17ff.

25 Clune, »Judgment and Equality«, 930.

26 Konstantinou und Sinykin, »Literature and Publishing, 1945–2020«. S. auch James F. English, *The Economy of Prestige: Prizes, Awards, and the Circulation of Cultural Value* (Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 2008).

das gesellschaftliche Leben im Kapitalismus prägen, als unschätzbar und außergewöhnlich bewahren wollen, verschleiern die weitaus ungewöhnlichere Beziehung der Kunst zur ökonomischen Sphäre, einschließlich der besonderen Weise, in der Kunstproduktion aus den Rubriken der kapitalistischen Produktionsmodi herausfällt.²⁷ Unabhängig davon, welche besonderen Vergleichshandlungen literarische Werke hervorrufen und welche Modi des »unschätzbaren Werts« sie zu verkörpern scheinen, entstehen diese Dispositionen historisch im Tandem mit jenen Vergleichshandlungen und Wertmodi, die im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts zur Verallgemeinerung des Warenaustauschs beigetragen haben. Der paradoxe Status unschätzbar wertvoller Literatur, für den sich Clunes Essay paradigmatisch einsetzt, ist mit anderen Worten ein historisches Produkt von Versuchen, aus einer Reihe negativer Urteile einen eindeutig ästhetischen Vergleichs- und Wertmodus zu destillieren: eine lustlose Lust, ein unwissentliches Wissen, eine sinnlose Zweckmäßigkeit ohne Zweck.²⁸ Generationen von Kritiker*innen haben die historische Genese der bildenden Künste und der Ästhetik in diesem Kontext nachgezeichnet.²⁹ Würde man die historische Entstehung dieser ausgeprägten Verflechtung von Vergleich und Wert untersuchen, ließe sich eine Reihe an Manövern herausstellen, die auch heute noch zentral für romantische Vorstellungen von inkommensurabler und unschätzbarer Literatur sind. In jedem der folgenden Fälle erweist sich tatsächlich der Vergleich als Kern des Problems, zu dessen Lösung das Konzept des ›Unschätzbarseins‹ je unterschiedlich auf den Plan gerufen wird.

Axiologie und das *tertium comparationis* (Hume und Marx)

Indem Clunes Aufsatz auf die Praxis des Vergleichens zurückgreift, um ästhetische Werturteile gegen ökonomische auszuspielen, rekurriert er auf eine Grundproblematik der ästhetischen und literarischen Axiologie. Diese

27 Sarah Brouillette, »On Art and ›Real Subsumption‹«, *Mediations* 29, Nr. 2 (2016): 169–176, hier 170.

28 Giorgio Agamben hat argumentiert, dass die Ästhetik gewisse Elemente dieser negativen Bestimmungen mit der Wissenschaft der politischen Ökonomie teilt. S. Giorgio Agamben, *Taste* (Calcutta: Seagull Books, 2017).

29 S. z.B. Beispiel Guillory, *Cultural Capital*; Howard Caygill, *The Art of Judgment* (Oxford: Blackwell, 1989); Martha Woodmansee, *The Author, Art, and the Market. Rereading the History of Aesthetics* (New York: Columbia University Press, 1994).

besteht in dem zuweilen paradoxen Unterfangen, einen Maßstab ästhetischer Werte – einen Standard – zu entwickeln, mit dem die absoluten Werte ästhetischer Artefakte durch ihre Relation bestimmt werden können. Um es mit dem einschlägigen Beispiel des kanadischen Literaturwissenschaftlers Northrop Frye zu veranschaulichen: Es geht um die Etablierung eines Wertmaßstabs, mit dem man begründen kann, dass Milton »a more rewarding and suggestive poet« sei als der unbekanntere Blackmore.³⁰ Diese Problematik, die später expliziter als das Problem des Kanons begriffen wird,³¹ wird dadurch erschwert, dass ein solcher Wertstandard sowohl dem Relativismus von Geschmacksurteilen als auch der abstrakten Kommensurabilität der, mit Marx gesprochen, »relativen Wertform« entkommen soll.³² Clunes Apologie des ästhetischen Urteils als ein eigenartig »an-ökonomischer« Modus von Wert belebt ein älteres Problemkomplex der Axiologie wieder, dessen *locus classicus* in einem Grundlagentext der Axiologie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zu finden ist, auf dem Clunes Argument fußt und von dem aus der Weg zur romantischen Konfrontation mit den Wertverhältnissen eines frühkapitalistischen Literaturbetriebs führt. Gemeint ist David Humes »Standard of Taste« (1757).

Die Schwierigkeit, so etwas wie einen »wahren« Geschmacksstandard zu destillieren, zeigt sich in Humes Aufsatz vor allem in dem Versuch, die »superiority of [the] faculties« von »men of delicate taste«³³ durch den Rekurs aufs Vergleichen zu begründen. Noch bevor ein einheitlicher Diskurs über Ästhetik oder Wert existiert (ganz zu schweigen von deren Verbindung), stößt Humes Essay auf die Schwierigkeit einer Definition des für ein ästhetisches Urteil erforderlichen Geschmacks, und somit auf das Problem einer vergleichenden Bewertung, die den relativen Wert eines Gegenstands in einen kategorischen und faktischen Unterschied zu überführen vermag. Humes Aufsatz verwickelt sich in einer zirkulären Logik, die zuweilen nicht entscheiden kann, ob Natur

30 Northrop Frye, *Anatomy of Criticism. Four Essays* (Princeton/Oxford: Princeton University Press, 1957), 25.

31 Vgl. Barbara Herrnstein Smith, »Contingencies of Value«, *Critical Inquiry* 10, Nr. 1 (1983): 1–35.

32 Karl Marx, *Das Kapital. Erster Band*, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 23 (Berlin: Dietz Verlag, 1962), 64.

33 David Hume, »Of the Standard of Taste«, in: John W. Lenz (Hg.), *Of the Standard of Taste, and Other Essays* (Indianapolis: The Bobbs-Merrill Co., 1965), 19.

oder Kultur der Vorrang gebührt.³⁴ Die scheinbaren Aporien des Textes umkreisen jedoch das Vergleichen, mit dem ein zuverlässiger und scheinbar natürlicher Maßstab des Geschmacks etabliert werden soll. Für Hume ist ein raffiniertes Geschmacksurteil das Ergebnis ästhetischer Erziehung und Bildung: Ein solches Urteil erfordere ausreichende »opportunity of comparing the different kinds of beauty«.³⁵ Das raffinierte Urteilsvermögen, so schreibt Hume, verbessere sich durch »practice«, werde aber erst »perfected by comparison«.³⁶ Als Grundlage dieses Urteilsvermögens sei der raffinierte Geschmack einer, der gut zu vergleichen wisse und folglich eine Rangordnung kultureller Einheiten aufstelle, die die »degrees of excellence« zu bewerten und ihr Verhältnis zueinander abzuschätzen vermag, d.h. die relativen Vorzüge von Milton und Ogilby (wie in Humes Beispiel) gegeneinander abzuwägen weiß.³⁷ Damit ein solcher Vergleich sich zu einem »Standard« verfestigen und die Relativität verschiedener Meinungen, störender externer Variablen (etwa Klima, Sprache, Religion) und gemischter Gefühle überwinden kann, müssen sich die urteilenden Expert*innen zunächst einigen: Ihr gemeinsames Urteil muss als solches anerkannt und auch befolgt werden. Ein Geschmacksstandard – als Maß für ästhetischen Wert – ist das Ergebnis der Anerkennung und Nachahmung des Expertenurteils. Der gute Geschmack sei dazu da, von den »convert[s]«³⁸, wie Hume sie bezeichnet, nachgeahmt zu werden, den eigenen Geschmack mit dem Standard des Expertengeschmacks abzugleichen.

Auch wenn Humes Essay den Vergleich als zentrales Element eines jeden Werturteils über Kulturgüter betont, fällt es ihm schwer, die empirische Tatsache auszublenden, dass Geschmack auch ganz einfach eine Frage des Gefallens, des »sentiment« und der persönlichen Neigung ist, und damit eine Quelle der großen Vielfalt (»diversity«) individueller Vorlieben.³⁹ Doch

34 Vgl. David Marshall, »Arguing by Analogy: Hume's Standard of Taste«, *Eighteenth-Century Studies* 28, Nr. 3 (1995): 323–343. S. auch Herrnstein Smiths Kritik des »infinite regress« in Humes Argumentation, die zum Schluss kommt, Werturteile seien bei Hume kontingent und nicht verbindlich. Barbara Herrnstein Smith, *Contingencies of Values: Alternative Perspectives for Critical Theory* (Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 1988), 54–64.

35 David Hume, »Of the Standard of Taste«, 14.

36 Ebd., 17.

37 Ebd., 14.

38 Ebd., 19.

39 Ebd. Kant wird dies später freilich in seiner *Dritten Kritik* nuancierter ausführen: Geschmack, so argumentiert Kant, sei eben nicht bloß eine Frage unseres Gefallens

als Grundlage für ein Expertenurteil, das Henry James von *The Apprentice* unterscheiden könnte, von einer Serie, die uns vielleicht gefällt, selbst wenn wir sie nicht für besonders gut halten, ist Humes Essay problematisch, weil er Gefallen und Urteil vermengt. Die Unterscheidung zwischen populärem Empfinden (Bestsellerliste) und fachkundigem oder anspruchsvollem Urteil, auf dem eine Geschmacksregel beruhen könnte, wird aufgehoben, und zwar nicht nur dadurch, dass jedes Empfinden eine Daseinsberechtigung hat, da es nicht dem Objekt selbst, sondern allein dem Geist der Betrachtenden entspricht, sondern auch durch die Tatsache, dass bestimmte Vergleichsbedingungen niemals vollständig ausgeklammert werden können. Zwar kann sich ein Geschmacksmaßstab aus der »durable admiration« bestimmter Werke herausbilden, doch bedrohen ebenso auch die Wechselfälle von Raum und Zeit – der Geschichte – ein einheitliches Maß. Im Mittelpunkt von Humes Aufsatz steht das Problem, dass der Vergleich einen Maßstab erfordert, um einen Standard abzuleiten. Dies öffnet jedoch zwangsläufig Tür und Tor für eine Reihe von Bedingungen, die erst beseitigt werden müssen, damit ein unbedingter Standard entstehen kann. Wenn einerseits »[a]ll the changes of climate, government, religion, and language« nichts an der Größe Homers ändern konnten,⁴⁰ so bedrohen solche Veränderungen aber auch die Vergleichsgrundlage insgesamt, wenn er sich nicht von den Bedingungen lösen lässt:

But where there is such a diversity in the internal frame or external situation as is entirely blameless on both sides, and leaves no room to give one the preference above the other; in that case a certain degree of diversity in judgment is unavoidable, and we seek in vain for a standard, by which we can reconcile the contrary sentiments.⁴¹

Vielfalt ist hier Humes Problem; sie steht im Zentrum des aporetischen Versuchs, eine Grundlage für die ästhetische Bewertung zu identifizieren. Für

oder Missfallens an einem Objekt. Beim Geschmacksurteil des Schönen kommt es für Kant auf eine Art des Wohlgefallens an, das – so seine einflussreiche Formulierung – ohne jegliches Interesse an der Existenz des Objekts sei, und mehr noch: einen besonderen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erhebt. Zu fragen wäre, ob Kants subjektive Allgemeinheit das Problem der Kommensurabilität nicht einfach auf eine andere Ebene verlagert.

40 Ebd., 9.

41 Ebd., 19–20.

einen jungen Mann in seinen Zwanzigern, schreibt Hume, »Ovid may be the favourite author, Horace at forty, and perhaps Tacitus at fifty.«⁴² Selbst wenn ein Kritiker dank seiner Praxis des Vergleichs die »Vorurteile« seiner eigenen Einbettung in Zeit und Raum überwinden kann, stellen bestimmte Vergleichsbedingungen, wie Hume hier einräumt, ein unüberwindliches Hindernis für die Entwicklung eines Bewertungsmaßstabs dar.

Wie mehrere Kritiker*innen festgestellt haben, lädt Humes Einwand, dass der Geschmacksstandard am Problem der Vielfältigkeit scheitert, zu relativistischen Gegenargumenten ein, die auf die falsche Universalisierung eines bestimmten normativen Prinzips abzielen – im Falle Humes auf das Vergleichsvermögen eines »man of learning and reflection«.⁴³ Wie ein solches Gegenargument zeigt, verstrickt sich diese axiologische Logik bei Hume in den unendlichen Rückgriff auf die Validierung des angeblich universellen Maßstabs, den sie selbst ableitet und der sich dann auch in der Zirkularität des Aufsatzes äußert. Oder schlimmer noch, das Resultat ist »an axiologically impotent restatement of the diversity and conditionality of all preferences and the contingency of all value«, wie Barbara Herrnstein Smith einflussreich argumentiert hat.⁴⁴ Für die Zwecke dieses Aufsatzes genügt es jedoch festzustellen, dass das Problem der Vielfältigkeit in Humes Essay auf die größere Frage des Verhältnisses zwischen Vergleich und Wert hinweist; weniger auf die Kontingenz des Wertes als darauf, dass die Bewertung notwendigerweise die bestimmten Bedingungen berücksichtigen muss, unter denen der Vergleich stattfindet. Man könnte ferner darauf hinweisen, dass Hume zwar das Problem des Wertes als eines der historischen und kulturellen »durability« identifiziert – d.h. ein Werturteil, das über Zeit und Raum hinweg Gültigkeit behält (»The Homer, who pleased at Athens and Rom two thousand years ago, is still admired at Paris and London«)⁴⁵ –, dass es aber schwierig ist, den anhaltenden Wert von Werken in irgendeinem Begriff des unschätzbaren oder inkommensurablen Status eines Werkes zu gründen. Mit anderen Worten, das Problem des Wertes wird als ein Problem des Maßstabs benannt, als Ableitung eines Maßes, das über »distant nations and remote ages« hinweg gültig sein könnte,⁴⁶ und als eine bestimmte Beziehung zwischen universellem Gesetz und individueller Unterscheidung.

42 Ebd., 20.

43 Ebd., 21.

44 Barbara Herrnstein Smith, *Contingencies of Values*, 64.

45 David Hume, »Of the Standard of Taste«, 9.

46 Ebd., 3.

Dieses Problem lässt sich jedoch weder mit der diachronen Entwicklung der Literatur in Einklang bringen noch mit ihrer synchronen Ausdehnung in die sozialen Ordnungen, deren Gesetzmäßigkeit doch sonst ein so zentrales Element der britischen Versuche war, den Geschmack als vermittelnde Fähigkeit zwischen Kommerz und Ethik zu etablieren.⁴⁷

Was in Humes Aufsatz fehlt und ihn mit dem unüberwindbaren Problem der Vielfältigkeit zurücklässt, ist eine Perspektive, die erst sichtbar wird, wenn Relation und Skalierbarkeit als zentrale Bestandteile des Wertes theoretisiert werden und damit die zentrale Wichtigkeit der Abstraktion für Wertbeziehungen in der Konsumgesellschaft erkannt wird. Etwa ein Jahrhundert später wird Marx in seiner Analyse der Wertform, der bedeutendsten Abhandlung über den Wert im 19. Jahrhundert, diese Perspektive aufzeigen und versuchen zu begründen, was den Anschein von Wert ausmacht. Auch Marx wird sich fragen, warum die griechischen Epen selbst dann noch eine »Norm« und ein »Muster« darstellen, als die sozialen Ordnungen, aus denen sie hervorgegangen sind, unwiederbringlich vergangen sind.⁴⁸ Und auch die Marxsche Analyse der Wertform wird über das Problem der Vielfältigkeit stolpern. Marx verweist jedoch schnell auf die ›formale‹ Reduktion von Pluralität durch den Vergleich. Der Tausch ist, wie Marx es beschreibt, eine »Gleichung«, eine Reduktion auf ein gemeinsames oder drittes Element: »Dies Gemeinsame kann nicht eine geometrische, physikalische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waren sein.«⁴⁹ Es ist vielmehr die Abstraktion der Form selbst; eine ungewöhnliche Abstraktion, wie die Metaphern von Marx erkennen lassen. Denn das gemeinsame Element des Vergleichs hinterlässt einen Rest – »ein Residuum«, in dem Unterschiede ausgelöscht werden. Was bleibt, ist »diesselbe gespenstische Gegenständlichkeit, eine bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit.«⁵⁰ Was hier in diesem Bild der »Gal-

47 Caygill weist in diesem Zusammenhang auf die Verbindung zwischen Hume und Smith hin. Die politische Ökonomie von Smith, so Caygill, »restored the formative aspect of taste by setting out the relation of production and legislation. Production was the suppressed premise in the theories of taste and civil society, the *je ne sais quoi* which repeatedly undermined their attempts to unify virtue and commerce.« Howard Caygill, »Taste and Civil Society«, in: *Reading David Hume's ›Of the Standard of Taste‹* (Berlin/Boston: De Gruyter, 2019), 177–211, hier 183.

48 Karl Marx, »Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie«, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 13 (Berlin: Dietz Verlag, 1961), 640–642.

49 Karl Marx, *Das Kapital*, 51.

50 Ebd., 52.

lerte« zusammenläuft, ist eine soziale Beziehung, die über das Urteil einer Expertengruppe hinausgeht und auf dem Feld des Tausches die Kommensuration von Inkommensuralem bis hin zur Indifferenz erzwingt. Wie Engels später formulieren sollte, ist das, was Marx' Wertanalytik hier aufdeckt, keine Werttheorie der Arbeit an sich, nicht einmal der »menschlichen Arbeit«. Es ist vielmehr die Form, die der Wert annimmt, in Engels Worten: das »tertium comparationis« des Wertes – ein »zum Vergleich herangezogenes Drittes«. ⁵¹ Das *tertium comparationis* des Wertes ist die Entdeckung der besonders abstrakten Form, die den Kern der Wertgleichung bildet. Diese ist ihrerseits die Verdichtung sozialer Beziehungen, die durch die Ausbreitung des Warenaustauschs und die Entfremdung der eigenen Produktionskräfte (ein Problem, das Hume noch nicht benennen konnte) auf globaler Ebene verallgemeinert wurde. Es ist kein Zufall, dass Marx' eigene Werttheorie hier auf das *tertium comparationis* der Metapher zurückgreift. Genauer gesagt, wie Anahid Nersessian hervorgehoben hat, signalisiert sein Bild der *Gallerte* eine Art von Katachrese, eine besondere Art des Vergleichs, die *per definitionem* auf unangemessen, missbräuchlich und unerlaubt ist. Die gelatineartige Masse der *Gallerte* ist also hier eine unpassende Bezeichnung für die erzwungene Kommensuration von Inkommensurabilität, »not just an awkward association of disparate things but also their commixture and consolidation—in a word their jelling.« ⁵² Ich werde auf dieses Bild des Vergleichens zurückkommen, dessen Metaphorik »konservierter Arbeit« bereits zu dem Zeitpunkt anachronistisch war, als Marx sie in den Kontext der industriellen Produktion einfügte.

Unendlich wertvolle griechische Poesie (Schlegel)

Humes Versuch, einen Wertstandard herzuleiten, der über die Bedingtheit privater Vorlieben hinausgehend eine allgemeine Gültigkeit beanspruchen könnte, kennt die allgemeine Äquivalenzform, das *tertium comparationis* des kapitalistischen Wertgesetzes, noch nicht. Nichtsdestotrotz artikuliert Humes Aufsatz das Problem eines allgemeinen Wertmaßstabs vor dem Hintergrund eines diversen Publikums von Urteilenden und eines reichen Angebots an

51 Friedrich Engels, »Konspekt über ›Das Kapital‹ von Karl Marx«, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 16, (Berlin: Dietz Verlag, 1962), 243–287, hier 245.

52 Anahid Nersessian, *The Calamity Form: On Poetry and Social Life* (Chicago/London: The University of Chicago Press, 2020), 102.

Kulturgütern. Dass ein Geschmacksurteil jedoch nicht einfach besagt, dass ein Werk von Milton besser als eins von Ogilby sei, sondern dass Miltons Literatur geradezu unschätzbar sei und damit vergleichlich unvergleichlich – dieser paradoxe Modus des Werturteils wird erst nach Hume ins Zentrum einer romantischen Vorstellung der Literatur rücken, die Humes (und Kants) Überlegungen zum Geschmacksurteil aufgreift und sie explizit in Verbindung bringt mit dem Aufkommen eines veritablen Literaturbetriebs. Friedrich Schlegels »Über das Studium der Griechischen Poesie« reflektiert in diesem Sinne die Kommensurabilität moderner Literatur auf paradigmatisch romantische Weise: Kann die scheinbare Anarchie und ausufernde Quantität der modernen deutschen Literatur ihren klassischen Vorbildern gerecht werden? Was Schlegel an der modernen Literatur irritiert, ist gerade ihre Vielheit. In dem, was Schlegel den »ästhetischen Kramladen« der modernen Literatur nennt,⁵³ wird das Fehlen jeglichen Maßes zum Problem und es führt zu einer Situation, in der das Angebot überwältigend, das Vergnügen aber minimal ist: »immer gleich unersättlich und gleich unbefriedigt.«⁵⁴ Schlegels Aufsatz knüpft nämlich dort an, wo Humes Aufsatz stehenbleibt: bei der Vielfalt der Kunst und der Meinungen darüber und der Einsicht, »daß es kein allgemeingültiges Gesetz der Kunst, kein beharrliches Ziel des Geschmacks gebe [...], daß die Richtigkeit des Geschmacks und die Schönheit der Kunst allein vom Zufall abhängen.«⁵⁵ Diese Situation herrscht insbesondere auf einem übersättigten modernen Literaturmarkt, für den die Kriterien der klassischen Kunst nicht mehr gelten, auf dem nicht die Schönheit, sondern »das Interessante der eigentlich moderne Maßstab des ästhetischen Werts [sei].«⁵⁶ Der Impuls von Schlegels Aufsatz besteht also darin, den Wertmodus zu identifizieren, welcher der Literatur in einem Zustand ästhetischer Überkapazität zukommt.

Wie Sianne Ngai dargelegt hat, ist dies der Kontext, in dem Urteile über das »Interessante« eine eigentümlich moderne Ästhetik des Überflusses definieren. Das Interessante, so argumentiert Ngai, ist die Ordnung innerhalb dessen, was Schlegel als Unordnung wahrnimmt und deswegen als die »Anarchie« unvergleichlicher kultureller Einheiten bezeichnet. Wie Ngai anhand

53 Friedrich Schlegel, »Über das Studium der Griechischen Poesie«, in: Ernst Behler (Hg.), *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 1., Abt. 1: *Studien des Klassischen Altertums* (Paderborn: Schöningh, 1979), 217–366, hier 221.

54 Ebd., 218.

55 Ebd., 220.

56 Ebd., 345.

von Schlegels Bemerkungen über »das Interessante« im Aufsatz über die griechische Poesie zeigt, wird das Interessante zu einer idiosynkratischen ästhetischen Kategorie, womit eine eigentümliche und moderne Form des komparativen Werts benannt wird. Das Interessante reagiert auf eine unermesslich heterogen erscheinende Literaturwelt: »Das Interessante«, schreibt Ngai, »is an endlessly and yet remarkably ›provisional‹ fundamentally fleeting or transient experience of difference«. ⁵⁷ Mit anderen Worten wird das Interessante zu einer Wertbezeichnung, die den Unterschied zwischen Kunstwerken danach definiert, wie stark sie unsere Aufmerksamkeit fesseln, wie marginal und unbeständig dieser Anspruch auch sein mag. Wie Clunes ästhetisches Urteil behauptet auch das Interessante, dass diesem oder jenem Objekt mehr Aufmerksamkeit gebührt.

Bedeutet dies aber, dass das Interessante als Figur für das Inkommensurable erhalten muss? Wenn Anarchie sein Milieu und Unersättlichkeit sein Markenzeichen ist, so führt das Interessante dennoch eine minimale Komensurabilität in eine ansonsten maßlose Ebene ein, indem es ein *tertium comparationis* erzeugt und paradoxerweise Gleichwertigkeiten ermöglicht, indem es die Individualität einer Sache hervorhebt. Das Interessante, so zeigt Ngai, bietet dem Kritiker eine neue Rolle bei der Gestaltung des öffentlichen Geschmacks in einer Flut zirkulierender kultureller Werke; es bietet eine Vergleichsgrundlage in einer maßlosen Flut kultureller Einheiten. Das Interessante ist somit die romantische Antwort auf das Problem des Überschusses und der Überfülle, denn es verwandelt grenzenlose Singularität in eine eigene Art des Absoluten. Es ersetzt den »Geschmacksstandard« durch sein eigenes paradoxes Maß an Inkommensurabilität, eine Ökonomie der Superlative, größerer Mengen und unermesslicher Werte. Schlegel definiert das so:

Interessant nämlich ist jedes originelle Individuum, welches ein größeres Quantum von intellektuellem Gehalt oder ästhetischer Energie enthält. Ich sagte mit Bedacht: ein *größeres*. Ein größeres nämlich als das empfangende Individuum bereits besitzt [...]. Da alle Größen ins Unendliche vermehrt werden können, so ist klar, warum auf diesem Wege nie eine vollständige Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein *höchstes Interessantes* gibt. Unter den verschiedensten Formen und Richtungen, in allen Graden der Kraft äußert sich in der ganzen Masse der modernen Poe-

57 Ngai, *Our Aesthetic Categories*, 124.

sie durchgängig dasselbe *Bedürfnis nach einer vollständigen Befriedigung*, ein gleiches Streben nach einem *absoluten Maximum der Kunst*.⁵⁸

Dieses absolute Maximum der Kunst ist der Kern der Romantik; ebenso wie die Fähigkeit des Interessanten, die Größe des Unermesslichen zu ermessen und zu schätzen, es zum Paradoxon der Romantik *schlechthin* macht. Das Problem des Vergleichs und des Wertes wird Schlegel weiterhin beschäftigen. Als er sein Studium der griechischen Poesie im 80. »Lyceum«-Fragment wieder aufgreift, lobt er seine eigene kategorische Überzeugung, dass Literatur unendlich wertvoll ist, nur um sich dann zu fragen: »Da die Poesie unendlich viel wert ist, so sehe ich nicht ein, warum sie auch noch bloß mehr wert sein soll, wie dies und jenes, was auch unendlich viel wert ist.«⁵⁹ Das, worüber Schlegel hier nachgrübelt, ist genau das Problem des Vergleichs als Grundlage für die Artikulation des un-schätzbaren Wertes der Literatur: Insofern dieser nämlich notwendigerweise eine relationale Metrik impliziert, kann er nicht die Grundlage für den außergewöhnlichen Wert der Poesie sein. Was Schlegels Formel der unendlich wertvollen Poesie besagt, ist folgendes: Die Poesie soll gleichzeitig Superlativ sein und durch die Negation des endlichen Maßes definiert werden. Was Schlegel in seinem Aufsatz über die griechische Poesie vermutet hatte, nämlich dass »das Unendliche [...] gar keine Vergleichung [leidet]«,⁶⁰ kehrt hier in Schlegels Versuch wieder, einen Wertmodus jenseits wie auch diesseits des Wertgesetzes zu artikulieren. Ein solcher Wertmodus beherrscht nämlich den ästhetischen »Kramladen«⁶¹. Schlegels Lösung des Wertproblems besteht darin, den Vergleich in einer superlativen Annäherung aufzuheben, die sich nicht auf der horizontalen Ebene des Vergleichs, sondern auf einer vertikalen Achse erstreckt. Dabei stellt er sich Literatur als unendliche Annäherung vor, als ein immer Größeres, das nicht mit anderem immer Größeren zu vergleichen ist – kurz gesagt: eine interessante und wahrhaft romantische Literatur ist eine, die unschätzbar wertvoll ist.

Schlegels Dilemma umreißt hier also den Hintergrund einer romantischen Ökonomie des Unschätzbaren; sein Aufsatz »Über das Studium der griechi-

58 Schlegel, »Über das Studium der Griechischen Poesie«, 251–252.

59 Schlegel, »[Lyceums-Fragmente]«, in: Hans Eichler (Hg.), *Kritisch Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 2., Abt. 1: *Charakteristiken und Kritiken I. 1796–1801* (Paderborn: Schöningh, 1967), 147–164, hier 156.

60 Schlegel, »Über das Studium der Griechischen Poesie«, 293.

61 Ebd., 221.

schen Poesie« ist, so möchte ich argumentieren, der Ausgangspunkt jener Tradition der Literaturkritik, die den Vergleich in der Inkommensurabilität des »Literarischen« bis hin zu Clune begründet. Dieses Dilemma bildet auch den Hintergrund, vor dem ich nun die Dramatisierung dieser Problematik von Wert und Kommensuration in der Romantik diskutieren möchte.

Das unvergleichliche Glück des »Hans im Glück« (Gebrüder Grimm)

Wo soll ein Vergleich ansetzen, wenn jedes beliebige Ding besser ist als das andere? Wenn etwas, dem man begegnet, kategorisch besser, interessanter, fesselnder erscheint als das, was man bereits hat? Wenn das Verlangen nicht deswegen unstillbar ist, weil es immer mehr haben möchte, sondern weil es erst durch *gar nichts* gestillt werden kann? Obwohl das Märchen »Hans im Glück« der Gebrüder Grimm aus dem Jahr 1819 nirgendwo explizit auf die Literatur oder das Problem des Vergleichs eingeht, bietet es eine beispielhafte Allegorie für den paradoxen Modus des »un-schätzbaren Werts«, den Schlegel als vergleichsweise unendlich identifiziert. »Hans im Glück« erzählt von einer Reihe aufeinanderfolgender Begegnungen, die alle zu einem Tausch führen und schließlich im endgültigen Ausstieg aus dem Tauschhandel gipfeln. Wie sich herausstellt, endet die Tauschkette erst, als der Vergleich seinen Höhepunkt erreicht, in einer Wertform, die keinen Vergleich kennt und die das Grimm'sche Märchen passenderweise als immateriell darstellt.

Nachdem er sieben Jahre lang für seinen Meister gearbeitet hat, erhält der Protagonist, der Lehrling Hans, seinen vollen Lohn in Form eines großen Goldklumpens und macht sich auf den Weg »wieder heim zu [s]einer Mutter«⁶². Der Goldklumpen erweist sich unterwegs als lästig und bereitet Hans Schulter- und Nackenschmerzen. Als Hans dann einem Reiter begegnet, lässt er sich dazu überreden, das Gold gegen das Pferd einzutauschen, in der Hoffnung, dass es als bequemeres Transportmittel für den Heimweg dient. Doch als Hans feststellt, dass auch das Reiten ein »schlechter Spaß«⁶³ ist, tauscht er das Pferd gegen eine Kuh ein. Als die Kuh keine Milch gibt, tauscht er sie gegen ein Schwein ein; das mutmaßlich gestohlene Schwein dann gegen eine Gans; die Gans gegen einen Schleifstein; bis der Schleifstein ihm schließlich beim Trinken verse-

62 Brüder Grimm, »Hans im Glück«, in: *Kinder- und Hausmärchen* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1955), 362.

63 Ebd., 363.

hentlich in einen Brunnen fällt. Befreit von allem, was ihn einschränken könnte, kehrt Hans heim zu seiner Mutter, überzeugt und begeistert von seinem Glück.

In diesem Märchen kommt der Vergleich auf zwei Arten zum Tragen. Zum einen durch Gleichnisse und Analogien: Das Märchen beginnt mit einem quantitativen Vergleich des Goldklumpens mit Hans' Kopf, »so groß als Hansens Kopf«⁶⁴ (Vergleich als Größenordnung), der wiederum das Ergebnis eines qualitativen Vergleichs ist: »[W]ie der Dienst, so soll der Lohn seyn«⁶⁵ (Vergleich als Ähnlichkeit). Es endet mit einem Vergleich des unvergleichlichen Glücks von Hans: »So glücklich wie ich, rief er aus, giebt es keinen Menschen unter der Sonne«⁶⁶ (Vergleich als superlative Logik der Überbietung). Dieser letzte Vergleich verdeutlicht das Problem, um das es hier geht: der Vergleich als Artikulationsmodus von Inkommensurabilität. Zum anderen dreht sich die Geschichte um den Vergleich in Form eines Austausch; der Vergleich ist die Handlung, und diese Handlung folgt einem chiasmatischen Bogen. Mit jeder weiteren Transaktion sinkt der Wert an Waren, die Hans zu seinem Besitz zählt, immer weiter; Hans' Wertempfinden hingegen steigt – er glaubt, bei jedem neuen Tauschakt wieder einen guten Handel gemacht zu haben: »Hans war seelenfroh«⁶⁷, »alles nach Wunsch«⁶⁸, »tausend Freuden«⁶⁹, »mit vergnügtem Herzen«⁷⁰, »wie ein Sonntagskind«⁷¹, so die Erzählstimme.

Aber was motiviert Hans überhaupt zum Tausch? Welche Art von Vergleich begründet seinen fröhlichen Handel? Sein Vergleichsprinzip ist frei von jeglicher Abstraktion. Hans sieht kein *tertium comparationis*, sondern nur seinen unmittelbaren Nutzen, d.h. die Gebrauchswerte zum Tauschzeitpunkt, und die unmittelbare Beziehung einer singulären Einheit zu einer anderen. Damit gehört er demselben Typus an wie Foucaults Don Quijote, der »Hero des Gleichen«, der »sich aus der vertrauten Ebene [...], die sich um das Analoge erstreckt« nicht zu entfernen vermag.⁷² Doch im Gegensatz zur quixotischen

64 Ebd., 362.

65 Ebd.

66 Ebd., 366.

67 Ebd., 362.

68 Ebd., 364.

69 Ebd., 363.

70 Ebd., 366.

71 Ebd.

72 Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, 78.

»Suche nach Ähnlichkeiten«⁷³ wird Hans' Vergleich von einer Differenz angetrieben, genauer: von einer Differenzgröße, die er als seinen »Vorteil«⁷⁴ bezeichnet und die sich, wenn auch komparativ, nur qualitativ messen lässt, nämlich als »Glück«⁷⁵. Anders ausgedrückt, sind sein Glück und Reichtum an einen »Vorteil« gebunden, der genauso unwählerisch wie unermesslich ist, weil er keinem anderen Vergleichsmaßstab folgt als dem der Glückseligkeit. Es handelt sich daher um einen paradoxen Vorteil, der keine Vergleichbarkeit kennt und somit gar kein Vorteil sein dürfte. Es ist ein Vorteil, den man nur im folgenden Sinne als »Glück« bezeichnen kann: eine Glückseligkeit, die so extrem ist, dass sie sich nur am Nichts messen lässt. Die Befreiung von allem, die Reduktion auf das Nichts, ist für Hans zugleich ein Modus der Vollendung und des absoluten »Glücks«. Den Stein loszuwerden ist befreiend: »Das sey das Einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt.«⁷⁶ In dieser Hinsicht sind Hans' Tauschentscheidungen weniger naiv als sie wirken mögen. Scheinen seine Tauschabwicklungen aus der Perspektive einer bestimmten ökonomischen Vernunft (die des Tauscherts) nach jeder neuen Transaktion noch nachteiliger zu werden – dem Grenzwert Null sich annähernd –, so sind sie nach der Logik seines unermesslichen Vorteils stringent. Was Hans schätzt (sein Glück), ist nach der ökonomischen Logik des Tauschs un-schätzbar und dennoch das »an-ökonomische« Ergebnis der ökonomischen Transaktion.⁷⁷

73 Ebd., 69.

74 Brüder Grimm, »Hans im Glück«, 365.

75 Ebd.

76 Man könnte hier auf die theologischen Implikationen einer vollkommenen und vollständigen Glückseligkeit eingehen, die Hans passenderweise als eine Art »Gnade« und Befreiung versteht. Wie Nietzsche in *Zur Genealogie der Moral* schreibt, ist Gnade in der Tat der edelste Luxus von allen, eine göttliche Währung, da sie den Ausweg aus der Ökonomie des »Abbezahls« oder »Bezahlens« überhaupt signalisiert (vgl. Friedrich Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral*, in: Giorgio Colli und Mazzino Montinari (Hg.), *Kritische Studienausgabe*, Bd. 5 (Berlin/New York, 1999), 309). Als Akt der Gnade ist die Vergabung von Schulden und Sünden also nicht nur die Aufhebung der Ökonomie als solcher, sondern auch eine »Selbstaufhebung der Gerechtigkeit« (ebd.). Das Grimm-Märchen scheint diese Aufhebung der Ökonomie der Gnade vorwegzunehmen.

77 »Hans im Glück« als ein in diesem Sinne romantisch antikapitalistisches Märchen zu lesen ist sicherlich nur eine unter vielen möglichen Lesarten. Der Kommentar von Hans-Jörg Uther beschreibt das Märchen in diesem Sinne als Artikulation einer »Absage an eine kapitalistische Gesellschaftsform [...], die subjektives Glück nicht zulässt.« Hans-Jörg Uther, *Handbuch zu den »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm* (Berlin/New York: De Gruyter, 2008), 192. Hans Blumenberg bietet eine Lesart des Märchens, die

Was »Hans im Glück« zeigt, ist also ein angewandter Fall – ein Grenzfall – der romantischen Logik des Unschätzbaren. Mit jeder noch glücklicheren und interessanteren Transaktion nähert sich Hans dem vollkommenen Glück. Nur im Raum des Negativen, jenseits aller Dinge, im Raum des Nichts, dem Raum jenseits des Tausches, findet Hans das »absolute Maximum der Kunst«⁷⁸, das Schlegel als Ziel der modernen Dichtung bezeichnet, nämlich die »vollständige[] Befriedigung«⁷⁹. Um auf Clune zurückzukommen: Das romantische Ziel vollständiger Befriedigung, das Schlegel als »ein *ästhetisches Höchstes*« bezeichnet und Hans als sein vergleichsweise unvergleichliches Glück versteht,⁸⁰ besteht in Clunes Vorstellung von »richer forms of life« fort als das imaginierte Telos einer an dem Korpus unschätzbaren literarischer Werke geschulten ästhetischen Erziehung. Ästhetische Versuche, der erzwungenen Kommensurabilität eines alle Dinge vergleichenden Markts zu entkommen, verlangen in dieser Hinsicht einen anderen Modus des Vergleichs, der komparative Differenzen in kategorische umzuwandeln und den unvergleichlichen Wert der Kunst von den herrschenden ökonomischen Wertgesetzen zu entkoppeln vermag.

töten (Grimm-Verwertung)

Einen möglichen Ausweg aus dieser Logik des Unschätzbaren bietet jedoch eine andere Art der ›Verarbeitung‹ des Märchenmaterials, der die Engführung von Wert und Vergleich in ein neues Licht rückt – auch wenn »Hans im Glück« selbst darin gar nicht vorkommt. Gegen die vorangegangenen Versuche, ästhetischen Wert aus den Wertbildungsimperativen und der oktroyierten Kommensurabilität des Markts auszuhebeln, führt der 2018 bei Suhrkamp

die naiv-rousseauistische Dimension um eine andere ergänzt: »[E]s ist gleichsam nur der Außenaspekt der verschiedenen Phasen dieser Geschichte, daß alle anderen sich bereichern, während Hans Verlust um Verlust erleidet, auch wenn ihn der falsche pädagogische Wille der Geschichte durch Bescheidenheit dennoch glücklich werden läßt, während er dies tatsächlich durch die arrogante Subjektivität seiner Wertphantasie wird.« Hans Blumenberg, »Geld oder Leben. Eine metaphorologische Studie zur Konsistenz der Philosophie Georg Simmels«, in: ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001), 177–192, hier 181.

78 Schlegel, »Über das Studium der Griechischen Poesie«, 252.

79 Ebd.

80 Ebd.

erschienene Band *Halbzeug* des mit digitalen Methoden arbeitenden Autors Hannes Bajohr direkt in das Gemenge von ästhetischer und ökonomischer Verwertung hinein. Bajohrs im Untertitel des Bands als »Textverarbeitung« gekennzeichnetes digitales Recycling von bereits existierendem Textmaterial beinhaltet eine Überarbeitung des Grimmschen Korpus zu einer Reihe von »Korpusfabeln«, deren dritte Variante hier vollständig wiedergegeben wird, um einen Eindruck von Typografie, Kompaktheit und Stil zu vermitteln.⁸¹

TÖTEN (KORPUSFABEL III)

Aber sie werfen uns in den Kerker und quälen unsern Leib, höhnen unsere Weiber, töten unsere Kinder, stützen Raub und Brand. Bald darnach befreiten sich die zwölf geraubten Schwestern aus ihren Gemächern, suchten die zwölf Dolche aus der Brust ihres Bruders und töteten in der Nacht sämtliche Mordgrafen. Da gab sich der Kaiser in der Frauen Gewalt, daß sie ihn töten lassen könne nach dem Recht. Da kam der Teufel abernals und legte ihm einen andern Brief in die Tasche, darin stand, sie sollten die Königin mit ihrem Kinde töten. Da schrieb er einen Brief der Kaiserin, in dem befahl er, als lieb ihr Leib und Leben wäre, daß sie den Zeiger dieses Briefes töten hieße. Da sprach sie auf der Stelle: »O guter Gesell, nimmst du Euren Leuten und kehrest mir eilends zum Wald, daß Ihr die sieben Kinder tötet, und bringst mir die sieben Ketten zum Wahrzeichen mit!« Da zog er sein Schwert und drohte sie zu töten, wo sie ihm nicht gehorchte, und zwang sie damit, daß sie es versprach. Daheim wußte er nicht, an wem er seinen Zorn und Ärger auslassen sollte, bis ihm böse Gedanken kamen und er beschloß, seinen Bruder zu töten. Den entronnenen König ließ Dieterich trüglisch zurückkrufen und beredete endlich den Iring mit falschen Versprechungen, seinen Herrn zu töten. Den jüngsten tötete Hermentfried auf Anstiften seiner Gemahlin Amalberga, einer Tochter Theodorichs von Franken. Der Knecht nahm sie in seinen Mantel, ritt in den Wald und wollte sie töten. Der König hieß in jähem Zorn den Grafen töten. Der König ließ seinen Rat versammeln und beschloß, den dritten Teil des Volkes töten zu lassen. Der Mann geriet in Schulden und ward ganz arm, so daß er in Verzweiflung erst seine Frau mit einem Messer tötete, dann sich selbst eine Kugel durch den Kopf schoß. Die Hunnen verheerten die ganze Stadt; was von Männern darin war, töteten sie durchs Schwert, um die Weiber und Kinder aber lösteten sie. »Du sollst es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.« Er hatte zu dem Ende ein Paar gute Pistolen gekauft und wollte mit der einen die Braut, mit der andern hernach sich selbst töten. Kühn schlug er unter die Feinde, tötete und verwundete eine große Menge und machte sie alle flüchtig. Matabruna hingegen dachte nichts als Böses und beredete sich mit der Wehmutter, daß sie der Königin, wenn sie gebären würde, statt der Kinder junge Hunde unterschieben, die Kinder selbst töten und Beatrix einer strafbaren Gemeinschaft mit Hunden anklagen wollten. Nachdem das geschehen war, ging sie gestört hinunter und setzte sich nieder, und nach wenigen Augenblicken fuhr auch ein Blitz auf sie herab und tötete sie. Sie

antwortete »ach, du armes Kind, du bist in eine Mördergrube geraten, dein Bräutigam wohnt hier, aber er will dich zerhacken und töten, und will dich dann kochen und essen.« Über dem Geweiher der Rosse erwachte Adelgis, zog sein Schwert und tötete viele Franken. Und es entstand ein Wortwechsel, keiner aber wußte Böses von der Pfalzgräfin zu sagen und keinen Grund, warum sie sie töten sollten. Und schickte zwei seiner Diener in die Mühle, daß sie das neugeborne Kind töten und zu dessen Sicherheit ihm des Kindes Herz brächten; denn er müsse es haben zu einer Buße. Wie das geschehen war, leiteten sie das Wasser wieder ins alte Bett zurück und töteten, damit die Stätte von niemand verraten würde, alle die, welche das Grab gegraben hatten.

[Belegstellen für das Lemma »töten« mit *Cosmas II* 3,11 in den *Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen* (Fassung von 1819) ermittelt; alphabetisch sortiert.]

26

27

Abb. 1: »Töten«, in: Hannes Bajohr: *Halbzeug. Textverarbeitung* (Berlin: Suhrkamp Verlag, 2018), 26–27.

Es handelt sich um eine Fabel, die als solche kaum zu lesen ist, obwohl sie mit einer starken Semantik arbeitet und eine Art Bogen spannt, von der Gefangenschaft in der ersten Zeile (»sie werfen uns in den Kerker«) bis zur Ruhestätte in der letzten Zeile (die Totengräber töteten, um eine »Stätte« zu ver-

81 Hannes Bajohr, *Halbzeug. Textverarbeitung* (Berlin: Suhrkamp Verlag, 2018), 26–27.

bergen): Mithilfe einer Konkordanzsuche versammelt der Text alle Nennungen des Stichworts ›töten‹ in *Grimm's Kinder- und Hausmärchen* der Fassung von 1819. Anschließend werden sie mit den zugehörigen Kontextwörtern – die allesamt vollständige Sätze darstellen – in alphabetischer Reihenfolge sortiert. Die Verkettung der Geschichte ist also nicht handlungsorientiert, nicht durch eine Kohärenz der Ereignisse bestimmt, sondern sprachlicher Art: Die Geschichte ist um Lemmata herum angeordnet. Sofern es überhaupt eine Handlung gibt, wird diese durch das gewählte Lemma ›töten‹ bestimmt oder gleichsam überbestimmt. Denn es ergibt sich ein mehrsträngiger, übergreifender Plot des Tötens, der jede einzelne Fabel übersteigt, doch in der Menge der Suchergebnisse gleichsam eine Urfabel des Gesamtkorpus darstellt. Wir können die einzelnen Sätze dieser Korpusfabel zwar lesen, doch fehlen Relativpronomen, Eigennamen, Figuren und Kontexte, wenn wir nicht auf die einzelnen Fabeln des Korpus selbst zurückgreifen. Die Korpusfabel ermutigt uns, zugleich mit der Semantik und gegen sie zu lesen. Sie löst einen Modus des vergleichenden Lesens aus, der zum Vergleich mit der Quelle einlädt: Stammt das wirklich von den Gebrüder Grimm? Sind die wirklich so *grimmig*? Natürlich könnte man anmerken, dass Bajohrs Neubearbeitung der Fabel mit seinem Geist einer ›buchstabengetreuen [A]ufzeichn[ung], mit allem dem sogenannten Unsinn‹, wie Jacob Grimm 1811 anmerkt, lediglich eine Fortführung des philologischen Sammelprojekts der Gebrüder Grimm ist.⁸²

Doch wenn wir die Semantik ausklammern, stellen wir fest, dass es in der Korpusfabel auch um Wert geht; nicht weil die Fabel Wert thematisiert, wie es »Hans im Glück« tut, sondern weil es qua Verfahren um Wert geht: zunächst in dem Sinne, dass es Erzählmaterial auf Information – auf Code – reduziert. Dieses Verfahren der Textverarbeitung steht eindeutig in der Tradition der konzeptuellen Poesie – bei Sianne Ngai übrigens das zeitgenössische Korrelat des romantischen ›Interessanten‹. Indem es die Ökonomie digitaler Textproduktion hervorhebt, wird es einerseits als Erweiterung des romantischen ›Interessanten‹ lesbar: »Das Digitale ist das Nichtendenmüssende, das Immerweitermachenkönnen.«⁸³ Andererseits vollziehen die computer-gestützten Verfahren des Bandes eine *Verwertung* von Quellenmaterial. Das

82 Zitiert in Mona Körte, »Die Rache roher Texte: Treue zum Unsinn in den Kinder- und Hausmärchen Jacob und Wilhelm Grimms«, *Monatshefte* 111, Nr. 3 (2019): 340–361, hier 342. S. Körtes Analyse von Sprache und Gewalt, die hilft, Bajohrs Wahl von ›töten‹ als Lemma zu kontextualisieren.

83 Bajohr, *Halbzeug*, 102.

gefundene vorgefertigte Material wird genutzt, entwendet und verfremdet, um in verarbeiteter Form schließlich verwertet zu werden. Nicht die Einzigartigkeit des Quellenmaterials wird unterstrichen, sondern das geradezu unendlich Fungible daran. Ähnelt dieses Verwertungsverfahren auf den ersten Blick der Sammelwut der Grimm'schen Philologie, so wird im Appendix des Bandes deutlich, dass die digitale Verwertung des Quellenmaterials weder die materialgetreue Archivierung noch die Überlieferung zum Ziel hat. Wie auch der Titel des Bandes andeutet, wird der Korpus der Grimm'schen Märchen als Quellenmaterial der Textverarbeitung zum »Halbzeug«, und zwar in dem im Appendix definierten technischen Sinne: »Halbzeug, n.: halbfertiges Erzeugnis; Ware zwischen Rohstoff und Fertigfabrikat, die schon verschiedene Fertigungsstufen hinter sich hat, aber noch weitere durchlaufen muss.«⁸⁴ »Halbzeug« ist ein technischer und zugleich mehrdeutiger Begriff aus der Zwischenphase der industriellen Fertigung, der über das Grimm'sche Korpus von 1819 in die digitale Gegenwart transportiert wurde.⁸⁵ Als »Halbzeug« lassen die verarbeiteten Grimm'schen Märchen das romantische Paradigma der Inkommensurabilität hinter sich; sie werden vergleich- und austauschbar; statt das Unschätzbare zu artikulieren, betonen sie das Verwertbare des literarischen Werks. Sie verweisen nicht auf eine Wertform *sui generis*, sondern werden zum Indiz einer fundamentalen technischen Änderung in den materiellen Produktionsweisen der Textarbeit – Ausdruck einer Veränderung der, mit Marx gesprochen, »Wertzusammensetzung« der Literaturproduktion.⁸⁶ Genauer: an den digitalen Produktionsprozessen, mit denen Bajohr das Grimm'sche Korpus neu verwertet, lässt sich der Einzug automatisierter Autorschaft in den Literaturbetrieb ablesen. Das sich verschiebende Verhältnis zwischen digitalen Verfahren der Textproduktion und der lebendigen Arbeit des Autors, das Bajohrs Text zusammen mit anderen konzeptuellen Werken kennzeichnet, ist somit nicht nur Zeichen einer Form der entwendenden

84 Ebd.

85 Bajohr, der auch zu Hans Blumenberg forscht, macht sich Blumenbergs Verwendung des Begriffs »Halbzeug« in seinen *Paradigmen zu einer Metaphorologie* zu eigen, in denen der Begriff als Metapher für Blumenbergs eigenes Projekt einer Metaphorologie dient. Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1998), 29. Zu den Auswirkungen dieser Metapher der »modernen Technik« s. Rüdiger Campe, »From the Theory of Technology to the Technique of Metaphor: Blumenberg's Opening Move«, *Qui Parle* 12, Nr. 1 (2000): 105–126.

86 Karl Marx, *Das Kapital*, 640.

Textverwertung, sondern ein ästhetischer Index übergreifender Veränderungen in den technisch-materiellen Bedingungen ökonomischer Verwertung, in deren Zentrum der Ersatz lebendiger Arbeit steht.⁸⁷ Sowohl die automatisierte Autorschaft als auch das textuelle Halbzeug werfen somit indirekt eine Reihe anderer Wertfragen auf, unter anderem nach den materiellen Voraussetzungen, unter denen eine Ästhetik der unschätzbaren Literatur möglich gewesen wäre. So wie das Interessante für Schlegel eine »Krise des Geschmacks« signalisierte, so kodiert die digitale Produktion der Korpusfabel aus dem Halbzeug des Grimm'schen Korpus eine ganz andere Art von Krise. So operiert »Halbzeug«, wie auch Marx' Gallerte, als eine Quasi-Metapher für die Verwertungsprozesse der Gegenwart. Doch im Unterschied zur Metapher kommen diese Figuren ganz ohne *tertium comparationis* aus: Sie sind einem Wertschöpfungssystem unmittelbar entlehnt, das kein anderes Wertgesetz kennt als die Vergleichbarkeit des Inkommensurablen.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. *Ästhetische Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, 1970.
- Agamben, Giorgio. *Taste*. Kalkutta: Seagull Books, 2017.
- Bajohr, Hannes. *Halbzeug. Textverarbeitung*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2018.
- Blumenberg, Hans. *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1998.
- Blumenberg, Hans. »Geld oder Leben. Eine metaphorologische Studie zur Konsistenz der Philosophie Georg Simmels«. In: ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, 177–192. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001.
- Brouillette, Sarah. »On Art and ›Real Subsumption‹«. *Mediations* 29, Nr. 2 (Frühjahr 2016): 169–176.
- Campe, Rüdiger. »From the Theory of Technology to the Technique of Metaphor: Blumenberg's Opening Move«, *Qui Parle* 12, Nr. 1 (2000): 105–126.
- Caygill, Howard. *The Art of Judgment*. Oxford: Blackwell, 1989.

87 Vgl. zum Verhältnis von konzeptueller Poesie und Marx' Begriff der technischen Zusammensetzung des Kapitals Joshua Clover, »The Technical Composition of Conceptualism«, *Mute*, 2. April 2014, <https://www.metamute.org/editorial/articles/technical-composition-conceptualism> [abgerufen am 11.07.2023].

- Caygill, Howard. »Taste and Civil Society«. In: Babette Babich (Hg.), *Reading David Hume's ›Of the Standard of Taste‹*, 177–211. Berlin/Boston: De Gruyter, 2019.
- Cheah, Pheng. »The Material World of Comparison«. In: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison: Theories, Approaches, Uses*, 168–190. Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013.
- Clover, Joshua. »The Technical Composition of Conceptualism«. *Mute*, 02.04.2014. <https://www.metamute.org/editorial/articles/technical-composition-conceptualism> [abgerufen am 11.07.2023].
- Clover, Joshua, und Christopher Nealon. »Literary and Economic Value«. *Oxford Research Encyclopedia of Literature*, 27.07.2017. <https://doi.org/10.1093/acrefore/9780190201098.013.123> [abgerufen am 11.07.2023].
- Clune, Michael. »Judgment and Equality«. *Critical Inquiry* 45, Nr. 4 (Sommer 2019): 910–934.
- Derrida, Jacques. *Falschgeld. Zeit geben I*, übers. v. Andreas Knop und Michael Wetzler. München: Fink Verlag, 1993.
- Eiden-Offe, Patrick. *Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*. Berlin: Matthes und Seitz, 2017.
- Engels, Friedrich. »Konspekt über ›Das Kapital‹ von Karl Marx«. In: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*. Bd. 16, 243–287. Berlin: Dietz Verlag, 1962.
- Foucault, Michel. *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1971.
- Frye, Northrop. *Anatomy of Criticism. Four Essays* (Princeton/Oxford: Princeton University Press, 1957).
- Grimm Brüder. »Hans im Glück«. In: *Kinder- und Hausmärchen*, 362–366. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1955.
- Guillory, John. *Cultural Capital: The Problem of Literary Canon Formation*. Chicago/London: University of Chicago Press, 1993.
- Herrnstein Smith, Barbara. »Contingencies of Value«. *Critical Inquiry* 10, Nr. 1 (1983): 1–35.
- Herrnstein Smith, Barbara. *Contingencies of Values: Alternative Perspectives for Critical Theory*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 1988.
- Hume, David. »Of the Standard of Taste«. In: John W. Lenz (Hg.), *Of the Standard of Taste, and Other Essays*, 3–24. Indianapolis: The Bobbs-Merrill Co., 1965.
- Konstantinou, Lee, und Dan Sinykin. »Literature and Publishing, 1945–2020«. *American Literature History* 33, Nr. 2 (Sommer 2021): 225–243.

- Körte, Mona. »Die Rache roher Texte: Treue zum Unsinn in den Kinder- und Hausmärchen Jacob und Wilhelm Grimms«. *Monatshefte* 111, Nr. 3 (2019): 340–361.
- Marx, Karl und Friedrich Engels. *Das Kapital. Erster Band*. In: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*. Bd. 23. Berlin: Dietz Verlag, 1962.
- Marx, Karl. »Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie«. In: dies., *Werke*. Bd. 13, 615–642. Berlin: Dietz Verlag, 1961.
- Melas, Natalie. »Versions of Incommensurability«. *World Literature Today* 69, Nr. 2 (Frühjahr 1995): 275–279.
- Nersessian, Anahid. *The Calamity Form: On Poetry and Social Life*. Chicago/London: The University of Chicago Press, 2020.
- Ngai, Sianne. *Our Aesthetic Categories. Zany, Cute, Interesting*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 2012.
- Schlegel, Friedrich. »[Lyceums-Fragmente]«. In: Hans Eichler (Hg.), *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 2., Abt. 1: *Charakteristiken und Kritiken I*. 1796–1801, 147–164. Paderborn: Schöningh, 1967.
- Schlegel, Friedrich. »Über das Studium der Griechischen Poesie«. In: Ernst Behler (Hg.), *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 1., Abt. 1: *Studien des Klassischen Altertums*, 217–366. Paderborn: Schöningh, 1979.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. »Scattered Speculations on the Question of Value«. *Diacritics* 15.4 (1985): 73–93.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. *A Critique of Postcolonial Reason. Toward a History of the Vanishing Present*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 1999.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. »Rethinking Comparativism«. In: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison: Theories, Approaches, Uses*, 253–270. Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013.
- Uther, Hans-Jörg. *Handbuch zu den »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm*. Berlin/New York: De Gruyter, 2008.
- Woodmansee, Martha. *The Author, Art, and the Market. Rereading the History of Aesthetics*. New York: Columbia University Press, 1994.

Aspekte des Vergleichs in Georg Simmels Essayistik

Francisco García Chicote

Abstract Dieser Beitrag untersucht die Kategorie des Vergleichs in Simmels Essayistik aus drei Perspektiven: Zunächst als grundlegende Kategorie in der Simmel'schen Theorie der Moderne, anschließend als impliziten Faktor in zwei erkenntnistheoretischen Konzepten – der Verteidigung des provisorischen Denkens und der Typisierung des »Fremden« – und schließlich als kritische Operation in seinen intellektuellen Analysen. Dabei wird argumentiert, dass diese drei Ebenen – Theorie der modernen Objektivität, Erkenntnistheorie und konkrete kritische Praxis – im Hinblick auf den Vergleich bei Simmel formell analog sind. Damit bietet Simmels Vergleichsbegriff Impulse für die aktuelle Theoriebildung zu Praktiken des Vergleichens.

Aus dem Spanischen übersetzt von Andi Löcher

Einführung

Diese Seiten haben die Kategorie des Vergleichs im Werk Georg Simmels zum Gegenstand und sollen mit einer Feststellung beginnen – auch wenn diese eine Einschränkung sein mag, weil sie verallgemeinert: Die zeitgenössischen Arbeiten, die sich mit der Theorie und Praxis des Vergleichens in der Komparatistik beschäftigen, setzen einen erkenntnistheoretisch und transhistorisch geprägten Begriff des Vergleichens voraus.

Dieser Auffassung zufolge wird das Vergleichen als geistige Tätigkeit verstanden, bei der drei Momente zueinander in Beziehung gesetzt werden: das *comparandum*, das *secundum comparatum* und das *tertius comparationis*. Der Vergleich wird auf seine »Typologie« hin untersucht – z.B. werden genetische

und typologische Vergleiche einander gegenübergestellt –,¹ er wird der sogenannten »immanenten Interpretation« gegenübergestellt,² es wird seine Stellung in der Entwicklung der modernen wissenschaftlichen Disziplinen (Literatur, Geschichte, Linguistik, Biologie etc.) untersucht, und dank der begrifflichen Ausweitung im Bereich der Erkenntnistheorie durch die postmoderne Wende werden seine ideologischen Implikationen in kolonialen und postkolonialen Zusammenhängen deutlich gemacht.³ Es handelt sich also um eine umfangreiche und bewegliche Perspektive, die sich dennoch ausschließlich auf Fragestellungen der Erkenntnis beschränkt: Das Vergleichen wird in erster Linie als Fähigkeit des Subjekts verstanden, eine gegebene Welt zu erkennen (selbstverständlich handelt das Subjekt auch und setzt sich mit dieser Welt in Beziehung, aber immer auf eine vorwiegend erkennende Weise).⁴ Die Frage nach dem Vergleich als Eigenschaft des Objekts wird nicht gestellt, und obwohl konstatiert wurde, dass die Praxis des Vergleichens in der späten Moderne an Intensität und Reichweite gewinnt, sind die Ursachen dieser Entwicklung bislang nur wenig erforscht.⁵ Der Vergleich wird vielmehr außerhalb der Geschichte und innerhalb des Subjekts verortet, er ist

-
- 1 Vgl. Manfred Schmeling, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Vergleichende Literaturwissenschaft. Theorie und Praxis* (Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, 1981), 1–24, hier 11–18.
 - 2 Vgl. Dieter Lamping, »Vergleichende Textanalysen«, in: Thomas Anz (Hg.), *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 2: *Methoden und Theorien* (Stuttgart/Weimar: Metzler, 2013), 216–224.
 - 3 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak, »Rethinking Comparativism«, *New Literary History* 40, Nr. 3 (2009): 609–626.
 - 4 Angelika Epple und Walter Erhart zum Beispiel eröffnen eine praxeologische Perspektive, indem sie den Vergleich weniger als rein logische Operation und vielmehr als »social practice« verstehen, die sozio-historisch geprägte »actors« involviert und deshalb innerhalb dieser sozial objektiven Historizität untersucht werden muss. Nichtsdestotrotz wird das Problem, auch wenn es nun historisiert, sozialisiert und politisiert wurde, weiterhin von einem erkenntnistheoretischen Standpunkt her betrachtet, nicht von einem ontologischen. Vgl. Angelika Epple und Walter Erhart, »Practices of Comparing. A New Research Agenda Between Typological and Historical Approaches«, in: dies. (Hg.), *Practices of Comparing. Towards a New Understanding of a New Fundamental Practice* (Bielefeld: Bielefeld University Press, 2020), 11–38, hier 21.
 - 5 Vgl. Rita Felski und Susan Stanford Friedman, »Introduction«, in: dies. (Hg.), *Comparison. Theories, Approaches, Uses* (Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013), 1–12, hier 1; Hartmut Kaelble, *Historisch Vergleichen. Eine Einführung* (Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2021), 7.

»eine Denkfigur«, die »allen historischen und systematischen Ordnungen [...] zugrundeliegt«. ⁶

Ohne den theoretischen Scharfsinn und die Realisierbarkeit solcher Unterfangen zu verkennen, wird auf den folgenden Seiten diese Auffassung des Vergleichens nicht als Ausgangs- sondern als Zielpunkt verstanden. Gewiss vergleicht der Mensch, seit es ihn gibt. Das Vergleichen scheint zu den unabdingbaren Werkzeugen des *analogen* Denkens zu gehören: Als Unwetter, Klimakatastrophen etc. als Strafe von transzendentalen Wesen (Göttern, Göttinnen etc.) verstanden wurden, war dies möglich, weil jedes Phänomen analog zu einer Tat und somit als etwas vom Subjekt Verursachtes aufgefasst wurde. So wurden Naturphänomene der menschlichen Tätigkeit gleichgesetzt und es wurde der Natur eine Subjektivität zugerechnet, die wiederum mit der menschlichen verglichen wurde. ⁷ Wie Susan Stanford Friedman aufzeigt, spielt der Vergleich *auch* für das *analytische* Denken beim Feststellen von Ähnlichkeiten und Unterschieden eine Rolle. In Anlehnung an einen umgangssprachlichen Ausdruck im Englischen (»you cannot compare apples and oranges«) schreibt sie: »The concept of fruitness depends upon a comparison of what apples and oranges have and do not have in common«. ⁸

Aus der Konstanz einer Praktik folgt jedoch nicht, dass diese unveränderlich ist. Ebenso wenig darf ihre Geschichte als einseitige Abfolge, als eine von anderen Faktoren losgelöste Entwicklung beschrieben werden. Die Arbeitsteilung z. B. ist ebenfalls so alt wie die Menschheit selbst, aber ihre tatsächliche soziale Bedeutung hängt vom jeweiligen Wert ab, der ihr in verschiedenen historischen Phasen zukommt, weshalb sie durch übergreifende Momente der jeweiligen Phase bestimmt wird. Ohne die Bedeutung der strukturellen Beziehungen außer Acht zu lassen, die ein Begriff in der jeweiligen Phase

6 Evi Zemanek, »Was ist Komparatistik?«, in: Evi Zemanek und Alexander Nebrig (Hg.), *Komparatistik* (Berlin: Akademie Verlag, 2012), 7–20, hier 15.

7 James G. Frazer z. B. zeigt diesen Bezug zwischen Vergleich, Analogie und religiösem Denken im griechischen Demeter- und Persephone-Kult. Vgl. James George Frazer, *The Golden Bough. A Study in Magic and Religion* (London: MacMillan Press, 1957), 551–557. Zur Frage der Analogie als Methode zur Erkenntnis der Welt, vgl. Georg Lukács, »Ontologie des gesellschaftlichen Seins«, in: ders., *Werke*, Bd. 14.2, hg. v. Frank Benseler (Darmstadt und Neuwied: Luchterhand, 1986), 7–730, hier 575–578.

8 Susan Stanford Friedman, »Why not compare?«, in: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison. Theories, Approaches, Uses* (Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013), 34–45, hier 37.

eingeht, gilt es, Fredric Jamesons methodischem Imperativ: »Always historicize!«⁹ Rechnung zu tragen. Bezüglich der Bedeutung der wirtschaftlichen Begriffe in der Moderne schrieb Karl Marx 1857, dass es »untubar und falsch« sei, diese

in der Folge aufeinander folgen zu lassen, in der sie historisch die bestimmenden waren. Vielmehr ist ihre Reihenfolge bestimmt durch die Beziehung, die sie in der modernen bürgerlichen Gesellschaft aufeinander haben und die gerade das umgekehrte von dem ist, was als ihre naturgemäße erscheint oder der Reihe der historischen Entwicklung entspricht.¹⁰

In diesem Beitrag wird der Vergleich vor allem in seinen modernen Eigenschaften untersucht. Er wird als Kategorie verstanden, die Ausdruck der Moderne ist, denn der Vergleich wird von der Moderne ganz spezifisch geprägt. Eine kohärente Perspektive scheint auch Marx in *Das Kapital* zu vertreten. Bekanntlich liegt für ihn das Besondere jener »Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht«¹¹, in der Tatsache, dass die Individuen zum ersten Mal in der Geschichte dazu gezwungen werden, einen immer größeren Teil ihres sozialen Wesens über die autonome Vermittlung des Marktes zu bestätigen und sogar zu realisieren. So reguliere der Markt das Zusammenleben automatisch, indem er Produkte, die von »selbständigen und voneinander unabhängigen Privatarbeiten«¹² herrühren, miteinander *vergleiche*. Der Austausch auf dem Markt bestehe in der Gegenüberstellung und Gleichsetzung (d.h. dem Vergleich) jener Produkte; so entstehe eine soziale Bindung zwischen den Hersteller*innen der Waren und die Arbeitstätigkeiten der Menschen würden vereinheitlicht.¹³ Auf diese Weise wird der Vergleich zu einem entscheidenden Element bei der Festlegung des Werts und folglich ein unentbehrlicher Teil des Fetischcharakters der Ware. Er bezieht sich also auf einen objektiven Prozess und hat besondere Eigenschaften. Es

9 Fredric Jameson, *The Political Unconscious. Narrative as Socially Symbolic Art* (London: Routledge, 2002), IX.

10 Karl Marx, »Einleitung [zu den »Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie«]«, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 42 (Berlin: Dietz Verlag, 1983), 15–45, hier 41.

11 Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 23: *Das Kapital* (Berlin: Dietz Verlag, 1962), 49.

12 Marx und Engels, *Werke*, Bd. 23: *Das Kapital*, 57.

13 Vgl. Isaak Illich Rubin, *Essays on Marx's Theory of Value* (Montréal/New York: Black Rose Books, 1973), 8.

muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass Marx »Vergleich« im Sinne einer Gleichsetzung gebraucht, einem Prozess, der von Messbarkeit abhängt und diese gleichzeitig ermögliche. Der Markt vermittele durch seine Vergleichsmacht nicht nur die sozialen Beziehungen, indem er diese automatisch reguliere – was u.a. bedeute, dass die Beziehungen eine verdinglichte Form annähmen, also durch den Austausch von Dingen realisiert würden –, sondern er schaffe – übrigens auf eine verdrehte, abstrakte, mysteriöse, »stumme«¹⁴ Art – eine Menschheit im konkreten Sinne:

Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es. Es steht daher dem Werte nicht auf der Stirn geschrieben, was er ist. Der Wert verwandelt vielmehr jedes Arbeitsprodukt in eine gesellschaftliche Hieroglyphe.¹⁵

Der Vergleich wird hier nicht als Erkenntnisprozess verstanden, sondern als eine Tätigkeit, die soziale Objektivität schafft. Georg Simmel bezieht sich zwar nicht direkt auf Marx, aber er artikuliert den Begriff aus einer ähnlichen Perspektive: Der Vergleich ist bei ihm hauptsächlich ein Problem, das mit der Spezifität der Moderne zusammenhängt. Simmels erkenntnistheoretische Überlegungen setzen diese Spezifität – explizit oder implizit – voraus. Darum ist der Begriff des Vergleichs als erkenntnistheoretisches Element bei Simmel ein Ziel- und kein Ausgangspunkt.

In Simmels Essayistik bildet der Vergleich in einem objektiven Sinn die Formen der Moderne, gleichzeitig fungiert er in einem subjektiven Sinn als maßgebliches kognitives Verfahren zur Untersuchung dieser Formen. Als objektiver Faktor geht er mit der Schaffung wirtschaftlicher Werte einher und verweist auf eine bestimmte Art der Gleichsetzung, des Einsetzens von Gleichwertigkeiten und der Beseitigung von Besonderheiten, was zum Entstehen eines entfremdeten Ganzen beiträgt. Als kognitives Verfahren sind Simmels Vergleichspraktiken eine dynamische, multilaterale Art der Annäherung an die moderne Wirklichkeit, die sowohl die konzeptuelle Subsumption (d.h. das Auflösen der tatsächlichen Besonderheit des Objekts in den Parametern eines *secundum comparatum*) als auch die dialektische Aufhebung (welche Simmel

14 Marx und Engels, *Werke*, Bd. 23: *Das Kapital*, 765.

15 Ebd., 88.

für eine fragliche Art der Überwindung von Widersprüchen hält) zurückweist. Wie gezeigt werden soll, stehen beide Ebenen, die objektive und die erkenntnistheoretische, durch zwei zentrale Subjektivitätsbegriffe in Simmels Denken miteinander in Verbindung: seine Kritik am System und sein Begriff des »Fremden«. Die diesbezügliche These des vorliegenden Beitrages lässt sich mit Fredric Jameson und dessen Definition von »Form« zusammenfassen: So wie für Jameson die Form, so verweist für Simmel der Vergleich auf »a way in which a certain type of material lifts itself to awareness, not only as the object of our thought, but also as a set of mental operations proposed by the intrinsic nature of that particular object«.¹⁶

Die folgenden Ausführungen gliedern sich in drei Teile: Zunächst wird der Vergleich als objektives Element besprochen, das in der Simmel'schen Theorie der Moderne die sozialen Beziehungen strukturiert. In diesem Sinne erscheint der Vergleich als ein gesellschaftlicher Vorgang der Gleichsetzung und des Entfernens von Eigentümlichkeiten. Anschließend wird auf Simmels Kritik am systematischen Denken und auf seine Typisierung des »Fremden« eingegangen. Zuletzt wird diskutiert, inwiefern diese Elemente als theoretische Grundlage für die Vergleichspraktiken in seinen Essays dienen.

Der Vergleich als objektive Form der Moderne

Simmels Konzept der Moderne findet sich in seinem einflussreichsten Werk *Philosophie des Geldes* von 1900/1906 in seiner klassischen Formulierung. Zwar reflektiert er sowohl in früheren als auch in späteren Werken die kapitalistische Gesellschaft, aber die *Philosophie des Geldes* prägt mit ihrer hohen theoretischen Komplexität und Originalität das intellektuelle Feld wie kein anderes. Die dort formulierte Beschreibung der modernen Gesellschaft als eines entfremdeten Ganzen, das dinghafte Züge und Verhaltensweisen annimmt, ist bemerkenswert und für den jungen Siegfried Kracauer »das hervorragendste Beispiel für die [...] sich vollziehende Eroberung der Totalität«.¹⁷ Sie stellt ein unumgängliches Antezedens für die Entwicklung der »Kritischen Theorie« dar,

16 Fredric Jameson, *Marxism and Form. Twentieth-Century Dialectical Theories of Literature* (Princeton, New Jersey: Princeton University Press, 1974), 340–1.

17 Siegfried Kracauer, »Georg Simmel. Ein Beitrag zur Deutung des geistigen Lebens unserer Zeit«, in: ders., *Werke*, Bd. 9.2, hg. v. Inka Mülder-Bach und Ingrid Belke (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2004), 139–280, hier 167.

wie auch Lukács in seiner Essaysammlung *Geschichte und Klassenbewusstsein* widerstrebend einräumt.¹⁸

Simmel strebt eine »Philosophie des ganzen geschichtlichen und sozialen Lebens« an,¹⁹ wofür er methodische Hindernisse überwinden muss, die eine philosophische Untersuchung des Alltags unmöglich machten. Schon der Titel zeigt Spuren der überschreitenden Bewegung, die das Werk vollzieht: In *Philosophie des Geldes* werden zwei Bereiche nebeneinandergestellt, die im damaligen strikten, das kulturkritische und soziologische Denken durchdringenden Dualismus als unvergleichbar galten: zum einen die Philosophie, die sich der Suche nach den letzten, irreduziblen und daher unvergleichbaren Substanzen widme; zum anderen das Geld, das die abstrakte Form des wirtschaftlichen Werts darstelle und daher die an sich unendliche Tauschmöglichkeit und somit absolute Substanzlosigkeit bilde. In seiner »Vorrede« hofft Simmel, dass diese maximale Spannung des Gegensatzes »zwischen dem scheinbar Äusserlichsten und Wesenlosen und der inneren Substanz des Lebens« dazu geeignet sei, die eigentümliche Logik seines Gegenstandes zu erhellen.²⁰

Wie es auch bei anderen Denkern der klassischen deutschen Soziologie (Ferdinand Tönnies, Max Weber) der Fall ist, hat Simmels Auffassung von der Moderne zuweilen romantische Züge. Dies zeigt sich vor allem in dem Gedanken, dass die Modernisierung ein Prozess sei, in dem gemeinschaftliche Bande verloren gingen und sich vorherige Existenzformen auflösten. Diese Existenzformen seien eigenständig und für sich selbst sinnvoll gewesen, weshalb sie im Prinzip der »absoluten Differenz« verankert gewesen seien, sie hätten also Formen entsprochen, die nur in Bezug auf sich selbst existiert hätten und daher unvergleichbar gewesen seien. In *Philosophie des Geldes* untersucht Simmel diesen Prozess z. B. in Bezug auf »vornehme Menschen«²¹. Der vornehme Mensch sei sowohl Grundbesitzer als auch Träger einer bestimmten individuellen, irrationalen, mysteriösen und undurchsichtigen Subjektivität, die den Namen »Persönlichkeit« trage:

18 Georg Lukács, »Geschichte und Klassenbewußtsein«, in: ders., *Werke*, Bd. 2, hg. v. Frank Benseler (Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1968), 161–518, hier 270.

19 Georg Simmel, »An Célestin Bouglé. 13.12.1899«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 22, hg. v. Klaus Christian Köhnke (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008), 342–344, hier 343.

20 Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 6, hg. v. David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989), 7–716, hier 12.

21 Ebd., 535.

Das Geldwesen zerstört am gründlichsten jenes Aufsichhalten, das die vornehme Persönlichkeit charakterisiert und das von gewissen Objekten und ihrem Gewertetwerden aufgenommen wird; es drängt den Dingen einen außer ihrer selbst liegenden Maßstab auf, wie gerade die Vornehmheit ihn ablehnt; indem es die Dinge in eine Reihe, in der bloß Quantitätsunterschiede gelten, einstellt, raubt es ihnen einerseits die absolute Differenz und Distanz des einen von andern, andererseits das Recht, jedes Verhältnis überhaupt, jede Qualifikation durch die wie auch ausfallende Vergleichung mit anderen abzulehnen[.]²²

Der Prozess der Moderne bedeute also das Verschwinden der Inkommensurabilität und an ihrer Stelle das Erscheinen eines immer größer werdenden Reiches von Werten, die mehr oder weniger losgelöst seien vom »subjektiv-personalen Unterbau«, dem sie entstammen,²³ und die dank dieser Trennung von ihrer Quelle aneinander gemessen und quantitativ miteinander in Verbindung gesetzt werden können: »Das Ich, wengleich die allgemeine Quelle der Werte überhaupt, tritt so weit von seinen Geschöpfen zurück, dass sie nun ihre Bedeutungen aneinander, ohne jedesmaliges Zurückbeziehen auf das Ich, messen können«.²⁴ Die Quantifizierung und Vergleichbarkeit resultieren aus der Gleichsetzung zweier oder mehr Ereignisse, was schließlich eine Objektivität hervorbringe, deren Existenznormen das Individuum nicht nur transzendieren und konfrontieren, sondern auch die Substanzen entfernen bzw. außer Acht lassen und zu Vergleichsparametern *par excellence* für die gesamte Seinsphäre werden.²⁵ Diese Objektivität sei das Geld, welches sich aus dem Vergleich beim Tausch von Dingen heraus entwickle und zu weiteren Gleichsetzungen und Vergleichen führe: »Das Geld hat eine neue Gleichung unter den Dingen gestiftet. [...] Ihr Geldwert schafft eine Gleichung und Vergleichung zwischen ihnen«.²⁶

Die philosophische Perspektive eröffnet die Frage nach der Kultur. Der Begriff der Kultur hat in Simmels Werk eine wertphilosophische Basis, und er stellt die Entwicklung der Menschheit und jener Attribute, die die menschl-

22 Ebd., 541.

23 Ebd., 55.

24 Ebd., 53.

25 Vgl. ebd., 57–58.

26 Ebd., 703.

che Bestimmung ausmachen, in den Mittelpunkt seiner Überlegungen.²⁷ In seinen Betrachtungen zu der Beziehung zwischen Kultur und Geld ist Simmel zumindest ambivalent und weist eine gewisse Distanz gegenüber der nostalgischen, der Romantik eigenen Haltung auf. Die Art von Objektivität, deren perfekter Ausdruck das Geld sei, bereite zwar den Boden für demokratisierende und entmythologisierende Tendenzen, diene dem objektiven Wissen und erhöhe, auch wenn es paradox klingen mag, die Freiheit. Wie Michael Makropoulos in seiner Arbeit über den Simmel'schen Begriff der Moderne darlegt, ermögliche die Entwicklung der »objektiven Kultur« selbst und die in ihr wachsende Divergenz zwischen den Menschen die »Freisetzung der Individuen aus determinierenden Bindungen«. ²⁸ Jedoch erreiche sie dies, indem sie eine entfremdete Wirklichkeit schaffe, die ständig in Bewegung und höchst komplex sei, die immer wachse und in der alles seine ihm innewohnende, menschliche Bedeutung verliere. So entstehe ein Gewebe, dessen pseudonaturliche Logik hinter dem Rücken des Subjekts ablaufe und das seine Produkte und Produktivität verwalte:

Und da das Geld alle Dinge mit unbarmherziger Objektivität misst und ihr Wertmass, das sich so herausstellt, ihre Verbindungen bestimmt – so ergibt sich ein Gewebe sachlicher und persönlicher Lebensinhalte, das sich an ununterbrochener Verknüpftheit und strenger Kausalität dem naturgesetzlichen Kosmos nähert[.]²⁹

Aufgrund ihrer pseudonaturlichen Gesetzmäßigkeit entfremde solch eine Welt der Dinge sich von den Subjekten, welche sie letztlich geschaffen haben.

27 Simmel versteht Kultur als eine »Vollendung des Menschen«: vgl. Simmel, »Vom Wesen der Kultur«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 8, hg. v. Alessandro Cavalli und Volkhard Krech (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008), 363–373, hier 367.

28 Michael Makropoulos, »Vergesellschaftung im Unendlichen. Simmels Modernität«, in: Hans-Peter Müller und Tilman Reitz (Hg.), *Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2018), 769–788, hier 781. Laut Otthein Rammstedt, Herausgeber der Gesamtausgabe von Simmels Werken, habe das Vermeiden einer eindeutig pessimistischen Einstellung gegenüber den Auswirkungen des Geldes zum Erfolg seines Buches unter »jungen Lesern« beigetragen, die »den modernen Kunst- und Literaturreichtungen zugetan waren«. Vgl. Rammstedt, »Vorwort«, in: ders. (Hg.), *Georg Simmels Philosophie des Geldes. Aufsätze und Materialien* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003), 7–24, hier 13–14.

29 Simmel, *Philosophie des Geldes*, 593–594.

»Dinge und Menschen sind auseinandergetreten« in der Moderne.³⁰ Das Ergebnis, so Simmel, sei verheerend: Da sie sich nicht in ihren Objektivierungen wiedererkennen können, verlören die Menschen den Sinn für ihre Beziehung zur Welt und entwickelten ihre persönlichen Züge auf problematische Art, indem sie manche verkümmern und andere wuchern ließen.

Damit zeichnet sich bereits die Konstellation von Eigenschaften ab, die bei Simmel den Vergleich als Attribut des objektiven und objektivierenden Prozesses der Moderne voraussetzt. Letztere sei die historische Phase einer totalisierenden formalen Vergleichbarkeit, die zum einen den Weg für das Entstehen von gleichberechtigten Beziehungen bereite, zum anderen jedoch mit ihrer formalistischen und gleichmachenden Tendenz die Dinge ihrer Eigentümlichkeit beraube und sie einem Mechanismus eiserner Beziehungen unterwerfe.

Kritik des systematischen Denkens und der Begriff des »Fremden«

Die erkenntnistheoretischen Überlegungen, die Simmels gesamtes Werk durchziehen, weisen Spuren der neukantianischen und lebensphilosophischen Strömungen auf, aus denen heraus sie sich entwickelt haben. Jedoch ließe sich nur schwerlich behaupten, dass sie ein kohärentes Ganzes oder zumindest ein widerspruchsfreies Gebilde ergeben. In *Die Zerstörung der Vernunft* (1954), also einer Arbeit, die Kontroversen ausgelöst hat, legt Lukács dar, wie der Berliner Philosoph nicht selten eine Auffassung von Erkenntnis vertrete, die mit aristokratischen und antiplebejischen Vorstellungen von Intuition, Kunst und Genie einhergehe, welche deutsche Intellektuelle der zweiten Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts so sehr zu schätzen wussten. Das Inkommensurable und Irreduzible dieser Begriffe mache sie zu geeigneten Kategorien für die Erkenntnis einer Welt, die ihre Substanz zugunsten einer formalen blinden Vergleichbarkeit verloren habe.³¹

30 Ebd., 639.

31 Lukács gebraucht sein eigenes, gewiss eigentümliches Konzept der *Lebensphilosophie*, um das deutsche intellektuelle Feld auf diese Weise zu charakterisieren. Vgl. Georg Lukács, *Werke*, Bd. 9: *Die Zerstörung der Vernunft*, hg. v. Frank Benseler (Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1962), 351–362. Kurt Lenk gelangt 1964 über andere Wege zu einem ähnlichen Fazit. Vgl. Kurt Lenk, »Das tragische Bewußtsein in der deutschen Soziologie«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (1964): 257–287.

Insofern ist es wenig überraschend, dass in manchen erkenntnistheoretischen Arbeiten Simmels genau jenes Element eine besondere Rolle spielt, welches die Moderne seiner Meinung nach auflöst: die Kategorie der Persönlichkeit. Aufgrund ihrer Einmaligkeit versetze die Persönlichkeit den*die Historiker*in dazu in die Lage, ein Zusammenspiel angeblich intuitiver, irrationaler kognitiver Mittel zu artikulieren, die es ermöglichen, die Seele jener historischen Persönlichkeit zu verstehen, die sie kennenlernen wollen. Historisches Wissen wird von Simmel als die Kenntnis der Biografien ›großer Männer‹ verstanden, wobei er insbesondere die künstlerischen, angeblich irrationalen, intuitiven, »erlebnishaften« Aspekte der Tätigkeiten von Historiker*innen betont.³² In *Die Probleme der Geschichtsphilosophie* (1892, 1905, 1907) zum Beispiel verteidigt Simmel eine heroische, die Massen herabwertende Auffassung historischer Handlung und lässt seine eigene Theorie von der Moderne als eines entfremdeten Ganzen, das die Bewegung der Geschichte organisiert, außer Acht. Dort ist zu lesen, dass

die psychologische Konstruktion, die für uns das Bild geschichtlicher Persönlichkeit bedingt, [...] nun die besondere Schwierigkeit [hat]: dass der Historiker das Gesamtbild einer Persönlichkeit nur aus ihren einzelnen Äußerungen gewinnen, diese Einzelheiten aber nur aus einem schon zum Grunde liegenden Gesamtbild der Persönlichkeit richtig deuten und gruppieren kann.³³

Historische Erkenntnis sei möglich, weil an ihren beiden Enden – der Geschichte und dem*der Historiker*in – ein organischer, unvergleichbarer Begriff des Subjekts, der Persönlichkeit wirke. Für Lukács liegt hier eine »resolut subjektivistische« Philosophie zugrunde; die »Haupttendenz« von Simmels »Erkenntnistheorie« sei ein »energischer Kampf gegen jede Art der Abbildung, gegen jede Art der gedanklichen Wiedergabe der Wirklichkeit, wie sie wirklich ist«.³⁴

32 In Simmels Verständnis befasst sich die Geschichte mit der »Einheit des seelischen Seins und Werdens, die wir unmittelbar nur erleben, aber nicht ergreifen können«. Georg Simmel, »Die Probleme der Geschichtsphilosophie«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 9, hg. v. Guy Oakes und Kurt Röttgers (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997), 227–429, hier 236f.

33 Ebd., 253.

34 Georg Lukács, *Werke*, Bd. 9: *Die Zerstörung der Vernunft*, hg. v. Frank Benseler (Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1962), 386.

Dieser Aussage lassen sich allerdings zwei erkenntnistheoretische Überlegungen Simmels entgeghalten, die *keinen* subjektivistischen, in aristokratischen Kategorien des irrational Einzigartigen und Unvergleichbaren verankerten Ansatz vorbringen: die Kritik am systematischen Denken und der Begriff des »Fremden« als intellektueller Typus. In beiden Fällen macht Simmel objektive, der Wirklichkeit entfremdete Elemente zu aktiven Bestandteilen des Erkennens. Er nähert sich ihnen mit den Mitteln der Analogiebildung. Dabei setzt Simmel voraus, dass die Erkenntnislogik mit der Logik der Moderne einhergehen muss.

In seiner Verteidigung des provisorischen, unsystematischen Denkens scheint es gerade die gleichmachende, dynamische und multilaterale Totalität zu sein, die sich aus dem Geld herauskristallisiert, die zu Bewusstsein erhoben und zu einem Mittel des kritischen Erkennens wird. Dies scheint sich z.B. in seinem kaum untersuchten Essay *Goethe* von 1912 zu zeigen. Dort werden apriorische Verfahren und vorgefertigte Herangehensweisen als Eigenschaften einer »bloßen Subjektivität« bezeichnet, d.h. einer Subjektivität, die sich des objektiven Gewebes, welches sie ermögliche und aus dem sie stamme, nicht bewusst sei. Das systematische Denken sei ein Zug dieser sich selbst nicht bewussten und darum gewaltsamen Subjektivität. Simmel versteht das System als ein Erkenntnisgewebe, das lebendigen Inhalt auf starre, vordefinierte Bereiche aufteilt und klassifiziert. Diese Bereiche entfalten eine logisch kohärente Struktur, die nicht nur den Inhalten Formen aufdrücke, die ihnen nicht eigen seien, sondern auch Verbindungen zwischen ihnen herstelle, die es ursprünglich nicht gegeben habe.³⁵ Als vermittelndes Moment außerhalb des Gegenstandes isoliere das System den Inhalt von der Vielfalt an Beziehungen, lasse ihn starr werden und verleihe ihm eine steife Existenzweise, sodass jegliche weitere Bestimmung des Inhalts für unnötig gehalten werden könne. Wer systematisch denke, setze also

die Dinge mit scharfer begrifflicher Abgrenzung außereinander [sic] und gewinnt Einheit für sie, indem er ihre begrifflichen Inhalte in ein symmetrisch gebautes Ganzes einstellt. Wie das einzelne Element, so ist auch das Ganze ein Fertiges, Abgeschlossenes, eine feste Form aus festen Formen, geordnet nach architektonisch-einheitlichem Prinzip, das jedem überhaupt denkbaren Element seine Stelle gleichsam vorbestimmt [...]. Ein Abschluss des Gan-

35 Georg Simmel, »Goethe«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 15, hg. v. Uta Kösser, Hans-Martin Kruckis, Otthein Rammstedt (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003), 7–270, hier 90.

zen [ist aber] nicht möglich, das Verhältnis der Elemente kann sich nicht zu einer irgendwie genügsamen Einheit zusammenschließen.³⁶

Simmel lehnt das systematische Denken ab, weil es den Objekten gegenüber willkürlich und gleichgültig sei. Das System werde zu einem »Gegenteil der Sachlichkeit und selbstlos gesuchten Wahrheit – der Wahrheit, in der sich alles in Einheit und Kontinuität aneinanderschliesst.«³⁷ Viel eher im Einklang mit der Natur der modernen Objekte ist die im selben Text als versuchend, erforschend, provisorisch aufgezeigte Haltung. Und diese Eigenschaften des Vortastens, des Erforschens, des Provisorischen entspringen nicht irgendeinem idiosynkratischen Persönlichkeitsstil, sondern seien als kognitive Formen nichts weiter als die Erhebung zu Bewusstsein von dem, was Simmel als Essenz des Lebens selbst versteht: »das Leben ist immer mehr Leben, immer mehr Bewegtheit.«³⁸

Die von Simmel vorgenommene Typisierung der fremden Person verkörpert diese versuchende Haltung und verdeutlicht aber auch unmissverständlich ihren ausschließlich modernen Charakter als Produkt der entfalteten Marktwirtschaft. Dies geschieht bekanntlich in seinem berühmten »Exkurs über den Fremden« von 1908. Die fremde Person komme von weit her und bringe etwas Neues in die bis dahin traditionelle, statische Gruppe.³⁹ So reiße sie gewissermaßen die Objekte aus ihren festen Positionen und ermögliche eine Reihe von Kombinationen und Gleichungen, von Beziehungen und Vergleichen, die sonst aufgrund der Geschlossenheit und Festigkeit der Gruppe, in der die fremde Person auftaucht, nicht existieren würden. Laut Simmel gibt die fremde Person den Objekten und Repräsentationen Beweglichkeit;

36 Ebd., 89.

37 Ebd., 91.

38 Ebd., 156. In einer Art Gemeinplatz stellt Simmel in diesem Aspekt Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller gegenüber. Während ersterer das Prinzip der offenen Form und die Ablehnung endgültiger Formulierungen verkörpere, entzöge Schiller seinen Figuren ihren lebendigen Inhalt, weil er sie als etwas Abgeschlossenes entwerfe (vgl. Simmel, »Goethe«, 155). Darum fehle den Personen in seinen Stücken »seelische Innerlichkeit und Leben« und sie seien starr (vgl. ebd., 167). Am Rande sei bemerkt, dass Marx in der sogenannten »Sickingen-Debatte« eine analoge Einschätzung von Schiller anführt. Vgl. Karl Marx, »An Ferdinand Lassalle, 19.4.1859«, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 29, hg. v. Horst Merbach und Bernhard Dohm (Berlin: Dietz Verlag, 1978), 590–593, hier 592.

39 Georg Simmel, »Exkurs über den Fremden«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 11, hg. v. Otthein Rammstedt (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992), 764–771, hier 766.

so fördere sie nicht nur den Gebrauch der Intelligenz, sondern bilde auch eine notwendige Grundlage für das konkrete Hervortreten der Menschheit als Ganzes. Es ist bezeichnend, dass Simmel die fremde Person als Handlungsperson darstellt:

In der ganzen Geschichte der Wirtschaft erscheint der Fremde allenthalben als Händler bzw. der Händler als Fremder. [...] Ein irgendwie geschlossener Wirtschaftskreis, mit aufgeteiltem Grund und Boden und Handwerken, die der Nachfrage genügen, wird nun auch dem Händler eine Existenz gewähren; denn allein der Handel ermöglicht unbegrenzte Kombinationen, in ihm findet die Intelligenz noch immer Erweiterungen und Neuerschließungen, die dem Urproduzenten mit seiner geringeren Beweglichkeit, seinem Angewiesensein auf einen nur langsam vermehrbaren Kundenkreis, schwer gelingen.⁴⁰

Auf den ersten Blick fällt eine gewisse Nähe zur Marx'schen Analyse auf, nämlich dass die transnationale Expansion des Marktes das Selbstbewusstsein und die universelle ästhetische Repräsentation der Menschheit ermögliche.⁴¹ Bei näherer Betrachtung steht der »Exkurs« außerdem am Beginn einer Serie theoretisch-kritischer Überlegungen zur Entstehung und Funktion des*der modernen Intellektuellen. Auch wenn diese Bezüge im Text selbst implizit bleiben, wurden sie doch sowohl von Schülern als auch von Simmel-Spezialisten direkt hergestellt. Rudolf Stichweh, der darauf hinweist, dass der »Exkurs« einer der »am häufigsten nachgedruckten, übersetzten und am meisten gelesenen« Texte der Soziologie ist, greift die Rezeptionstendenz auf,

40 Ebd., 765–766.

41 Es ist in der Tat eine andere Passage, die die Beziehung zwischen dem Handelswert als Vergleich objektiver Arbeitsprodukte und dem Entstehen des – ästhetischen – Selbstbewusstseins der Menschheit beschreibt. Im *Manifest der kommunistischen Partei* leitet sich die *Weltliteratur* von der transnationalen Expansion des Marktes ab. Vgl. Karl Marx und Friedrich Engels, »Manifest der kommunistischen Partei«, in: dies., *Werke*, Bd. 4, hg. v. Ludwig Arnold (Berlin: Dietz Verlag, 1977), 459–493, hier 466: »An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur«.

die »den Fremden« paradigmatisch als die Form gesellschaftswissenschaftlicher Erkenntnissuche« versteht.⁴² Am Anfang dieser Tendenz stehen die Beiträge des jungen Lukács, Siegfried Kracauers und Theodor W. Adornos, die das Fremd-Sein als Eigenschaft *par excellence* der modernen Subjektivität definieren und den*die Intellektuelle*n als eine Person, die besagtes Fremd-Sein in den Dienst des kritischen Enthüllens der Wirklichkeit stelle.

Die fremde Perspektive bringe nicht nur Beweglichkeit in die Gruppe; sie selbst sei durch und durch Bewegung, »das schlechthin Bewegliche«.⁴³ Simmel beschreibt diese Perspektive als dynamisch, weil sie ständig und simultan von entgegengesetzten Polen bestimmt wird: Sie stehe zwischen Nähe und Ferne, zwischen Sesshaftigkeit und Nomadentum, zwischen Besitz und Besitzlosigkeit etc. Um ›fremd‹ zu sein, müsse eine Person nah sein und dennoch fern scheinen, nicht einfach weil das Fremd-Sein logischerweise eine Person bezeichne, die zwischen Menschen lebt, in deren Gemeinschaft sie als ›fremd‹ markiert ist, sondern vielmehr weil sie den Sinn der Mehrheit für die Zugehörigkeit zu einem allgemeinen Sinnhorizont belebe, da sie die Erfahrungen, Empfindsamkeiten und gemeinschaftlichen Ideen einer Gruppe nicht teilt. Ähnlich verhalte es sich mit der Spannung zwischen Sesshaftigkeit und Nomadentum: Die Sesshaftigkeit der fremden Person sei eine notwendige Bedingung – sonst wäre sie nur Besuch –, aber sie entstehe aus einem Stehenbleiben und enthalte immer die Möglichkeit, den Weg fortzusetzen. Die Art von intellektueller Person, die Simmel herauszuarbeiten scheint, erhält ihre Kategorien nicht aus dem Reservoir der Persönlichkeit und ihrer Eigenschaften – dem Grundbesitz, dem Festen, der Sesshaftigkeit, dem Intimen etc. –, sondern aus einer *Zwischenposition*, die jeweils gleich weit von der traditionellen Gesellschaft und den zersetzenden Kräften der Moderne entfernt ist. Fünfzehn Jahre später wird Kracauer, vermutlich von Simmel inspiriert, dies als die typische Position der modernen Intellektuellen bezeichnen. Da sie beiden Welten »gleich nahe« und »gleich fern« seien, gelte ihnen »niemals [...] eine Erkenntnis als die letzte« und es zwingt sich ihnen ein »unstetes Wandern« auf.⁴⁴

42 Rudolf Stichweh, »Der Fremde«, in: Hans-Peter Müller und Tilman Reitz (Hg.), *Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2018), 203–208, hier 207.

43 Simmel, »Exkurs über den Fremden«, 766.

44 Siegfried Kracauer, »Die Wartende«, in: ders., *Werke*, Bd. 5.1., hg. v. Inka Mülder-Bach und Ingrid Belke (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2011), 383–394, hier 385.

So wie Simmel ihn entwirft, kann der fremde Blick zum einen nicht in dem Parameter subsumiert werden, mit dem er konfrontiert wird, da er gleichzeitig durch den entgegengesetzten Parameter bedingt ist (er ist z.B. notwendigerweise sesshaft, aber gleichzeitig notwendigerweise nomadisch). Zum anderen entzieht er sich aufgrund seiner multilateralen Bestimmung jeglicher synthetischen Dynamik, die ein aufhebendes Moment setzen und den Widerspruch gewissermaßen lahmlegen würde. Die fremde Perspektive kann sich nicht aus der Spannung lösen, der sie entspringt; vielmehr verbleibt sie in ihr und erlangt so, was Simmel »Objektivität« und »Freiheit« nennt:

Objektivität ist keineswegs Nicht-Teilnahme, [...] sondern eine positiv-besondere Art der Teilnahme – wie Objektivität einer theoretischen Beobachtung durchaus nicht bedeutet, dass der Geist eine passive tabula rasa wäre, in die die Dinge ihre Qualitäten einschrieben, sondern die volle Tätigkeit des nach seinen eigenen Gesetzen wirkenden Geistes, nur so, dass er die zufälligen Verschiebungen und Akzentuierungen ausgeschaltet hat, deren individuell-subjektive Verschiedenheiten ganz verschiedene Bilder von dem gleichen Gegenstand liefern würden. Man kann Objektivität auch als Freiheit bezeichnen. Der objektive Mensch ist durch keinerlei Festgelegtheiten gebunden, die ihm seine Aufnahme, sein Verständnis, seine Abwägung des Gegebenen präjudizieren könnten.⁴⁵

Die versuchende Haltung, die offene, provisorische Form und die fremde Perspektive stellen maßgebliche Aspekte der erkenntnistheoretischen Überlegungen in Simmels Werk dar; Überlegungen, die jedoch, wie schon erwähnt, kein kohärentes Ganzes ergeben. Aus der Sicht der vorliegenden Argumentation ist es wichtig, zum einen daran zu erinnern, dass diese erkenntnistheoretischen Aspekte von dem abgeleitet sind, was Simmel als die objektive Struktur der Moderne versteht und dass beide – sowohl Simmels erkenntnistheoretische Überlegungen als auch die objektiven Strukturen – sich ontologisch nicht unterscheiden. Das heißt also, dass Simmel gegen das ›Übel der Moderne‹, die Entfremdung, ein *modernes* Korrektiv setzt. Die objektive Struktur, die also mit Simmel als eine allumfassende Vergleichbarkeit verstanden werden kann, eliminiert die Substanzen, macht alles formal messbar und entfremdet die Menschen ihrem eigenen Leben. Die provisorische und offene Haltung sowie die fremde Perspektive entspringen zwar ebenfalls der Dynamik, welche

45 Simmel, »Exkurs über den Fremden«, 767.

die Struktur der Vergleichbarkeit ermöglicht, aber mit dem Effekt, die verlorene Eigentümlichkeit der Dinge und das Fließende der naturalisierten Beziehungen wiederherzustellen. Dies zeigt sich in den konkreten Formen des Vergleichs in Simmels Werk.

Konkrete Formen des Vergleichs bei Simmel

Im vorangegangenen Abschnitt wurde hervorgehoben, dass die Zwischenposition der ›fremden Person‹ bei Simmel von der Tatsache herrührt, dass sie gleichzeitig von zwei entgegengesetzten Polen bedingt wird. Wenn sie also mit einem dieser Pole konfrontiert wird, verhindert ihre Zugehörigkeit zum anderen, dass eine Identifikation stattfindet, die ihre Eigentümlichkeit auflöst. Dieses ›Sein und Nicht-Sein‹ führt zu einer dynamischen, versuchenden, provisorischen Haltung. Was die Vergleiche betrifft – oder vielmehr die Darstellungen, die hauptsächlich mit Vergleichsserien artikuliert werden –, so weisen diese in der Essayistik des Philosophen Eigenschaften auf, die der Typisierung des*der Intellektuellen als fremde Person formal analog sind. Zwei anschauliche Beispiele für den Vergleich in diesem Sinne lassen sich in dem Essay »Das Problem des Stiles« von 1908 und in der Reihe von Vorträgen finden, die in *Schopenhauer und Nietzsche* von 1906 gesammelt wurden. Beide Beispiele zeigen: Während die Vergleichbarkeit als objektiver Modus der modernen Existenz dazu neigt, die Unterschiede zwischen den Dingen zu verwischen, hat der Vergleich als intellektuelle Praxis zum Ziel, die Eigentümlichkeiten wiederherzustellen und beizubehalten, auch wenn dies prinzipiell dynamisch und provisorisch geschieht.

Was den Stil betrifft, so geht Simmel davon aus, dass vielfältige Faktoren auf diesen einwirken und er bestimmt ihn von diesen Faktoren ausgehend. Dies geschieht mittels einer Reihe von Doppelvergleichen, in denen das *comparandum* alternativ mit jeweils zwei *secunda comparata* konfrontiert wird: dem Kunstwerk und der völlig rationalisierten modernen Welt. Diese *comparata* bilden die Spannungspole, zwischen denen der Stil sich als etwas in der Mitte Liegendes abzeichnet. Das Verfahren ist zutiefst dynamisch: Sobald dem *comparandum* durch den Vergleich mit einem der Pole eine Bestimmung zugewiesen wird, relativiert der Text die Reichweite und allgemeine Gültigkeit dieser Bestimmung, indem er das *comparandum* einem weiteren Vergleich unterzieht, was wiederum zu einer neuen, konkreteren Bestimmung führt, die wieder abgeschwächt wird, um dann zu einer noch konkreteren zu gelangen. Wollte man

das Verfahren grafisch darstellen, würde sich eine zentripetale Schraubenbewegung anbieten: Durch den Impuls der Vergleiche dreht sich die Argumentation um eine Achse – die das ›Wesen‹ des Stiles markiert – und nähert sich dieser immer weiter an, ohne sie jedoch jemals zu erreichen. Betrachten wir nun diese Bewegung aus der Nähe.

Aufgrund seines ästhetischen Elements wird der Stil mit der Kunst verglichen: Während letztere immer eine spezifische Individualität ausdrücke, gehe es beim Stil um ein allgemeines Gesetz. In einem Kunstwerk tritt jedoch für gewöhnlich beides auf: Kunst, im engeren Sinne, und Stil. Die erste Bestimmung ergibt sich daher aus dem Vergleich und lautet: »Stil ist immer diejenige Formgebung, die, soweit sie den Eindruck des Kunstwerkes trägt [...], dessen ganz individuelles Wesen und Wert, seine Einzigkeitsbedeutung verneint.«⁴⁶ Anschließend schränkt die Argumentation die Reichweite der ersten Bestimmung ein (»Hier aber scheint ein Einwurf unvermeidlich«⁴⁷) und Simmel präzisiert: In bestimmten Fällen schaffen geniale Künstler*innen Stile, aber dabei handele es sich um den »von aussen kommenden, [...] mit den andern und der Zeit geteilten« Stil.⁴⁸ Als etwas Externes und soziohistorisch Gemeinsames nehme der Stil typischerweise in der angewandten Kunst Form an: in Möbeln und anderen »stilisierten Objekten«.⁴⁹ Von hier an vergleicht Simmel das Kunstwerk mit dem »stilisierten Objekt« hinsichtlich seiner Reproduzierbarkeit und seinem Nutzen. Während das Kunstwerk einzigartig sei und keinen anderen Zweck als den eigenen verfolge, sei das stilisierte Objekt reproduzierbar und diene Zwecken, die sich ihm von außen aufdrängen – z.B. als Sitzmöbel, Essgeschirr oder Zeitanzeiger zu fungieren. Ein Kunstwerk ist »aber nie ein Mittel«, »niemals [...] sein Recht von etwas entlehnt, was nicht es selbst ist«.⁵⁰

Die Argumentation mäandert mit mehr oder weniger scharfen Wendepunkten weiter. Der auffälligste von ihnen ist der Moment, in dem versucht wird, die Bedeutung des Stils für das wahre Werden der Menschheit zu bestimmen. Hier schreibt Simmel aus einer wertorientierten und daher *kritischen* Perspektive. Der Stil erscheine gegenüber der Ausdruckskraft, der

46 Georg Simmel, »Das Problem des Stiles«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 8, hg. v. Alessandro Cavalli und Volkhard Krech (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993), 374–384, hier 375.

47 Ebd.

48 Ebd., 376.

49 Ebd., 382.

50 Ebd., 379.

Einzigartigkeit und Interesselosigkeit der Kunst als etwas Abgewertetes, in einer instrumentellen Logik Versunkenes. Hier jedoch ändert Simmel das *secundum comparatum* und der Stil wird mit einem Element der rationalisierten modernen Welt konfrontiert, nämlich jener »bloßen Individualität« des Subjekts, das sich von seinen Objektivierungen getrennt und seine Charaktereigenschaften deformiert habe. Indem er ästhetische Elemente mit allgemeinen Gesetzmäßigkeiten verbinde, befriedige der Stil laut Simmel ein »vitales Bedürfnis« der Moderne.⁵¹ Die stilisierten Werke vermitteln Ruhe, Gelassenheit und Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Schicksal bei Personen, deren stark betonte Individualität diese Empfindungen zuvor eingeschränkt hätten. Die stilisierten Werke verleihen diesen Personen ein ästhetisches Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, welches das Kunstwerk aufgrund seiner selbstbezüglichen Dynamik nicht bieten könne:

Von den Erregungspunkten der *Individualität*, an die das Kunstwerk so oft appelliert, steigt dem stilisierten Gebilde gegenüber das Leben in die befriedeteren Schichten, in denen man sich nicht mehr allein fühlt, und wo – so wenigstens werden sich diese unbewußten Vorgänge deuten lassen – die überindividuelle Gesetzmäßigkeit der objektiven Gestaltung vor uns ihr Gegenbild in dem Gefühl findet, dass wir auch unsererseits mit dem Überindividuellen, dem Allgemein-Gesetzlichen in uns selbst reagieren und uns damit von der absoluten Selbstverantwortlichkeit, dem Balancieren auf der Schmalheit der bloßen Individualität erlösen.⁵²

In der Argumentation werden anschließend weitere Bestimmungen aufgestellt, immer mit derselben Logik des kurzen Anhaltens und erneuten Beginnens, aber mit einem höheren Grad an Konkretheit. Dadurch, dass die Antwort unterschiedliche Formen annimmt, lässt sich das *comparandum* nicht unter das *secundum comparatum* subsumieren. Dieses hat zwar Bestimmungskriterien für den Stil bereitgestellt, aber da keine Lösung als endgültig festgeschrieben wird, tragen solche Kriterien vielmehr dazu bei, dass das *comparandum* sich in seiner Eigentümlichkeit, als Träger einer vielschichtigen, instabilen und provisorischen, jedoch eigenen Definition heraushebt. Wie auch die Perspektive der fremden Person, die in einer Zwischenposition zwischen der festen traditionellen Welt und den zersetzenden Mächten der

51 Ebd., 377.

52 Ebd., 380.

Moderne stehe, so setze sich auch der Stil »zwischen die subjektive Persönlichkeit und ihre [...] sachliche Umgebung«. ⁵³

Ein zweites anschauliches Beispiel dafür, wie bei Simmel Vergleich und Kritik miteinander in Verbindung stehen, lässt sich in dem Vortragszyklus *Schopenhauer und Nietzsche* von 1906 finden. Hier ist vor allem die theoretische Skizze der aktuellen Lage der »Kultur« von Bedeutung. Da beide Philosophen modellhaft auf die Moderne reagieren, erhofft sich Simmel von einem Vergleich zwischen beiden ein scharfes Bild des modernen Prozesses. Um dieses Ziel zu erreichen, muss er sich von der biografischen Praxis abwenden und stattdessen Idealtypen konstruieren, also ein »einheitliches Bild, das so gar kein unmittelbares Gegenbild in der Wirklichkeit besitzt«, herstellen. ⁵⁴ Es ist bezeichnend, dass Simmel auf diesem erkenntnistheoretischen Verfahren beharrt, denn wie oben schon erklärt, versteht er das philosophische Werk, ebenso wie das künstlerische, als seelischen Ausdruck einer Persönlichkeit und die Persönlichkeit ist, laut Simmel, »etwas schlechthin Unvergleichbares«. ⁵⁵ Der Vergleich philosophischer Persönlichkeiten sei aber unter gewissen Umständen möglich. Zum einen, weil die Suche nach Parallelen und Beziehungen, auch wenn sie das Abgeschlossene und Einzigartige der Persönlichkeit schmälere, dem modernen Intellektuellen in seiner Zwischenposition als Erkenntnisinstrument diene. Zum anderen, weil Simmel annimmt, dass das, was eine vollendete Persönlichkeit ausmacht, der Endpunkt einer Entwicklung ist, die aber niemals völlig abgeschlossen ist. So sehr es sich auch bei Simmels Ansatz um eine genuine Philosophie im Sinne des Ausdrucks eines genialen Individuums handelt, so verbleiben gewisse Eigenschaften doch »unzählige Male sozusagen in dem Vergleichbarkeitsstadium und werden nicht in den Einzigkeitspunkt der Seele einbezogen«. ⁵⁶ Und schließlich sei das vergleichende Betrachten historischer Persönlichkeiten als Methode legitim, weil es um die Kritik am modernen Prozess gehe und das Studium der Philosophien Schopenhauers und Nietzsches kein Selbstzweck sei, sondern ein Mittel:

53 Ebd., 382.

54 Georg Simmel, »Schopenhauer und Nietzsche«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 10, hg. v. Michael Behr (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1995), 167–408, hier 171.

55 Ebd., 189.

56 Ebd., 190.

Wenn ich dennoch [...] die beiden Philosophen gegeneinandergehalten habe, so konnte es sein, weil es hier noch nicht die reine Individualität ihres Denkens galt, sondern ihre Stellung innerhalb einer Kulturlage. Sie sind bisher nur als die Vertreter der Möglichkeiten erschienen, die gemeinsame Basis einer Geistesperiode auszugestalten.⁵⁷

Schopenhauer und Nietzsche stellen für Simmel letztlich zwei typisch gegensätzliche Reaktionen auf den entfremdenden Prozess der Moderne dar, den Simmel hier, genauso wie an anderen Stellen, als Herrschaft der Mittel und der Technik über den Zweck, also die absolute Zwecklosigkeit, definiert. Nun bringt der Vergleichsprozess einen steten Austausch von Funktionen mit sich: Wem Simmel die Rolle des *comparandum* zuweist, der wird danach zum *secundum comparatum* und umgekehrt, sodass je nach dem Gebiet, auf dem der Vergleich angestellt wird, der Fokus mal auf der Charakterisierung Nietzsches, mal auf der von Schopenhauer liegt. Da es sich um entgegengesetzte Einschätzungen handelt, ist das Ergebnis ein zweideutiges Bild, dessen gegensätzliche Eigenschaften ihre Gültigkeit beibehalten, ohne sich dem jeweils anderen zu unterwerfen oder ein *tertium datur* zu suchen. So schafft es Simmel, den modernen Prozess gleichzeitig pessimistisch (Schopenhauer) und optimistisch (Nietzsche) zu beleuchten, d.h. er findet in der gleichen modernen Logik, die Werte und Institutionen überrollt, beklagenswerte Elemente – insofern sie für die Entfremdung verantwortlich seien – sowie lobenswerte – insofern sie auch neue freie Subjektivitäten herausbilden.

Schluss

Der vorliegende Beitrag hatte zum Ziel, zu argumentieren, dass Simmel den Vergleich nicht nur als erkenntnistheoretische Kategorie versteht, sondern auch und vor allem als eine Form der objektiven Existenz, welche die sozialen Beziehungen in der Moderne strukturiert. Das heißt, dass die sozio-objektive Kategorie einen ontologischen Vorrang gegenüber den Prozessen hat, durch die das Subjekt die Welt erkennt; nicht nur, weil sie *comparabilia* hervorbringt, sondern auch, weil sie ein Subjekt des Vergleichs, ein *agens comparans*, die fremde Person, hervorbringt und weil sie den Vergleichspraktiken ihre eigene dynamische Logik verleiht, die sich stetig ändert und eine offene Form hat.

57 Ebd.

Als kognitive Verfahren jedoch sind Simmels Vergleichspraktiken nicht einfach eine mechanische Spiegelung der wirtschaftlichen Dynamiken, sondern bewusste Tätigkeiten, die kritisch zurückgewinnen wollen, was der ökonomische Vergleich für gewöhnlich beseitigt – nämlich die eigentümliche Logik des eigentümlichen Objekts.

Literaturverzeichnis

- Epple, Angelika und Walter Erhart. »Practices of Comparing. A New Research Agenda Between Typological and Historical Approaches«. In: dies. (Hg.), *Practices of Comparing. Towards a New Understanding of a New Fundamental Practice*, 11–38. Bielefeld: Bielefeld University Press, 2020.
- Felski, Rita und Susan Stanford Friedman. »Introduction«. In: dies. (Hg.), *Comparison. Theories, Approaches, Uses*, 1–12. Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013.
- Frazer, James George. *The Golden Bug. A Study in Magic and Religion*. London: MacMillan Press, 1957.
- Jameson, Fredric. *Marxism and Form. Twentieth-Century Dialectical Theories of Literature*. Princeton: Princeton University Press, 1974.
- Jameson, Fredric. *The Political Unconsciousness. Narrative as Socially Symbolic Art*. London: Routledge, 2002.
- Kaelble, Hartmut. *Historisch Vergleichen. Eine Einführung*. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2021.
- Kracauer, Siegfried. »Die Wartende«. In: ders., *Werke*, Bd. 5.1, hg. v. Inka Mülder-Bach und Ingrid Belke, 383–394. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2011.
- Kracauer, Siegfried. »Georg Simmel. Ein Beitrag zur Deutung des geistigen Lebens unserer Zeit«. In: ders., *Werke*, Bd. 9.2, hg. v. Inka Mülder-Bach und Ingrid Belke, 139–280. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2004.
- Lamping, Dieter. »Vergleichende Textanalysen«. In: Thomas Anz (Hg.), *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 2: *Methoden und Theorien*, 216–224. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2013.
- Lenk, Kurt. »Das tragische Bewußtsein in der deutschen Soziologie«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (1964): 257–287.
- Lukács, Georg. *Werke*, Bd. 9: *Die Zerstörung der Vernunft*, hg. v. Frank Benseler. Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1962.
- Lukács, Georg. »Geschichte und Klassenbewusstsein«. In: ders., *Werke*, Bd. 2, hg. v. Frank Benseler, 161–518. Neuwied-Berlin: Luchterhand, 1968.

- Lukács, Georg. »Ontologie des gesellschaftlichen Seins«. In: ders., *Werke*, Bd. 14.2, hg. v. Frank Benseler, 7–730. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, 1986.
- Makropoulos, Michael. »Vergesellschaftung im Unendlichen. Simmels Modernität«. In: Hans-Peter Müller und Tilman Reitz (Hg.), *Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität*, 769–788. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2018.
- Marx, Karl. »An Ferdinand Lassalle. 19.4.1859«. In: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 29, hg. v. Horst Merbach und Bernhard Dohm, 590–593. Berlin: Dietz Verlag, 1978.
- Marx, Karl. »Einleitung« [zu den »Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie«]. In: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 42, hg. v. Erich Kundel, Roland Nietzold und Richard Sperl, 15–45. Berlin: Dietz Verlag, 1983.
- Marx, Karl und Friedrich Engels. *Werke*, Bd. 23: *Das Kapital*, hg. v. Horst Merbach. Berlin: Dietz Verlag, 1962.
- Marx, Karl und Friedrich Engels. »Manifest der kommunistischen Partei«. In: dies., *Werke*, Bd. 4, hg. v. Ludwig Arnold, 459–493. Berlin: Dietz Verlag, 1977.
- Rammstedt, Otthein. »Vorwort«. In: ders. (Hg.), *Georg Simmels Philosophie des Geldes. Aufsätze und Materialien*, 7–24. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003.
- Rubin, Isaak Illich. *Essays on Marx's Theory of Value*. Montréal/New York: Black Rose Books, 1973.
- Schmeling, Manfred. »Einleitung«. In: ders. (Hg.), *Vergleichende Literaturwissenschaft. Theorie und Praxis*, 1–24. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, 1981.
- Simmel, Georg. *Philosophie des Geldes*. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 6, hg. v. David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke, 7–716. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989.
- Simmel, Georg. »Exkurs über den Fremden«. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 11, hg. v. Otthein Rammstedt, 764–771. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.
- Simmel, Georg. »Das Problem des Stiles«. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 8, hg. v. Alessandro Cavalli und Volkhard Krech, 374–384. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993.
- Simmel, Georg. »Schopenhauer und Nietzsche«. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 10, hg. v. Michael Behr, 167–408. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1995.
- Simmel, Georg. »Die Probleme der Geschichtsphilosophie«. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 9, hg. v. Guy Oakes und Kurt Röttgers, 227–429. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997.

- Simmel, Georg. »Goethe«. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 15, hg. v. Uta Köser, Hans-Martin Kruckis und Otthein Rammstedt, 7–270. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003.
- Simmel, Georg. »An Célestin Bouglé. 13.12.1899«. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 22, hg. v. Klaus Christian Köhnke, 342–344. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008.
- Simmel, Georg. »Vom Wesen der Kultur«. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 8, hg. v. Alessandro Cavalli und Volkhard Krech, 363–373. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. »Rethinking Comparativism«. *New Literary History* 40, Nr. 3 (2009): 609–626.
- Stanford Friedman, Susan. »Why not compare?«. In: Rita Felski und Susan Stanford Friedman (Hg.), *Comparison. Theories, Approaches, Uses*, 34–45. Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 2013.
- Stichweh, Rudolf. »Der Fremde«. In: Hans-Peter Müller und Tilman Reitz (Hg.), *Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität*, 203–208. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2018.
- Zemanek, Evi. »Was ist Komparatistik?«. In: Evi Zemanek und Alexander Nebrig (Hg.), *Komparatistik*, 7–20. Berlin: Akademie Verlag, 2012.

Standardisierungen

»nicht in Beziehung zu setzen« ...¹

Geschlechtsspezifische Vergleiche zwischen homosozialen literarischen Feldern, gefühlter Illegitimität und Unterlassung

Veronika Schuchter

Abstract *Der folgende Beitrag untersucht die Bedeutung des Geschlechts für Prozesse des Vergleichens in verschiedenen Ausprägungen im literarischen Feld. Der Fokus liegt dabei auf der feuilletonistischen Literaturkritik. Das Geschlecht wirkt als (meist unbewusste) Trennlinie bei der vergleichenden Einordnung von Autorinnen und Autoren, es beeinflusst die Bildung und Prolongation von Traditionslinien. Vergleiche von Autor*innen strukturieren homosoziale Felder, wobei nur die weiblichen Felder als solche markiert werden. So kommt es zu weiblichen, biografisch aufgeladenen Traditionslinien, die nur von Autorinnen mit einem als einzigartig wahrgenommenen Stil, wie etwa Ilse Aichinger, durchbrochen werden, ohne deshalb in einen geschlechtsneutralen Vergleichskanon aufgenommen zu werden.*

Männer- und Frauenvergleiche

»In einem fort war von ihrer gelungenen ›Kommunikation‹ und von menschlich hochwertigen ›Gesten‹ die Rede«², ärgerte sich die Literaturkritikerin Daniela Strigl in ihrer Kolumne *Federspiel* in der österreichischen Wochenzeitung *Die Furche* über die unterschiedlichen Bewertungskriterien, die an Männer und Frauen angelegt werden. Sie referierte dabei nicht etwa auf die geschlechtsspezifische Bewertung einer Autorin, was man aus Strigls Brotjob

1 Elsbeth Pulver, »Verschenkter Rat. Gedichte von Ilse Aichinger«, *Neue Zürcher Zeitung*, 07.10.1978, o.S. [zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv].

2 Daniela Strigl, »Federspiel. Soft skills«, *Die Furche*, 21.09.2023, 18.

als Kritikerin und Literaturwissenschaftlerin ableiten könnte, sie bezog sich vielmehr auf die Kommentierung eines EM-Matches der österreichischen Fußballnationalmannschaft der Frauen: »Offenbar meint man beim ORF, Kommentatorinnen von Frauen-Sportereignissen hätten andere Kriterien zur Anwendung zu bringen als Reporter bei männlichen Events. Fairness, Emotionen, Motivation und so. Kurzum: jene Soft Skills, die man Frauen eben so zuschreibt.« Gleiches Spiel, gleiche Regeln, unterschiedliche Bewertungskriterien: Der unterschiedliche Umgang mit Männern und Frauen im Sport ist hinlänglich bekannt; dass Männer und Frauen in fast allen Sportarten nicht gegeneinander antreten und auch Teamsportarten nach Geschlechtern getrennt werden, wird kaum hinterfragt, auch nicht in Sportarten, in denen die Anatomie nicht für unterschiedliche Voraussetzungen sorgt, sprich den Vergleich nicht zulässt, wie etwa Schießwettbewerbe oder auch beim Schach.³ Anlass für Strigls Kritik ist vielmehr, dass nicht die übliche Argumentation über die kraftvollere Anatomie männlicher Sportler den Ausschlag für differenzierte Wertungsparameter im Frauensport gibt, sondern dass das ganze Spiel und die Umsetzung seiner Regelsysteme an stereotype Vorstellungen von Geschlechterrollen angepasst werden – fast so, als würde hier ein anderes Spiel mit anderen Zielen gespielt. Erst in der Bewertung erscheint vom Prinzip her Gleiches auf Basis des Geschlechts nicht vergleichbar zu sein. Deshalb bezieht sich Strigl nicht nur auf den Gegenstand der Bewertung, sie spricht auch von den Kommentatorinnen, also den wertenden Instanzen, die in diesem Fall offenbar ausschließlich weiblich waren, wodurch noch eine zweite Ebene eingezogen wird: Nicht nur, dass das Verhalten der Frauen nach anderen Kriterien bewertet werden soll, nämlich ihr Sozialverhalten statt ihr spielerisches, taktisches, physisches Agieren, entzieht den Frauensport der Vergleichbarkeit, sondern auch die geschlechtliche Codierung der wertenden Akteure. Diese Vorstellung wiederum, so vermutet Strigl, kommt nicht von den Kommentatorinnen selbst, sondern vom öffentlich-rechtlichen Sender ORF, also einer übergeordneten Instanz, die diesen Wertungsprozess (bewusst oder unbewusst) geschlechtsspezifisch beeinflusst. Es braucht nicht viel Fantasie, um in diesem hierarchischen Instanzensystem gesellschaftliche Machtverhältnisse und Prozesse abgebildet zu sehen, die Vorstellungen von Geschlecht auf verschiedenste Bereiche projizieren, in denen das Ge-

3 Beim Schach gibt es zwar keine vorgeschriebene Trennung, strukturelle Maßnahmen der Verbände und Veranstalter führen aber weitgehend zu einer solchen.

schlecht systemisch und theoretisch keine Differenzierung bewirkt respektive bewirken sollte.

Daher liegt die Frage nahe, ob Strigls so treffende Feststellung über die Bewertung von Teamsportler*innen auch auf den Kulturbetrieb, insbesondere die Literatur, umgelegt werden kann und damit auf einen Bereich, in dem auf dem Geschlecht basierende Vergleiche oder deren Negation deutlich illegitimer erscheinen als im Sport. Einen ersten Anhaltspunkt über die Vorstellung einer geschlechtsübergreifenden Vergleichbarkeit liefert ein Blick auf die Vergabemodi von Film-, Theater- und Musikpreisen. Von diesem ersten Blick könnte man schließen, dass männliche und weibliche Schauspielleistungen eher nicht miteinander vergleichbar sind, die Arbeit von Regisseur*innen und Kostümbildner*innen aber sehr wohl. Komponistinnen können mit Komponisten verglichen werden, nicht aber die performenden Musiker*innen, die meist in zwei Kategorien, getrennt nach Geschlecht ausgezeichnet werden. Einige auszeichnende Institutionen wie der Grammy (seit 2012) oder die Berlinale (seit 2021) setzen mittlerweile auf genderneutrale Awardkategorien, zum einen um die Bedeutung des Kunstwerks zu stärken, für die das Geschlecht der Produzierenden keine Rolle spielen sollte, zum anderen, um einem sich theoretisch und in der Wahrnehmung vieler ausdifferenzierenden gesellschaftlichen Geschlechtermodell Rechnung zu tragen.

Einwände gegen genderneutrale Kategorien fußen schon lange nicht mehr auf der Argumentation der Nichtvergleichbarkeit, sondern führen die strukturelle Benachteiligung und Unterrepräsentation von Frauen in den jeweiligen Bereichen ins Feld, die insgesamt Frauen weniger Chancen einräumen würden. Dass in der genderneutralen Künstler*innenkategorie bei den Brit-Awards 2023 nur Männer nominiert waren, bietet dieser Befürchtung Nährboden. Auch im Literaturbetrieb, der eine offizielle strukturelle Geschlechtertrennung bei Preisverleihungen nicht kennt, bestätigt sich dieser Einwand durchaus. Der geschlechtsneutral zu verleihende Literaturnobelpreis wurde nur zu 14 % an Frauen (Stand 2022) verliehen, der ebenfalls nur in einer und damit scheinbar geschlechtsneutralen Kategorie vergebene Georg-Büchner-Preis zählt seit 1951 nur zwölf Laureatinnen, der Frauenschnitt liegt damit bei rund 17 %. Andere Auszeichnungen kommen zu ähnlichen Ergebnissen.⁴ Ein Preis mag statutarisch geschlechtsneutral sein, die Gesell-

4 Vgl. Cudrun Lerchbaum, »FRAUEN ZÄHLEN – bei Literaturpreisen«, #Frauen zählen, <http://www.frauenzaehlen.de/preisverleihungen/literaturpreise.html> [abgerufen am 30.05.2023].

schaft und alle am Prozess der Preisverleihung Beteiligten sind es nicht. Den geschlechtsblinden Statuten steht eine »die Männer bevorzugende Verleih-Praxis«⁵ gegenüber.

Die Geschlechter zu vergleichen ist ein zentrales gesellschaftspolitisches und kulturelles Thema, ein Volkssport am Stammtisch, auf der Comedybühne, in der Trivialliteratur und in Ratgebern (*Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus*⁶; *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken*⁷). Es erscheint daher erstaunlich und gleichzeitig folgerichtig, dass es Bereiche gibt, in denen Männer und Frauen als nicht vergleichbar gelten. In folgendem Beitrag wird versucht, den Prozess des Vergleichens in verschiedenen Ausprägungen im literarischen Feld aus Geschlechterperspektive zu untersuchen. Der unterlassene Vergleich scheint dabei nicht weniger entscheidend als der tatsächlich angestellte. Inwiefern spielt das Geschlecht beim Vergleich von Autor*innen explizit oder (wesentlich häufiger) implizit eine Rolle? Wirkt das Geschlecht als Trennlinie bei der Einordnung von Autorinnen und Autoren und nimmt es Einfluss auf die Bildung und Prolongation von Traditionslinien? Wann strukturieren Vergleiche homosoziale Felder, wann durchbrechen sie diese? Gilt die Kategorie »Frau« in der Literaturkritik noch immer als das Andere, das dem Vergleich mit dem Männlichen nicht standhält, auch wenn das verschleiert wird? Behindert das Wissen um das Geschlecht der Autor*innen werkästhetische »Prozesse der Analogiebildung«⁸ und das Erkennen von »Figur[en] der Ähnlichkeit«⁹? Im Fokus der Untersuchung liegen traditionelle literaturkritische Formate, vor allem das feuilletonistische Rezensionswesen, ergänzt durch einen Seitenblick auf dialogische Formate im Fernsehen. Nicht untersucht wurden literaturkritische Formate in den Sozialen Medien, Blogs und andere, neuere Formen der Literaturkritik. Es lässt sich vermuten, dass die Ergebnisse hier etwas anders ausfallen würden.

5 Sandra Heinen, »Preise«, in: Renate Kroll (Hg.), *Metzler Lexikon Gender Studies-Geschlechterforschung. Ansätze, Personen, Grundbegriffe* (Stuttgart: Metzler, 2017), 320.

6 Cris Evatt, *Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus* (München: Piper, 1994).

7 Allan Pease und Barbara Pease, *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* (Berlin: Ullstein 2010).

8 Helga Lutz, Jan-Friedrich Missfelder, Tilo Renz, »Einleitung: Illegitimes Vergleichen in den Kulturwissenschaften«, in: dies. (Hg.), *Äpfel und Birnen. Illegitimes Vergleichen in den Kulturwissenschaften* (Bielefeld: transcript, 2006), 7–20, hier 8.

9 Ebd.

Nicht-Vergleiche

Die Praktik des Vergleichs beruht auf zwei gegensätzlichen Figuren: Der Analogie auf der einen und der Differenz auf der anderen Seite.¹⁰ Man vergleicht, um auf Ähnlichkeiten hinzuweisen, oder deren Absenz herauszustreichen. Vergleiche zwischen den Geschlechtern sind historisch deutlich letzterem zuzuordnen.¹¹ In den seltensten Fällen wird verglichen, um zu zeigen, dass sich die Geschlechter in einem Punkt ähneln, statt sich zu unterscheiden. Werden bewusst Texte von Frauen und Männern verglichen, dann meist nicht um Gemeinsamkeiten, sondern um geschlechtsspezifische Unterschiede herauszuarbeiten. Noch immer gilt außerdem Simone de Beauvoirs Diktum von der Frau als dem »anderen Geschlecht«¹², was auf die Praktik des Vergleichens umgelegt eine hierarchische Schiefelage des Vergleichs impliziert, die sich auch in der Literaturvermittlung, -wissenschaft und -kritik nachweisen lässt. Schriftsteller werden in der Literaturkritik mit anderen Schriftstellern verglichen, so gut wie nie aber mit Schriftstellerinnen. Umgekehrt gilt Ähnliches. Die Art des internen Geschlechtervergleichs operiert allerdings nach völlig anderen Vorzeichen und orientiert sich an langerprobten Inszenierungspraktiken und geschlechtsspezifischen Autorschafts-Imagines. Die Literatur von Frauen wird nicht mit jener von Männern verglichen, sie wird an »der Literatur« gemessen, die zwar männlich ist, aber nicht als solche markiert wird.

Der differenzierende Vergleich in Form relationaler axiologischer Werte¹³ dominiert auch in der Literaturkritik. Die Referenz auf andere Autor*innen gehört zum Handwerk der meisten Literaturkritiker*innen – A schreibt wie B

10 Vgl. Andreas Mauz und Hartmut von Sass, »Vergleiche verstehen. Einleitende Vorwegnahmen«, in: dies. (Hg.), *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011), 1–26, hier 1.

11 Dass dies nicht immer so war, belegt Thomas Laqueurs Studie: *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud* (Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 1992). Laqueur weist auf das Ein-Geschlecht-Modell hin, das von einer biologischen Analogie der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane ausging, so ging man davon aus, die weibliche Vagina sei ein nach innen gestülpter Penis (vgl. Laqueur, *Making Sex*, 98–99).

12 Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2011).

13 Vgl. Renate von Heydebrand und Simone Winko, *Einführung in die Wertung von Literatur* (Paderborn u.a.: Schöningh, 1996 = UTB 1953), 121–123.

(nur besser oder schlechter), D steht in einer Traditionslinie mit C, F gehört in eine Gruppe mit A, B und C und so weiter. Vergleichendes Lesen, das Finden von Analogien und Ähnlichkeiten, das Aufspüren und Aufzeigen intertextueller Bezüge ist zudem eine zentrale Kompetenz einer sich als professionell verstehenden Literaturkritik. Als *tertia comparationis* solcher Vergleiche und Kategorisierungen werden ästhetische, inhaltliche, formale und topografisch-kulturelle bzw. nationalphilologische Elemente herangezogen. Das Geschlecht der Autor*innen zieht sich indes als heimliche, kaum überwindbare Grenze durch das Feld potenziell durchaus zu vergleichender Texte. Innergeschlechtlich dominiert der Analogien betonende Vergleich, zwischengeschlechtlich der differenzierende. Die kulturelle Dominanz des differenzierenden Vergleichs scheint so stark eingeübt, dass zwischengeschlechtliche literarische Analogien verdrängt werden. Erstaunlicherweise wirkt das Geschlecht als scharfe Trennlinie, die solche Vergleiche wo nicht *ver-*, so doch *behindert* und *unwahrscheinlicher* macht. Die Bedeutung des Geschlechts als wirkmächtigste Leitdifferenz der Menschheitsgeschichte schreibt sich so tief in unsere Wahrnehmungsschemata als Rezipient*innen ein, dass das Erkennen geschlechtsübergreifender Verbindungslinien und Ähnlichkeiten erschwert wird. Ähnliche Mechanismen lassen sich bei anderen (biografischen) Kategorisierungen feststellen, die als Rezeptionsschablonen wirken und den Blick beschränken, etwa der sogenannten »Migrationsliteratur«. Autor*innen, die in der Literaturkritik selbiger zugeordnet werden, werden häufig miteinander verglichen, nicht aber mit Autor*innen außerhalb dieses Spektrums, selbst wenn ein Vergleich aufgrund formalästhetischer Kriterien naheliegender wäre. Dafür lassen überlappende intersektionale Rezeptionsschablonen geschlechtsunabhängige Vergleiche innerhalb eines Feldes wahrscheinlicher werden. »So poppig wie Marković verfährt keiner ihrer serbischstämmigen Kollegen wie Marko Dinić, Sandra Gugić oder der in Bosnien geborene Saša Stanišić mit seiner Herkunft«¹⁴, schreibt beispielsweise Michael Wurmitzer im *Standard* über Barbi Markovićs Roman *Die verschissene Zeit*. Dass Stanišićs autofiktionales Schreiben hingegen mit dem einer Annie Ernaux verglichen wird, ist *unwahrscheinlicher*.

Ein Beispiel für das Modell des innergeschlechtlich analogen, zwischengeschlechtlich differenzierenden Vergleichs liefert die Rezeption von Christian Barons *Ein Mann seiner Klasse* (2020) und Daniela Dröschers *Lügen über meine*

14 Michael Wurmitzer, »Mit der Zeitmaschine zum Embargokuchen«, *Der Standard*, 03.09.2021, 26.

Mutter (2022), zwei in knappem zeitlichen Abstand zueinander erschienenen Texten, die beide in erster Linie als autofiktionale Romane über Klasse gelesen und besprochen wurden. Obwohl Baron und Dröscher unabhängig voneinander die französische Nobelpreisträgerin Annie Ernaux als ihr erklärtes Vorbild bezeichneten,¹⁵ und Baron stilistisch Ernaux noch näher steht als Dröscher, verlief die literarhistorische Einordnung entlang geschlechtsdifferenter Linien. Didier Eribon, aber auch Edouard Louis werden in Besprechungen zu Barons Roman vergleichend herangezogen,¹⁶ auch die Namen Dickens und Dostojewski fallen,¹⁷ nicht aber jener von Ernaux. Dröscher hingegen wurde als »Die deutsche Annie Ernaux?«¹⁸ gefeiert, gleichzeitig wurde Ernaux zum »Vorbild für eine neue Generation deutscher Autorinnen« ausgerufen, voraussetzend, dass sie nur für Autorinnen, nicht aber für Autoren ein Vorbild sein könne, entgegen Barons eigener Positionierung, die am Ende des Artikels sogar erwähnt wird. Findet in Besprechungen doch ein Vergleich mit männlichen Autoren statt, wird dennoch auf das Geschlecht referiert, um den Unterschied herauszuarbeiten. Nicht trotz des Geschlechts wird verglichen, wegen des Geschlechts wird verglichen. So ist Baron »umgeben von Männern des Prekariats« (seine im Roman zentralen Frauenfiguren werden ignoriert), Dröscher hingegen repräsentiert den »weiblichen[n] Zweig der Herkunftsliteratur.«¹⁹ Die Vergleiche arbeiten mit einem diffusen und groben Raster, nicht mit tatsächlichen Textvergleichen, das Thema und der biografische Eigenanteil bilden die Vergleichsgrundlagen. Noch unschärfer sind die historischen Vergleiche, die beispielsweise im Falle der Anrufung des großen Dickens nur

15 Vgl. Christian Baron, »Literaturnobelpreis für Annie Ernaux: Eine Frau ihrer Klasse«, *Der Freitag*, 13.10.2022, 21; Carsten Hueck, »Daniela Dröscher über Annie Ernaux als literarisches Vorbild«, *Deutschlandfunk Büchermarkt*, 6.10.2022, <https://www.deutschlandfunk.de/daniela-droescher-ueber-annie-ernaux-als-literarisches-vorbild-dlf-abc7e5ba-100.html> [abgerufen am 05.04.2023].

16 Vgl. bspw.: Ijoma Mangold, »Prekär in Kaiserslautern«, *Die Zeit*, 30.01.2020, 56; Ingo Petz, »Der Vater, das Scheusal und die Zerrissenheit des Sohnes«, *Der Standard*, 13.06.2020, A4; Felix Stephan, »Aufstiegsangst«, *Süddeutsche Zeitung*, 01.02.2020, 18.

17 Tobias Sedlmaier, »Armut schmerzt«, *Neue Zürcher Zeitung am Sonntag (Bücher Sonntag)*, 29.03.2020, 23.

18 Marlen Hobrack, »Die deutsche Annie Ernaux? Zu Daniela Dröschers Roman ›Lügen über meine Mutter‹«, *Der Freitag*, <https://www.freitag.de/autoren/marlen-hobrack/die-deutsche-annie-ernaux-daniela-droeschers-luegen-ueber-meine-mutter> [abgerufen am 05.04.2023]. Die Printversion des Artikels erschien unter dem Titel: »Der unterlegene Vater« und referiert erst im Untertitel auf Ernaux.

19 Johanna Adorján, »Sie ist zu dick«, *Süddeutsche Zeitung*, 19.08.2022, 10.

noch auf dem Motiv der Armut beruhen, ohne dies aber zu beschreiben. Den Vergleich zu unterfüttern wird den Leser*innen überlassen.

Illegitime Vergleiche

Das Geschlecht, so scheint es, erweckt (meist unausgesprochen) das Gefühl eines illegitimen Vergleichs. Selten wird dieses Gefühl tatsächlich artikuliert. Rolf Löchel kritisiert das in einer Rezension des von fünf Literaturkritikerinnen verfassten Bandes *100 Autorinnen in Porträts. Von Atwood bis Sappho, von Adichie bis Zeh*²⁰:

Auch befremdet es etwas, wenn die portraitierten Schriftstellerinnen wiederholt mit Günter Grass verglichen werden. Juli Zeh etwa »steht« laut Ursula März in dessen »Tradition«. Eine Behauptung, die ja durchaus als herabsetzend empfunden werden kann. A.L. Kennedy wiederum vereine, ebenfalls März zufolge, Virginia Woolf und Günter Grass »in einer Person, nur witziger als dieser und weniger entrückt als jene«. Auch im Portrait von Sibylle Berg wird Grass – diesmal zusammen mit Max Frisch – erwähnt, nun allerdings nicht von März, sondern von Emcke [sic]. Vielleicht wäre es überhaupt angebracht, weniger Vergleiche zu den Kollegen der Schriftstellerinnen zu ziehen.²¹

Das Beispiel ist doppelt ungewöhnlich, zum einen durch die Andeutung einer Illegitimität des Vergleichs von männlichen und weiblichen Schriftsteller*innen, zum anderen wegen der angeführten Beispiele: So ist es ausgesprochen selten, dass Autorinnen auf diese Art und Weise mit Autoren verglichen, oder gar mit ihnen in eine Traditionslinie eingeordnet werden. Dass dies hier von Frauen gemacht wird, ist kein Zufall, wehrt sich die feministische Literaturkritik doch schon seit Jahrzehnten gegen den Ausschluss von Autorinnen aus dem literarischen Kanon, wofür die Legitimierung des geschlechtsunabhängigen Vergleichs die Basis bildet. Eine Begründung, weshalb er es »angebracht« fände, solche Vergleiche zu unterlassen, bleibt Löchel schuldig, es schwingt

20 Verena Auffermann, Julia Encke, Ursula März, Elke Schmitter, Gunhild Kübler, *100 Autorinnen in Porträts. Von Atwood bis Sappho, von Adichie bis Zeh* (München: Piper, 2021).

21 Rolf Löchel, »Weibliches Schreiben aus zweieinhalb Jahrtausenden«, *literaturkritik.de*, <https://literaturkritik.de/auffermann-schmitter-encke-kuebler-maerz-100-autorinnen,28555.html> [abgerufen am 31.03.2023].

allerdings ein moralischer, kein ästhetischer Vorbehalt mit. Frauen untereinander zu vergleichen, findet der Kritiker hingegen unproblematisch, so schlägt er vor, man hätte statt der »weit überschätzt[en]« Anna Seghers Irmgard Keun in den Band aufnehmen sollen, »die Seghers nicht nur literarästhetisch einiges voraus hat«. Löchel geht es nicht nur um die Vergleiche zwischen den individuellen Personen, er kennzeichnet den Vergleich mit männlichen Kollegen als illegitim, und impliziert, dass dies die verglichenen Autorinnen in irgendeiner Form herabsetzen würde. Dabei scheint das Gegenteil der Fall, gerade der geschlechtlich unmarkierte Vergleich, wie Ursula März und Julia Encke ihn zwischen Literaturschaffenden ziehen, arbeitet einer Normalisierung des geschlechtsneutralen Autorschaftsbegriffes und des Kanons zu, indem er Werk und Werkgenese in den Mittelpunkt stellt. Die gefühlte Illegitimität des geschlechtsübergreifenden Vergleichs überlappt hier mit Fragen des Kanons. Der Versuch, eine Traditionslinie weiblicher Autorinnenschaft bis in die Antike hinein und darüber hinaus nachzuweisen, zu erarbeiten und zu pflegen, wie ihn Virginia Woolf in ihrem bahnbrechenden Werk *A Room of One's Own*²² unternimmt, ist kein Widerspruch zur Verankerung weiblicher Autorinnen im Kanon.

Geschlechtsspezifische Traditionslinien

Üblicherweise unartikuliert bleibt das Gefühl des illegitimen Vergleichs, weil – wie das Beispiel von Löchel illustriert hat – sich für die Errichtung literarischer Geschlechterbarrieren nur schwer argumentieren lässt, was freilich eine eher jüngere Haltung ist. Historisch zeigt sich die Prämisse der Unvergleichbarkeit durch die Abwertung weiblicher Literatur als Literatur zweiter Klasse. Schiller schreibt am 30. Juni 1797 über Sophie Mereau an Goethe:

Für die Horen hat mir unsere Dichterin Mereau jetzt ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, und das mich wirklich überraschte. Es ist der Anfang eines Romans in Briefen, die mit weit mehr Klarheit, Leichtigkeit und Simplizität geschrieben sind, als ich je von ihr erwartet hätte. Sie fängt darin an, sich von Fehlern frei zu machen, die ich an ihr für ganz unheilbar hielt, und wenn sie auf diesem guten Wege weiter fortgeht, so erleben wir noch was an ihr. Ich muß mich doch wirklich drüber wundern, wie unsere Weiber jetzt,

22 Virginia Woolf, *A Room of One's Own* (London: Penguin, 2004).

auf bloß dilettantischem Wege, eine gewisse Schreibgeschicklichkeit sich zu verschaffen wissen, die der Kunst nahe kommt.²³

Die Kunst als Gradmesser ist unhinterfragt männlich, die Literatur von Frauen, so (herablassend) begeistert sich Schiller davon auch zeigt, kann dem nur nahekommen, aber keine Kunst *sein*. Der Vergleich dient ergo nur dazu, eine Ähnlichkeit festzustellen, bleibt in der Zielrichtung aber unüberwindbar hierarchisch. Beispiele gibt es zuhauf, Wieland gibt zwar Sophie von La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* heraus, macht mit seinen Fußnoten aber deutlich, dass der Text an den Maßstab einer männlichen Kunst nicht heranreicht.²⁴

Man muss indes nicht ganz so weit in die Geschichte zurückblicken, um die Betonung einer – in diesem Fall qualitativen – Unvergleichbarkeit männlicher und weiblicher Literatur ganz offen ausgesprochen zu finden. Legendär sind Marcel Reich-Ranickis Auslassungen in diesem Bereich, etwa als er auf die Frage eines Lesers in seiner Rubrik »Fragen Sie Reich-Ranicki«, ob Männer besser schreiben würden als Frauen, antwortete: »Homer, Sophokles, Euripides, Horaz, Ovid, Vergil, Dante, Petrarca, Molière, Corneille, Racine, Shakespeare, Cervantes, Calderón, Voltaire, Goethe, Schiller, Balzac, Stendhal, Flaubert, Puschkin, Dostojewskij, Tolstoi, Proust, Brecht. Sie alle waren Männer. Genügt die Antwort?«²⁵ 25 in der Qualität offenbar vergleichbare Männer, eine Frau von vergleichbarer Qualität findet Reich-Ranicki nicht, die Masse macht hier das Argument. Die Negation der Vergleichbarkeit wird als patriarchales Machtinstrument genützt. Damit wird die Betonung weiblicher Traditionslinien zu einem zweiseitigen Schwert, das von gegenläufigen Politiken geführt wird. Wenn Virginia Woolf die Wichtigkeit einer weiblichen Traditionslinie hervorhebt, die sogar ihre Fiktionalisierung miteinschließt (besser eine erfundene weibliche Traditionslinie als keine), dann nicht, weil Frauen in ihren Augen nicht gleichberechtigter Teil des Kanons sind, sondern weil weibliche Vorbilder das patriarchale Bild von männlicher Autorschaft aufbrechen und im nächsten Schritt zu einem geschlechtsneutralen Kanon führen sollen. Auch

23 Friedrich Schiller, *Werke. Nationalausgabe*, Bd. 29 (Weimar: Böhlau, 1943ff.), 93.

24 Zur paternalistischen Kommentierung der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* und »Wielands Gegenüberstellung von weiblichem, natürlichem Schreiben und männlicher, kunstvoller Ausdrucksart«: Maya Gerig, *Jenseits von Tugend und Empfindsamkeit. Gesellschaftspolitik im Frauenroman um 1800* (Wien/Köln: Böhlau 2008), 9.

25 Marcel Reich-Ranicki, »Fragen Sie Reich-Ranicki«, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 12. 07.2009, 25.

die unzähligen Anthologien zur Literatur von Frauen arbeiten nicht an der Etablierung eines weiblichen Kanons im Gegensatz zum männlichen Kanon, sondern wollen die Vorstellung von »Ausnahmefrauen« [...], die wenigen weiblichen Namen [...], die in die Reihe der großen Männer aufgenommen worden waren«²⁶, durch einen Kanon weiblicher Autorinnen *ad absurdum* führen.²⁷ Ruth Klüger verfasste jahrelang eine Kolumne in der *Literarischen Welt* mit dem Titel »Was Frauen schreiben«. Sie wies darauf hin, dass sie das nicht mache, weil Literatur von Frauen aufgrund ihres Geschlechts miteinander vergleichbar sei: »Mit männlich und weiblich ist hier nichts anzufangen, jedenfalls nicht als Voraussetzung.«²⁸ Dennoch Verbindungslinien zu ziehen, arbeite der Unterschätzung von Autorinnen, die noch immer nicht überwunden sei, entgegen, außerdem »ergibt eine Zusammenstellung einer größeren Anzahl solcher Bücher dann doch Zusammenhänge. Die Behandlung von Frauen ist respektvoller, die Einsichten in ihr Intimleben überzeugender, Frauen sind seltener Nebenpersonen, und wenn, dann sind sie sorg- und vielfältig entwickelt.«²⁹ Gleichzeitig wird durch diese Form der politischen, nicht ästhetischen Kategorisierung und Separierung der Impuls zum differenzierenden zwischengeschlechtlichen und Analogien bildenden innergeschlechtlichen Vergleich verstärkt.

In der Literaturkritik bleiben historische Vergleiche meist unpräzises Namendropping, das die Ahnung einer Ähnlichkeit vermittelt, aber wenig Mehrwert für die Lektüre bringt. Auch hier ist die Praxis des homosozial strukturierten Vergleichs vorherrschend, wobei die Fülle des männlichen Kanons einem wesentlich kleineren Pool an weiblichen Vergleichstexten (häufiger Vergleichsautorinnen) gegenübersteht und bei Frauen so wenige, ewiggleiche Namen genannt werden, was die Vergleiche sehr unscharf macht, und mehr auf soziale Schreibkonstellationen abzielt als auf Werkvergleiche.

Viele Lobreden Reich-Ranickis auf Autorinnen gibt es nicht. Vier von zwanzig sind es immerhin in seinem Band *Lauter Lobreden*.³⁰ Ricarda Huch stellt er dabei in eine Linie mit »Karoline und Bettina, Rahel und Dorothea,

26 Inge Stephan, Regula Venske, Sigrid Weigel, »Die Literatur von Frauen vor der Frauenliteratur«, in: dies. (Hg.), *Frauenliteratur ohne Tradition? Neun Autorinnenporträts* (Frankfurt a.M.: Fischer, 1987), 7–9, hier 7.

27 Vgl. dazu auch: Joanna Russ, *How to Suppress Womens's Writing* (Austin: University of Texas Press, 1983).

28 Ruth Klüger, *Was Frauen schreiben* (Wien: Zsolnay, 2010), 9.

29 Ebd., 10.

30 Marcel Reich-Ranicki, *Lauter Lobreden* (München: dtv, 1990).

diese liebenden und leidenden, diese vieldiskutierenden und noch mehr korrespondierenden Frauen der Romantik«³¹ (Nachnamen bekommen sie keine), und über Annette von Droste-Hülshoff mit Marie von Ebner-Eschenbach. Das Verbindende für den Kritiker, »nicht das Intellektuelle steht im Vordergrund dieser Bücher, sondern das Emotionale«.³² Der ganze Text über die von Reich-Ranicki sehr geschätzte Huch dreht sich darum, zu zeigen, dass die guten deutschsprachigen Schriftstellerinnen jeweils Ausnahmereisungen seien. Marie-Luise Kaschnitz wird er im selben Band mit Else Lasker-Schüler und Ingeborg Bachmann vergleichen, nicht auf literarischer, sondern charakterlicher Basis. Hilde Spiel immerhin gesteht er zu, von Hugo von Hofmannstahl beeinflusst worden zu sein. Reich-Ranicki hebt sich zwar in seiner offenen Misogynie von anderen Kritiker*innen ab; wie Traditionslinien hergestellt und Vergleiche gezogen werden, ist allerdings nicht außergewöhnlich, sondern typisch: verglichen wird homosozial, Anknüpfungspunkt sind die Romantikerinnen und die wenigen kanonisierten Autorinnen wie Droste-Hülshoff, danach tut sich eine große Lücke auf,³³ die erst jetzt langsam gefüllt wird.

Geschlechtsspezifika des Vergleichs in dialogischen Formaten

Dialogisch konzipierte literaturkritische Formate, wie sie im Radio und vor allem im Fernsehen gehäuft zu finden sind, verstärken nicht nur den Impuls des Wertens durch Vergleich, etwa wenn im *Literarischen Quartett* oder ähnlichen Sendungen wie dem *Literaturclub* im SRF oder der *Literarischen Soiree* auf dem österreichischen Radiosender Ö1 mehrere Bücher hintereinander besprochen werden, die dann fast zwangsläufig auch miteinander in Bezug gesetzt werden. Als literaturkritisches Verfahren, mit dem schnell, ohne viele Worte und ohne Texte detailliert beschreiben zu müssen, große Effekte beim Publikum erzielt werden können, wird der Vergleich in Gesprächsformaten sehr gerne genutzt. Durch die kommunikative Situation der Diskussion verstärkt sich der Hang, das Geschlecht der Autor*innen, aber auch der Kritiker*innen

31 Marcel Reich-Ranicki, »Ricarda Huch, der weiße Elefant«, in: ders., *Lauter Lobreden*, 23–36, hier 23.

32 Ebd., 24.

33 Vgl. Venske und Weigel, *Frauenliteratur ohne Tradition?*, 8.

selbst zu thematisieren und mit dem Schreib-, Rezeptions- und Wertungsprozess kausal zu verknüpfen. Zu dem vergleichenden Lesen gesellt sich also ein verglichenes Lesen. Das ursprüngliche *Literarische Quartett* lebte jahrelang von der als unterhaltsam empfundenen Spannung zwischen Reich-Ranicki und Sigrid Löffler, die sich nicht einfach als Kritikerpersönlichkeiten gegenüberstanden, sondern als Vertreter*innen einer männlichen und weiblichen Sicht auf die Literatur und ihre Themen. Der Höhepunkt dieses als Geschlechterkampf inszenierten Duells muss hier nicht nochmals beschrieben werden. Auch in anderen Literatursendungen wird der geschlechtsspezifische Vergleich von Leseerfahrungen plastisch, besonders deutlich beispielsweise in einer Sendung des SRF-Literaturclubs, in der Iris Radisch Siri Hustvedts Roman *Der Sommer ohne Männer* vorstellt.³⁴ Radisch lobt, dass es eines der wenigen Bücher sei, in dem es nur um Frauen gehe und in dem auch ältere Frauen zu ihrem Recht kämen, während Kritiker Peter Hamm sich gerade daran stört, dass der Ehemann der betrogenen Hauptfigur Mia und seine Perspektive zu wenig thematisiert werden, obwohl doch jeder wisse, dass man sich in so einer Situation nur die Frage stelle, wie es denn dem Mann gehe. Dass hier eine androzentrische literarische und gesellschaftliche Norm als Maßstab angelegt wird, bleibt unbenannt, ist aber zentral für die Prozesse der Wertung, aus denen bei Radisch ein Lob, bei ihren männlichen Kollegen Ablehnung entsteht. Bei den drei männlichen Kritikern fällt das Buch durch, was Radisch zur Schlussfolgerung verleitet, dass es »offensichtlich männliches und weibliches Lesen gibt«. Es folgen einige Vergleiche und Referenzen zu anderen Autor*innen, etwa dieser von Raoul Schrott: »Im Vergleich mit Houellebecq liest sich das wie Virginia Woolf. Das Problem ist nur, im Vergleich mit Virginia Woolf liest sich das wie Rosamunde Pilcher.« Der Vergleich mit Houellebecq entsteht dabei eher zufällig, weil sein Roman *Karte und Gebiet* in der Sendung gerade besprochen wurde. Woolf und Pilcher werden hingegen angerufen als leicht erkennbare Pole einer weiblichen Literatur, zwischen die Hustvedt hier eingeordnet wird, ohne dass es dafür in irgendeiner Form thematische, formale oder ästhetische Anhaltspunkte gäbe. Der Vergleich, der angestellt wird, um Lacher auf der eigenen Seite zu haben, funktioniert nur auf Basis des Geschlechts der Autorinnen und einer diffusen, vom Publikum aber

34 SRF Literaturclub, 26.04.2011, <https://www.srf.ch/play/tv/literaturclub/video/der-sommer-ohne-maenner-von-siri-hustvedt?urn=urn:srf:video:108a887c-7d38-49dc-a818-a6547a16c4f1> [abgerufen am 04.04.2023].

intuitiv verstandenen Markierung weiblicher Autorschaft. Radisch argumentiert, dass für sie literarisch noch keine vergleichbare Perspektive eingenommen worden sei, im Gegenzug installiert Schrott stereotype Vorstellungen von guter und schlechter weiblicher Literatur in Form von als Chiffren verwendeten Autorinnennamen. Radisch schließt einigermaßen enerviert, dass man an der Diskussion sehe, dass es ein Buch für Frauen und nicht für Männer sei. Damit spitzt sie ihre anfängliche These der Differenzierung eines männlichen und weiblichen Lesens bis zum Extrem einer Trennung des Lesepublikums und der Vorstellung einer Frauenliteratur zu. Auf übergeordneter Ebene wird eine Unvergleichbarkeit über Mechanismen der Marginalisierung von weiblichem Schreiben erzeugt. Die mittlerweile stark in die Kritik geratene Kategorie der »Frauenliteratur« impliziert schon rein strukturell eine Distanz zur als universal gelesenen männlichen Literatur. Radisch bedient diese Kategorie nicht aus Überzeugung, sondern als sarkastisch vorgebrachte Reaktion auf die Verweigerung Hamms und seiner Kritikerkollegen, sich auf einen weiblichen literarischen Blick, der sich einem männlichen Zentrum verweigert, einzulassen. Verglichen werden nicht die Texte, sondern die Zugänge der Kritiker*innen und zwar auf Basis des Geschlechts, das als richtungsweisendes Element beim Lesen habituelle Unterschiede im Leseprozess hervorbringt.

Beispiel Österreicher*innen

Die bisherigen Ausführungen zeigen, wie ausufernd die Thematik ist. Für die letzten Beispiele mag daher die Beschränkung des literarischen Feldes auf ein nationales (so problematisch dies aus anderen Gründen sein mag) hilfreich sein. Weder in der aktuellen noch in der etwas älteren Gegenwartsliteratur seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist die österreichische Literatur arm an herausragenden Schriftstellerinnen. Nicht nur die Literaturkritik, auch die Literaturwissenschaft zeigt dabei bis heute eine Neigung, Autorinnen auf Basis ihres Geschlechts zu bündeln und miteinander zu vergleichen, entweder um eine Konkurrenz zu kreieren und aufrechtzuerhalten, oder um sie in eine gemeinsame Tradition meist biografischer, seltener formalästhetischer Natur zu setzen. Ein Beispiel für Ersteres ist die jahrelang angefachte Konkurrenz zwischen Elfriede Jelinek und Marlene Streeruwitz. Die Literaturwissenschaft hat zahlreiche vergleichende Untersuchungen vorgelegt, Mandy Dröschner-

Teille vergleicht sie etwa als »Autorinnen der Negativität«³⁵, Andrea Geier beschäftigt sich mit der »Affirmation in Dramen und Prosatexten«³⁶, Konstanze Fliedl³⁷ nimmt Glück und Unglück ins Visier oder auch die »Prosa der Verhältnisse«. Für die Literaturkritik bleiben sie hingegen nur über ihre feministische Grundhaltung und ihren Status als Intellektuelle vergleichbar, interessanter erscheint der »Zickenkrieg«³⁸ aufgrund der Darstellung Streeruwitz' als sprechende Vagina in einem Jelinek-Stück am Hamburger Thalia Theater. Dabei kommt es zu einer dauerhaften Pärchenbildung, einer Art Schicksalsgemeinschaft der Rezeption, die sich über Jahrzehnte ziehen kann, wie auch im Fall Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann. Während es wissenschaftliche Untersuchungen gibt, die die Vergemeinschaftung ihrer Untersuchungsgegenstände inhaltlich begründen, neigt die literaturkritische Rezeption und Inszenierung zur biografischen Fixierung. Verglichen werden die Lebensumstände, die spezifisch weiblichen Publikationsumstände, die privaten Beziehungen. *Die* Bachmann und *die* Aichinger, wie sie mit Vorliebe genannt werden,³⁹ sind literaturhistorisch ein Paar, die Ästhetik ihrer Texte wird nicht miteinander in Verbindung gebracht, weder kontrastiv noch im Erkennen von Ähnlichkeiten. Als verbindendes Element werden gemeinsame Förderer wie Hans Weigel oder Hermann Hakel angeführt, die Zugehörigkeit

35 Mandy Dröschler-Teille, *Autorinnen der Negativität. Essayistische Poetik der Schmerzen bei Ingeborg Bachmann – Marlene Streeruwitz – Elfriede Jelinek* (Paderborn: Wilhelm Fink, 2018).

36 Andrea Geier, »Weiterschreiben, Überschreiben, Zerschreiben. Affirmation in Dramen- und Prosatexten von Elfriede Jelinek und Marlene Streeruwitz«, in: Ilse Nagelschmidt (Hg.), *Zwischen Trivialität und Postmoderne. Literatur von Frauen in den 90er Jahren* (Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2002), 223–246.

37 Konstanze Fliedl, »Keine Lust. Zur Prosa der Verhältnisse an Beispielen von Elfriede Jelinek und Marlene Streeruwitz«, in: Markus Knöfler, Peter Plener, Péter Zalán (Hg.), *Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur* (Budapest: ELTE, 2000; = *Budapester Beiträge zur Germanistik* 35), 159–170; Konstanze Fliedl, »Ohne Lust und Liebe. Zu Texten von Elfriede Jelinek und Marlene Streeruwitz«, in: Pierre Béhar (Hg.), *Glück und Unglück in der österreichischen Literatur und Kultur. Internationales Kolloquium an der Universität des Saarlandes, 3.–5. Dezember 1998* (Bern u.a.: Peter Lang, 2003; = *Musiliana*, Bd. 9), 221–237.

38 Barbara Petsch, »Finger weg von Geschlechtsteilen!«, *Die Presse*, 23.11.2006, 39.

39 Vgl. Doris Moser, »Die Bachmann, die Aichinger, die Mayröcker. Zur Konstruktion von Autorinnen-Images in journalistischen Medien«, in: Brigitte E. Jirku und Marion Schulz (Hg.), *Fiktionen und Realitäten. Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Literaturbetrieb* (Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag, 2013), 101–123.

zur Gruppe 47, in der sie »die Frauen« repräsentieren, die Einbettung in eine literarische Tradition findet hingegen nicht statt, weder in eine weibliche noch in eine geschlechtsneutrale, beide erscheinen literarisch als isolierte weibliche Talente, so bezeichnet Elsbeth Pulver Aichinger schon 1978 als einzigartige Dichterin, »nicht in Beziehung zu setzen mit anderen Lyrikern«. ⁴⁰ Heinz F. Schafroth hält fest:

Was Ilse Aichinger veröffentlicht hat, ist von der Literaturkritik immer mit Respekt zur Kenntnis genommen worden. Allerdings: dass Ilse Aichinger im deutschen Sprachbereich zur Literatur der Leerräume vielleicht einen ähnlich gewichtigen Beitrag leistet, wie der Joyce von ›Finnegans Wake‹ oder Pinter mit seinen Hörspielen im Englischen, wie Beckett mit seinem Stück im Französischen, ist kaum je mit dem nötigen Nachdruck festgestellt worden. ⁴¹

Schafroth vergleicht Aichingers Werk auf Basis einer spezifischen literarischen Figur mit anderen Autoren, und beklagt, dass diese Einordnung von der Literaturkritik bisher nicht gemacht wurde und stellt Aichinger auf eine Stufe mit den größten kanonischen Schriftstellern anderer Sprachräume. Das ist als Beispiel für sich außergewöhnlich, es zeigt aber auch ein Spezifikum der Rezeption Aichingers, deren Texte eine sehr genaue Behandlung einfordern und die sehr früh als nicht vergleichbar galten, was sie paradoxerweise vergleichbarer mit männlichen Autoren machte. Autorinnen mit einem sehr originellen Stil, in deren Werk feministische Themen oder ein besonderes Augenmerk auf weibliche Lebenswelten keine Rolle spielen wie beispielsweise Aichinger, Felicitas Hoppe und Sybille Lewitscharoff, sind weniger von homo-sozialen Vergleichsparametern betroffen als explizit feministische Autorinnen wie Elfriede Jelinek und Marlene Streeruwitz. Schon seit ihrem Gewinn des Preises der Gruppe 47 haftete Aichinger die Bezeichnung »Fräulein Kafka« ⁴²

40 Elsbeth Pulver, »Verschenkter Rat. Gedichte von Ilse Aichinger«, o.S. [zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv].

41 Heinz F. Schafroth, »Teil eines stärkeren Widerstandes«, *Basler Nachrichten*, 27.05.1972, 33.

42 Laut Heinz Ulrich war es Aichingers eigener Lektor, der »indem er sie schützen wollte, [...] begann: Ich glaube, man tut Fräulein Kaf... äh Aichinger Unrecht.« Heinz Ulrich, »In Bad Dürkheim: Dichter unter sich«, *Die Zeit*, 24.05.1951, <https://www.zeit.de/1951/21/in-bad-duerkheim-dichter-unter-sich> [abgerufen am 18.04.2023].

an, später kam noch Heidegger als philosophisches Pendant hinzu.⁴³ Bachmann hingegen wurden solcherart literarisch geprägte Vergleiche kaum zuteil und wenn, blieben sie sehr unscharf, so ordnete sie Klaus Wagner im *Spiegel* in die deutschsprachige Lyrik von Benn über Lasker-Schüler bis Walter Höllerer ein,⁴⁴ was dermaßen breit ist, dass von einem Vergleich eigentlich keine Rede mehr sein kann. Die Autorennamen, die als biografische Spur beinahe jeden Artikel durchziehen, sind Frisch und Celan und in den seltensten Fällen werden damit literarische Bezüge markiert, etwa in der Rezension Peter von Matts zu Bachmanns *Todesarten*: »Insofern erscheint das Werk als Ingeborg Bachmanns Pendant zum kalkulierten Roman schlechthin, dem ›Gantenbein‹ ihres Geliebten und Blaubarts Max Frisch.«⁴⁵ Fehlt auch hier der Verweis auf die private Beziehung nicht, steht doch der Werkvergleich im Mittelpunkt. Literarische Vergleiche kommen nur zur Sprache, wenn man die Autorin selbst zu Wort kommen lässt. Rilke und Trakl fühlt sie sich literarisch weniger nahe als Brecht, Bernhard, Handke, Musil und Wittgenstein. Diese vergleichende Verortung stammt aber von ihr selbst und wird von der Kritik nur wiedergegeben.⁴⁶ Erst in der späteren Rezeption, die sich selbst schon als Kanonkritik versteht, kommt es bisweilen zu Verschiebungen, so schreibt Annette Pfeiffer 1999 über ihre Relektüre von *Malina*:

Damals hatte ich noch ein Extraregal »Frauenliteratur«, und auch »Malina« wurde mit besten Absichten dorthin ausgelagert. Weibliche Autorin, also Frauenliteratur – klare Sache. Es stand dann da neben Verena Stefans »Häutungen« und anderer feministischer Erbauungsliteratur und hätte doch eigentlich in eine Reihe gehört mit den großen klassischen Liebesromanen der deutschen Literatur.⁴⁷

43 Vgl. Walter Kühn, »Ein weiblicher Heidegger. Ilse Aichinger im literarisch-philosophischen Leben der fünfziger Jahre«, *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens*, Nr. 9 (2010): 55–68.

44 Vgl. Wiebke Lundius, *Die Frauen in der Gruppe 47. Zur Bedeutung der Frauen für die Positionierung der Gruppe 47 im literarischen Feld* (Berlin: Schwabe Verlag, 2017), 211.

45 Peter von Matt, »Im Urstromland des Erzählens«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10.10.1995, o.S. (zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv).

46 haj., »Fluchtpunkte und Schwerpunkte«. Ingeborg Bachmann in Interviews und Bildern«, *Neue Zürcher Zeitung*, 06.01.1984, o.S. (zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv).

47 Annette Pfeiffer, »Die Welt ist Ivan«, *Stuttgarter Zeitung*, 28.09.1990, o.S. [zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv].

Aichinger und Bachmann bleiben hingegen ein rein biografisches Vergleichspaar, zusätzlich angefacht wurde das durch den 2021 erschienenen Briefband »Halten wir einander fest und halten wir alles fest!«. ⁴⁸ Auch in den Jubiläumsartikeln zu Aichingers 100. Geburtstag, ebenfalls 2021, bleibt der Vergleich mit Bachmann zentral oder wird zumindest prominent erwähnt. Helmut Böttiger schreibt in der *Süddeutschen Zeitung*:

Es ist ein charakteristisches Kapitel der Literaturgeschichte, wie sehr sich die Zuschreibungen für sie auseinanderentwickelten. Das lag wohl vor allem daran, dass Ilse Aichinger bald den renommierten Kollegen Günter Eich heiratete und Ingeborg Bachmann ihr flirrendes Leben als unabhängige, ungebundene Frau weiterführte. Die Lyrikerin wurde als sensibel und weiblich rezipiert und damit hymnisch gefeiert, während Aichingers Prosa einigen immer spröder erschien. ⁴⁹

Die unterschiedliche literaturkritische und -wissenschaftliche Rezeption wird nicht literarästhetisch, sondern biografisch ausgedeutet.

Doppelinterviews

Neben dem Lesen und Werten in Rezensionen schlagen sich vergleichende Praktiken in redaktionellen Entscheidungen wie gegenüberstellenden Portraits oder Doppelinterviews nieder. Als Beispiel dienen hier mehrere Doppelinterviews mit der österreichischen Literatur zugeordneten Schriftsteller*innen (und einem Amerikaner), zwischen Daniel Kehlmann und Clemens J. Setz in der *Zeit*, ⁵⁰ zwischen Kehlmann und Jonathan Franzen ebenfalls in der *Zeit*, ⁵¹ zwischen Raphaela Edelbauer und Angela Lehner in der österreichischen Wochenzeitung *Falter*, ⁵² zwischen Doris Knecht und Stefa-

48 Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger, Günter Eich, »Halten wir einander fest und halten wir alles fest!« (München/Berlin/Zürich: Suhrkamp, 2021).

49 Helmut Böttiger, »Die Radikale«, *Süddeutsche Zeitung*, 30.10.2021, 20.

50 Adam Soboczynski und Alexander Cammann, »Steckt das Böse in uns allen?«, *Die Zeit*, 01.2018, 39–40.

51 Peter Kümmel, »Der große Bruder«, *Die Zeit*, 27.11.2014, 4–9.

52 Klaus Nüchtern, »Ich war froh, dass ich den Preis nicht gewonnen habe«, *Falter*, 30.10.2019, 42–44.

nie Sargnagel⁵³ und Barbi Marković und Elias Hirschl,⁵⁴ beide ebenfalls im *Falter*. Alle Interviews sind ähnlich angelegt in einem Mix aus Interviewfragen und spontanen Reaktionen und gegenseitigen Fragen der Interviewten. Das Interview mit Kehlmann und Setz wird im Untertitel als Werkstattgespräch gerahmt. Beide Autoren hatten in kurzem zeitlichen Abstand zueinander Bücher über Tyll Eulenspiegel vorgelegt. Der Fokus liegt auf dem Vergleich von Werk und Werkgenese. So lautet die erste Frage: »Herr Kehlmann, in Ihrem neuen Roman *Tyll* haben Sie die Eulenspiegel-Figur in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs versetzt. Ihr Kollege Clemens Setz hat vor zwei Jahren ebenfalls ein Eulenspiegel-Buch vorgelegt. Hat Sie dessen Buch beeinflusst?«⁵⁵ In Folge werden die beiden Texte miteinander und mit dem Original verglichen, beide nennen Vorbilder, verorten sich in Traditionslinien und versuchen Bezüge im Werk des anderen zu erkennen, so fragt Setz Kehlmann: »Beim Vater von Tyll stand vermutlich das berühmte Buch des italienischen Historikers Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer*, Pate?«, was Kehlmann bejaht. Insgesamt werden 15 männliche Autoren oder Werke genannt, zu denen vergleichende Bezüge hergestellt werden, von Grimmelshausen über Knut Hamsun und Erich Kästner bis zu Günter Grass und Christan Kracht. Neben abstrakten Traditionslinien, kommen auch ganz konkrete Vergleiche zum eigenen Werk zum Einsatz, wie hier von Setz:

Bei Eulenspiegel fallen mir immer so paradoxe, unter Strom stehende Figuren wie aus den Romanen von Knut Hamsun ein, die erst ganz affirmativ und begeistert sind und dann plötzlich irgendwem Kaffee über den Kopf gießen. Die gibt es auch in *Tyll*. Er selbst ist auch ein belebender Katalysator, gerade weil er gar nicht so dominant vorkommt. Das hat mir der amerikanische Autor William T. Vollmann mal erklärt: Manche Figuren lege er so an wie beim Rahmen von Bildern. Da nimmt man immer die Farbe, die im Bild selten ist, ohne die aber alles leblos wäre. Bis auf den Anfang, wo Tyll die absolute Hauptfigur ist, ist er auch so ein Beleber der anderen Gestalten.⁵⁶

53 Matthias Dusini und Stefanie Panzenböck, »Das Pandemiejahr war angenehm«, *Falter*, 18.11.2021, 24–27.

54 Sebastian Fasthuber, »Witz ist auch eine Form von Geist«, *Falter* (Woche), 5.11.2021, 4–6.

55 Soboczynski und Camman, »Steckt das Böse in uns allen?«, 39.

56 Ebd.

Weder die beiden Autoren, noch die zwei Interviewer nennen auch nur eine einzige Frau, dennoch wird das Geschlecht an keiner Stelle thematisiert. Tatsächlich gibt es kaum Eulenspiegel-Verarbeitungen von Frauen (allerdings immerhin eine Filmerzählung von Christa Wolf von 1972), doch Setz und Kehlmann referieren nicht nur auf die literarische Eulenspiegelrezeption, sondern auf ästhetische Vorbilder und auch hier wird keine Frau genannt. Beide geben sich außerdem als Kenner und Bewunderer des Werks des anderen zu erkennen. Gezeichnet wird das Bild zweier intellektueller Schriftsteller, die Teil eines ausschließlich männlichen Kanons sind und aus diesem schöpfen, was aber nicht geschlechtlich markiert wird. In einem unausgesprochenen Pakt zwischen den vier Beteiligten werden Kehlmann und Setz als Mischung aus Experten und Künstler inszeniert. Fast schon ironisch wirkt in diesem Kontext die Bebilderung: Beide Autoren posieren mit ernstem Blick nebeneinander, in unscheinbarer, grauer Kleidung, über ihren Köpfen steht: »Der Schriftsteller Daniel Kehlmann, 42« und »Der Schriftsteller Clemens Setz, 35«. Ganz ähnlich das Setting im Interview zwischen Jonathan Franzen und Kehlmann, das ebenfalls als Experteninterview und Gespräch zwischen zwei befreundeten literarischen Größen inszeniert wird. Verbindendes Glied ist hier Karl Kraus, über den gefachsimpelt wird und der als literarischer Fluchtpunkt der beiden Schriftsteller dient.

In starkem Kontrast dazu erscheint das Interview mit Edelbauer und Lehner. Die beiden werden als »die Stars der Saison«⁵⁷ bezeichnet, ihre Bücher, so erfährt man aus dem Vorspann, sind nicht miteinander zu vergleichen, verbunden nur durch ihre »junge[n] Protagonistinnen mit Allerweltsnamen, die sich als unzuverlässige Erzählerinnen erweisen.« Die Werke der beiden Autorinnen werden mit männlichen Autoren verglichen, Lehner mit Joseph Winkler, Edelbauer mit Kafka und Hans Leberts, was außergewöhnlich ist, der Ansatz wird aber nicht weiterverfolgt. Im Interview selbst geht es indes nicht um die zwei Romane der beiden »Stars«, sondern um ihre Erfahrungen im Literaturbetrieb, die deutlich auf ihr Geschlecht gemünzt werden. Geschlecht und Alter bilden die Basis des Doppelinterviews, wobei sich schnell eine Rollenverteilung ergibt, in der Edelbauer als erfahrener und professioneller auftritt, Lehner hingegen ihre eigene Naivität betont. Der Tonfall ist dabei sehr persönlich und wirkt zum Teil wie ein Privatgespräch:

57 Nüchtern, »Ich war froh, dass ich den Preis nicht gewonnen habe«, 42.

Lehner: Mich beeindruckt, wie du das alles so erklären und handhaben kannst. Ich habe noch immer das Gefühl, dass ich zufällig aus dem Sandkasten gefallen bin und ein Buch geschrieben habe. Edelbauer: Ich komme mir auch wie ein Kind in der Erwachsenenwelt vor. Ich habe bloß den Vorteil, davor schon ein kleines Buch geschrieben zu haben. Da bekam ich eine schlechte Besprechung und habe drei Tage lang geweint.⁵⁸

Andere Doppelinterviews mit Schriftstellerinnen operieren nach demselben Muster: Im Mittelpunkt steht ein Thema, verglichen werden biografische Faktoren, Erfahrungen im Literaturbetrieb bzw. mit den Medien/Sozialen Medien, nicht aber Werkästhetisches oder die eigene literarische Praxis. Ein weiteres Beispiel dafür ist das Doppelinterview mit den österreichischen Autorinnen Doris Knecht und Stefanie Sargnagel, eingeordnet als »Gespräch über Feminismus, Hassbriefe und ihre Scheu vor Menschen«⁵⁹. Selten sind Doppelinterviews mit Autor*innen unterschiedlichen Geschlechts. Wenn doch, so um eine Differenz in Bezug auf ein bestimmtes Thema herauszuarbeiten, oder weil eine andere Rezeptionsschablone als das Geschlecht schlagend wird, wie beispielsweise im Doppelinterview mit Barbi Marković und Elias Hirschl, in dem die Zugehörigkeit zur österreichischen Indie-Literaturszene die analoge Lesart bildet.⁶⁰

Geschlechtsspezifika vergleichender Praktiken, die in Rezensionen und Porträts vorherrschen, finden sich damit wenig überraschend auch im dialogischen Format des Interviews. Die biografische Ausrichtung der Doppelinterviews mit Frauen könnte aus differenzfeministischer Sicht die Funktion erfüllen, auf weibliche Diskriminierungserfahrungen im Literaturbetrieb hinzuweisen, und so die Positionierung weiblicher Autorinnenschaft verbessern. Gerade der Vergleich mit den Doppelinterviews mit Schriftstellern zeigt aber, dass durch die Vernachlässigung literarästhetischer Aspekte und die Konzentration auf außerliterarische weibliche Erfahrungen die Marginalisierung weiblichen Schreibens fortgeschrieben statt unterlaufen wird. Spannend ist an den Beispielen außerdem, wie stark sich das vergleichende redaktionelle Framing dann auch bei den miteinander in Bezug gesetzten Autor*innen selbst durchsetzt, bis hin zu einer gemeinsamen bzw. einander angepassten Inszenierung.

58 Ebd., 44.

59 Dusini und Panzenböck, »Das Pandemiejahr war angenehm«, 24–27.

60 Fasthuber, »Witz ist auch eine Form von Geist«.

Fazit und Ausblick

Altbekannte geschlechtsspezifische Prozesse prägen literaturkritische Praktiken des Vergleichs in traditionellen Formaten des Rezensionswesens und der literaturkritischen Literaturvermittlung. Die Separierung von Literatur von Frauen in ein weiblich markiertes Feld, dem ein geschlechtlich unmarkiertes, universales Feld gegenübersteht, schlägt sich in homosozialen Vergleichspools nieder. Männer werden nur mit Männern verglichen und in männliche Traditionslinien eingeordnet, Frauen werden vornehmlich biografisch miteinander verglichen, literarästhetische Vergleiche werden nur spärlich angestellt. Stattdessen gelten aus literaturkritischer Sicht sehr erfolgreiche Autorinnen als Ausnahmeerscheinungen, wie Ilse Aichinger, die es gerade deshalb schafft, in einem Atemzug mit männlichen Ausnahmeautoren genannt zu werden. Zwischengeschlechtliche Vergleiche sind ebenfalls selten, und dienen der Markierung von Differenz, beispielsweise wenn ein Kritiker die US-amerikanische Autorin Joy Williams mit den Worten lobt: »Ein amerikanischer Thomas Bernhard, aber als Frau, mit Sonnenbrille.«⁶¹ Der Vergleich geht einerseits auf Williams selbst zurück, die Bernhard als Vorbild nannte, zudem wird er geschlechtlich aufgeladen, ohne zu begründen, inwiefern das einen Unterschied macht oder das Geschlecht in diesem Kontext relevant ist. Mündliche dialogische Formate wie literaturkritische Fernsehformate oder Doppelinterviews mit Autor*innen verstärken performative geschlechtsspezifische Praktiken sowohl auf Autor*innen-Seite als auch auf Seite der Kritik, die sich im vergleichenden Lesen übt. Nur selten sind andere Rezeptionsschablonen stärker und brechen homosoziale literarische Felder auf, etwa durch die nicht minder problematische Kategorie der »Migrationsliteratur«.

Zu untersuchen bleibt, ob Kritikerinnen homosoziale Vergleichslinien stärker durchbrechen als Kritiker. Das Geschlecht beschränkt sich nicht auf Weiblichkeit und Männlichkeit. Dass dies in diesem Aufsatz so wirkt, hat mit dem Material und der literarischen Rezeption zu tun und ist nicht als Bewertung von Geschlechtermodellen zu verstehen. Unterschiedliche Geschlechtermodelle in die Analyse zu integrieren, wird in Zukunft unumgänglich werden. Bisher schlagen sich alternative, nicht-dichotome Geschlechtsmodelle nicht strukturell in literarischen Wertungsverfahren nieder. Die Rezeption von Kim

61 Xaver von Cranach: »Adressaten des Lebens«, *Spiegel*, 10.03.2023, <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/joy-williams-adressaten-des-lebens-a-89f7889f-84e2-402b-83a0-3b14b4860faz> [abgerufen am 24.04.2023].

de l'Horizons Roman *Blutbuch*, der durch den Gewinn des Deutschen Buchpreises vermehrt Aufmerksamkeit erfuhr, ist diesbezüglich als Präzedenzfall zu sehen. Stilistisch und literarhistorisch nicht einzuordnen war der Tenor der Kritik, wobei das Geschlecht Kim de l'Horizons die Rezeption zu beeinflussen scheint. Dass der Roman, gerade was die zentrale Thematik der Beziehung zu Mutter und Großmutter angeht, sehr wohl großes Vergleichspotential aufweist, wurde übersehen.

Literaturverzeichnis

- Adorján, Johanna. »Sie ist zu dick.« *Süddeutsche Zeitung*, 19.11.2022, 10.
- Auffermann, Verena, Julia Encke, Ursula März, Elke Schmitter, Gunhild Kübler. *100 Autorinnen in Porträts. Von Atwood bis Sappho, von Adichie bis Zeh*. München: Piper, 2021.
- Bachmann, Ingeborg, Ilse Aichinger, Günter Eich. »Halten wir einander fest und halten wir alles fest!«. München/Berlin/Zürich: Suhrkamp, 2021.
- Baron, Christian. »Literaturnobelpreis für Annie Ernaux: Eine Frau ihrer Klasse.« *Der Freitag*, 13.10.2022, 21.
- Beauvoir, Simone de. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2011.
- Böttiger, Helmut. »Die Radikale.« *Süddeutsche Zeitung*, 30.10.2021, 20.
- Cranach, Xaver von. »Adressaten des Lebens.« *Spiegel*, 10.05.2023. <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/joy-williams-adressaten-des-lebens-a-89f7889f-84e2-402b-83a0-3b14b4860fa2> [abgerufen am 24.04.2023].
- Dusini, Matthias und Stefanie Panzenböck. »Das Pandemiejahr war angenehm.« *Falter*, 18.11.2021, 24–27.
- Evatt, Cris. *Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus*. München: Piper, 1994.
- Fasthuber, Sebastian. »Witz ist auch eine Form von Geist.« *Falter*, 05.11.2021, 4–6.
- Fliedl, Konstanze. »Keine Lust. Zur Prosa der Verhältnisse an Beispielen von Elfriede Jelinek und Marlene Streeruwitz.« In: Markus Knöfler, Peter Pfloner, Péter Zalán (Hg.), *Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur*. Budapest: ELTE, 2000 (= Budapest Beiträge zur Germanistik 35), 159–170.
- Fliedl, Konstanze. »Ohne Lust und Liebe. Zu Texten von Elfriede Jelinek und Marlene Streeruwitz.« In: Pierre Béhar (Hg.), *Glück und Unglück in der österreichischen Literatur und Kultur. Internationales Kolloquium an der Universität*

- des Saarlandes, 3.-5. Dezember 1998 (= Musiliana, Bd. 9). Bern u. a.: Peter Lang, 2003, 221–237.
- Gerig, Maya. *Jenseits von Tugend und Empfindsamkeit. Gesellschaftspolitik im Frauenroman um 1800*. Wien/Köln: Böhlau, 2008.
- haj. »Fluchtpunkte und Schwerpunkte«. Ingeborg Bachmann in Interviews und Bildern.« *Neue Zürcher Zeitung*, 06.01.1984, o.S. (zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv).
- Hobrack, Marlen. »Die deutsche Annie Ernaux? Zu Daniela Dröschers Roman ›Lügen über meine Mutter‹«. *Der Freitag*, 13.10.2022. <https://www.freitag.de/autoren/marlen-hobrack/die-deutsche-annie-ernaux-daniela-droeschers-luegen-ueber-meine-mutter> [abgerufen am 05.04.2023].
- Hueck, Carsten. »Daniela Dröschler über Annie Ernaux als literarisches Vorbild.« *Deutschlandfunk Büchermarkt*, 6.10.2022. <https://www.deutschlandfunk.de/daniela-droeschler-ueber-annie-ernaux-als-literarisches-vorbild-dlf-abc7e5ba-100.html> [abgerufen am 05.04.2023].
- Heinen, Sandra. »Preise.« In: Renate Kroll (Hg.), *Metzler Lexikon Gender Studies-Geschlechterforschung. Ansätze, Personen, Grundbegriffe*, 320. Stuttgart: Metzler, 2017.
- Heydebrand, Renate von und Simone Winko. *Einführung in die Wertung von Literatur*. Paderborn u. a.: Schöningh, 1996 = UTB 1953.
- Klüger, Ruth. *Was Frauen schreiben*. Wien: Zsolnay, 2010.
- Kümmel, Peter. »Der große Bruder«. *Die Zeit*, 27.11.2014, 4–9.
- Laqueur, Thomas. *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 1992.
- Lerchbaum, Gudrun. »FRAUEN ZÄHLEN – bei Literaturpreisen«, #Frauen zählen, www.frauenzaehlen.de/preisverleihungen/literaturpreise.html [abgerufen am 30.05.2023].
- Löchel, Rolf. »Weibliches Schreiben aus zweieinhalb Jahrtausenden«, *literaturkritik.de*, <https://literaturkritik.de/auffermann-schmitter-encke-kuebler-maerz-100-autorinnen,28555.html> [abgerufen am 31.03.2023].
- Lundius, Wiebke. *Die Frauen in der Gruppe 47. Zur Bedeutung der Frauen für die Positionierung der Gruppe 47 im literarischen Feld*. Berlin: Schwabe Verlag, 2017.
- Lutz, Helga, Jan-Friedrich Missfelder, Tilo Renz. »Einleitung: Illegitimes Vergleichen in den Kulturwissenschaften«. In: dies (Hg.), *Äpfel und Birnen. Illegitimes Vergleichen in den Kulturwissenschaften*. Bielefeld: transcript, 2006.
- Mangold, Ijoma. »Prekär in Kaiserslautern.« *Die Zeit*, 30.01.2020, 56.
- Matt, Peter von. »Im Urstromland des Erzählens«. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10.10.1995, o.S. [zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv].

- Mauz, Andreas und Hartmut von Sass. »Vergleiche verstehen. Einleitende Vorwagnahmen«. In: dies. (Hg.), *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren*, 1–26. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011.
- Moser, Doris. »Die Bachmann, die Aichinger, die Mayröcker. Zur Konstruktion von Autorinnen-Images in journalistischen Medien«. In: Brigitte E. Jirku und Marion Schulz (Hg.), *Fiktionen und Realitäten. Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Literaturbetrieb*, 101–123. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2013.
- Nüchtern, Klaus. »Ich war froh, dass ich den Preis nicht gewonnen habe.« *Falter*, 30.10.2019, 42–44.
- Pease, Allan und Barbara Pease. *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken*. Berlin: Ullstein, 2010.
- Petsch, Barbara. »Finger weg von Geschlechtsteilen!«. *Die Presse*, 23.11.2006, 39.
- Petz, Ingo. »Der Vater, das Scheusal und die Zerrissenheit des Sohnes«. *Der Standard*, 13.06.2020, A4.
- Pfeiffer, Annette. »Die Welt ist Ivan«. *Stuttgarter Zeitung*, 28.09.1990, o.S. [zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv].
- Pulver, Elsbeth. »Verschenkter Rat. Gedichte von Ilse Aichinger«. *Neue Zürcher Zeitung*, 7.12.1978, o.S. [zitiert nach Innsbrucker Zeitungsarchiv].
- Reich-Ranicki, Marcel. *Lauter Lobreden*. München: dtv, 1990.
- Reich-Ranicki, Marcel. »Fragen Sie Reich-Ranicki«. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 12.07.2009, 25.
- Russ, Joanna. *How to Suppress Womens's Writing*. Austin: University of Texas Press, 1983.
- Schafroth, Heinz F. »Teil eines stärkeren Widerstandes«. *Basler Nachrichten*, 27.05.1972, 33.
- Schiller, Friedrich. *Werke. Nationalausgabe*, Bd. 29. Weimar: Böhlau, 1943.
- Sedlmaier, Tobias. »Armut schmerzt«. *Neue Zürcher Zeitung am Sonntag* (Bücher Sonntag), 29.03.2020, 23.
- Soboczynski, Adam und Alexander Cammann. »Steckt das Böse in uns allen?«. *Die Zeit*, 04.01.2018, 39–40.
- Stephan, Felix. »Aufstiegsangst«. *Süddeutsche Zeitung*, 01.02.2020, 18.
- Stephan, Inge, Rugula Venske, Sigrid Weigel (Hg.), *Frauenliteratur ohne Tradition? Neun Autorinnenporträts*. Frankfurt a. M.: Fischer, 1987.
- Strigl, Daniela. »Federspiel. Soft skills«. *Die Furche*, 21.09.2022, 18.
- Woolf, Virginia. *A Room of One's Own*. London: Penguin, 2004.
- Wurmitzer, Michael. »Mit der Zeitmaschine zum Embargokuchen«. *Der Standard*, 03.09.2021, 26.

Track Changes

Vergleichendes Schreiben zwischen Wissenschaft und Literatur

Hanna Hamel

Abstract *Am Beispiel der Funktion »Track Changes/Änderungen nachverfolgen« untersucht der Aufsatz die Effekte digitaler Textverarbeitung auf das Schreiben und Lesen. Dabei wird die These verfolgt, dass die digitale Textverarbeitung einerseits kollaborative Textproduktion unterstützt, damit andererseits aber auch implizite normative Erwartungen an Texte heranträgt. Während das vergleichende Entwickeln von Standards für das wissenschaftliche Arbeiten (und zum Teil auch für das akademische Schreiben) ein zentraler Bestandteil der Qualitätssicherung ist, scheint das Vergleichen von Varianten, Formulierungen und Texten in der Literaturproduktion eher zu Effekten stilistischer Glättung und Angleichung zu führen. Das wiederum ruft auch ästhetische Strategien hervor, die Glättungs- und Vergleichsprozesse thematisieren und problematisieren.*

Schreiben galt lange als einsames Geschäft. Heute steht die traditionelle Vorstellung einer Schreibpraxis, die abseits der alltäglichen Betriebsamkeit, ihrer »precipitations, technologies, accelerated daily rhythms, televisions«¹ stattfindet, jedoch in der Kritik. An die Stelle der »männliche[n] weiße[n] Fiktion«²

1 Hélène Cixous, »Appendix: An Exchange with Hélène Cixous«, in: Verena Andermatt Conley (Hg.), *Hélène Cixous: Writing the Feminine* (Lincoln/London: University of Nebraska Press, 1984), 129–161, hier 160.

2 So beschreibt es die Autorin und Lehrende Gerhild Steinbuch im Interview: Sabine Scholl, »Angewandte-Professorin Steinbuch: ›Der Kanon war ein Machtinstrument«, *Der Standard*, 11.12.2021, <https://www.derstandard.at/story/2000131801312/angewandte-professorin-steinbuch-der-kanon-war-ein-machtinstrument> [abgerufen am 24.10.2022].

des genialen, isolierten Autorsubjekts, die schon zur Zeit autonomieästhetischer Selbstinszenierungen ein bloßes Phantasma gewesen sein muss, sind Vorstellungen kollaborativen Schreibens getreten. Ihre Erfolgsgeschichte lässt sich sowohl in der Theoriebildung wie auch in der institutionellen und nicht-institutionalisierten Schreibpraxis der letzten Jahrzehnte nachvollziehen. Zum einen findet sich die Idee eines ausgedehnten Verständnisses kooperativer Praktiken in der literaturwissenschaftlichen Darstellung und Analyse des Schreibens, etwa in der »Schreibszene« als »Assemblage«.³ In der Schreibszene werden nicht nur menschliche Akteur*innen, sondern auch Faktoren wie Schreibmaterialien und Techniken als wesentlich für den Schreibprozess und die Textproduktion berücksichtigt. Zum anderen haben sich mit Blick auf die medialen Veränderungen kollaborative Poetiken entwickelt, in denen Autor*innen zum Beispiel als Akteur*innen gedeutet werden, die bereits vorhandenes Textmaterial mehr arrangieren und managen als »kreativ« zu schreiben.⁴ In der Praxis zeigt sich die Entwicklung hin zu einer kooperativen Auffassung des Schreibens seit einigen Jahrzehnten sowohl in der Gründung und Etablierung von Institutionen zur gemeinsamen Ausbildung von Schriftsteller*innen⁵ in Jahrgängen als auch im vernetzten Schreiben, das sich zunächst unabhängig vom Literaturbetrieb insbesondere auf Plattformen im Internet ständig weiterentwickelt.⁶ Dabei verändert sich nicht nur die

3 Vgl. Rüdiger Campe, »Die Schreibszene, Schreiben«, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Stationen offener Epistemologie* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991), 759–772; Rüdiger Campe, »Writing Scenes and the Scene of Writing. A Postscript«, *Modern Language Notes* 136, Nr. 5 (2022), 1114–1133.

4 Vgl. z.B. Kenneth Goldsmith, *Uncreative Writing* (New York: Columbia University Press, 2011).

5 In Deutschland hat die akademische Institutionalisierung von Schreibschulen erst deutlich später begonnen als in den USA: Kevin Kempke, Lena Vöcklinghaus, Miriam Zeh: »Einleitung: ›Institutsprosa‹ als poetologisch-soziologischer Analysebegriff«, in: dies. (Hg.), *Institutsprosa. Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf akademisches Schreiben* (Leipzig: Spector Books, 2019), 5–28, hier 14–15.

6 Dass es kollektive Formen des Schreibens schon deutlich länger gibt als zum Beispiel die Literatur in den sozialen Medien oder auf Fanfiction-Plattformen, zeigen u.a. folgende Bände: Isabell Otto, Samantha Schramm, Tristan Thilemann, Nacim Ghanbari (Hg.), *Kollaboration. Beiträge zur Medientheorie und Kulturgeschichte der Zusammenarbeit* (München: Fink, 2018); Daniel Ehrmann und Thomas Traupmann (Hg.), *Kollektives Schreiben* (Paderborn: Brill/Fink, 2022); Stephan Porombka, Wolfgang Schneider, Volker Wortmann (Hg.), *Kollektive Kreativität* (Tübingen: Francke, 2006); Philipp Theisohn

Schreibpraxis selbst, sondern auch die Rollenverteilung zwischen Lesenden und Schreibenden. Leser*innen werden in kollaborativen Zusammenhängen im Netz häufig zu Co-Autor*innen und können deshalb in diesen Kontexten auch als »wreaders« bezeichnet werden.⁷

Betrachtet man das Schreiben als eine kollaborative oder kooperative Praxis, lässt sich darin eine Reihe von dehierarchisierenden und die Vorstellung des genialen Schreibprozesses entzaubernden Effekten erkennen: Der Fokus liegt nicht mehr auf der singulären Leistung eines privilegierten Individuums. In der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Faktoren in der Textproduktion wird diese transparent; verschleiernde und exklusive Ideen wie die Vorstellung genialischer Kreativität verlieren an Relevanz. Mit der Vorstellung vom Schreiben als einem kollaborativen Prozess ist deshalb nicht zuletzt die Hoffnung verbunden, dass das Schreiben erlernbar, die Arbeitsprozesse und Resultate eher vergleichbar werden könnten. Die Kehrseite dieser Entwicklung besteht aus der Sicht mancher Literaturkritiker*innen in einem zunehmenden Druck zur Konformität – etwa in denjenigen Zirkeln, in denen intensive Feedbackschleifen am Werk sind, die selbstverstärkende Effekte auf die Produktion und die Erwartungshaltung der Rezipient*innen haben. Moritz Baßler spricht in diesem Zusammenhang von »Stilgemeinschaften«, deren »Schließungsfiguren« sich sowohl die kritische Rezeption als auch die Produktion auf »die heuristische Idee einer (noch) besseren Literatur hin« entgegenstellen sollten.⁸ Das bedeutet auch, einer möglichen, in bestimmten Gruppen von Leser*innen und Autor*innen habitualisierten Angleichung von Texten aneinander entgegenzuarbeiten. Darin unterscheidet sich die Erwartung an »gute« oder »bessere« Literatur deutlich von derjenigen an die Wissenschaften: Vergleichbarkeit der Resultate und Prozesse sowie Lehr- und Lernbarkeit sind aus der Sicht der *wissenschaftlichen* Praxis entscheidend, um die Qualität der Ergebnisse zu gewährleisten und zu optimieren. Sie sind deshalb auch eng verbunden mit der Einübung und Kultivierung von akademischer Arbeitspraxis.

und Christine Weder (Hg.), *Literaturbetrieb. Zur Poetik einer Produktionsgemeinschaft* (Paderborn: Fink, 2013); Carlos Spoerhase und Erika Thomalla (Hg.), *Werke in Netzwerken. Kollaborative Autorschaft und literarische Kooperation im 18. Jahrhundert*, Schwerpunkt-Heft, *Zeitschrift für deutsche Philologie* 2 (2020).

7 George Paul Landow, *Hypertext 2.0. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology* (Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1997).

8 Moritz Baßler, *Populärer Realismus. Vom International Style gegenwärtigen Erzählens* (München: Beck, 2022), 381.

Ich möchte im Folgenden der These nachgehen, dass die neuen technischen Möglichkeiten – insbesondere diejenigen der digitalen Textverarbeitung, die so neu nicht mehr sind⁹ – für alle Praktiken des Schreibens, des wissenschaftlichen wie auch des literarischen, den Horizont einer nahezu unendlichen Optimierung öffnen. Für diese Form der prozesshaften, zu keinem echten Ende zu bringenden Optimierung ist das Vergleichen von Optionen ein zentrales Verfahren. Am Beispiel der Funktion »Track Changes/Änderungen nachverfolgen« und ihren Verwendungsmöglichkeiten möchte ich zeigen, dass diese konkrete Form des kooperativen Prozesses nicht für alle Formen des Arbeitens und Schreibens die gleichen Effekte zeitigen müssen, sondern dass es vielmehr immer mit Blick auf die gewünschten Resultate darauf ankommt, *wie* solche Funktionen genutzt und als kooperative Techniken eingesetzt werden. Welche problematischen Implikationen kollektive Praktiken des Vergleichens, die sich durch die Verwendung von Schreibprogrammen in alle Kontexte der Textproduktion einschleichen, insbesondere für das literarische Schreiben haben können, soll abschließend an den Arbeiten von zwei Autor*innen exemplarisch diskutiert werden.

»Track Changes«

Die Wissenschaften sind daran interessiert, möglichst belastbare und nachvollziehbare Aussagen und Beschreibungen zu liefern. Deshalb gehört es auch zum akademischen Ethos, Vergleiche zwischen Ergebnissen anzustellen und Resultate an gemeinsamen Standards zu messen. Kooperation und Vergleich gehen dabei Hand in Hand. Gemeinschaften finden häufig intelligenter oder kreativere Lösungen für komplexe Probleme und sind im besten Fall gemeinsam schneller. Um ein solches Idealbild der gemeinschaftlich hervorgebrachten, dem Vergleichen standhaltenden Ergebnisse vorzufinden, muss man sich nicht unbedingt im Feld der naturwissenschaftlichen Disziplinen umsehen. Bereits Goethe konzediert in *Der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt*, dass »das Interesse mehrerer auf Einen Punkt gerichtet etwas Vorzüglic-

9 Vgl. zur Geschichte von Textverarbeitungsprogrammen: Matthew Kirschenbaum, *Track Changes. A Literary History of Word Processing* (Cambridge, MA/London: Belknap Press of Harvard University Press, 2016).

ches hervor zu bringen im Stande ist«. ¹⁰ Kooperation ist für ihn Voraussetzung für die Wissenserweiterung; sei es in konkreten Versuchsreihen oder diachron durch Ansammlung und Korrektur der wissenschaftsgeschichtlichen Vorläufer. Auch Ludwik Fleck führte Anfang des 20. Jahrhunderts aus, dass bereits die Vorstellung eines individuell erkennenden Subjekts ein Irrglaube sei; vielmehr sei jede subjektive und wissenschaftliche Wahrnehmung eines Objekts bereits durch ein Kollektiv und dessen Seh- und Denkgewohnheiten geprägt. ¹¹ Roland Barthes schließlich legte besonderen Wert auf das Ereignis der »friedlichen Kollektivität« des Seminars, in der die Forschung ihren Ursprung nimmt: »[G]enauso wie die ›Vernunft‹ für Brecht immer nur die Gesamtheit der vernünftigen Leute ist, ist die Forschung für uns Seminarleute immer nur die Gesamtheit der Forschenden (nach sich Forschenden?)«. ¹²

Vor dem Hintergrund der zunehmenden Digitalisierung aller Lebensbereiche nimmt die Kooperation in akademischer Lehre und Forschung ebenfalls neue Formen an. Dazu gehört auch die Art und Weise, wie man wechselseitig in Austausch über verfasste Texte tritt. Ein Werkzeug, das in diesem Zusammenhang kaum mehr aus dem Schreib- und Korrekturprozess wegzudenken ist, ist die Funktion »Track Changes« oder »Änderungen nachverfolgen«. Sie erleichtert es, Korrekturen auch mehrerer Personen in einen Text einzutragen und im weiteren Arbeitsprozess sichtbar zu halten, ohne dass die Ausgangsvariante dabei vollständig gelöscht werden würde. Im Korrekturmodus werden Verbesserungen und Vorschläge angemerkt, bei denen die Autorin oder der Autor anschließend durch einen Klick entscheiden kann, sie anzunehmen oder die vorige Version beizubehalten. Was zunächst wie eine simple und deutlich praktischere Übertragung eines ›analogen‹, also zum Beispiel handschriftlichen Korrekturmodells, in ein digitales Dokument anmutet, ist Teil der weitreichenden Transformation von Schreibpraktiken, die spätestens in den 1970er-Jahren mit der Verwendung von Programmen zur Textverarbeitung begonnen hat. ¹³ Wur-

10 Johann Wolfgang Goethe, »Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt«, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 4.2, hg. v. Klaus H. Kiefer u.a. (München: Hanser, 2006), 321–332, hier 324.

11 Ludwik Fleck, *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hg. u. kommentiert von Sylwia Werner und Claus Zittel (Berlin: Suhrkamp, 2011), 411–412.

12 Vgl. Roland Barthes, »An das Seminar«, in: Johanna-Charlotte Horst, Johannes Kagerer, Regina Karl, Vera Kaulbarsch, Johannes Kleinbeck u.a. (Hg.), *Unbedingte Universitäten. Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee* (Zürich: Diaphanes, 2010), 17–26, hier 25.

13 Kirschenbaum, *Track Changes*, 245.

de die Schreibszenen im 19. Jahrhundert vielleicht noch von einem überschaubaren Ensemble interagierender Akteur*innen bestimmt – zu denen man etwa auch das Papier, den Stift oder den Tisch, an dem geschrieben wird, rechnen sollte –, hat sich die textproduzierende Assemblage in den vergangenen Jahrzehnten entsprechend erweitert, wie in Matthew Kirschenbaums Studie über Textverarbeitung mit dem Titel *Track Changes* aus dem Jahr 2016 nachzulesen ist:

Writers live with and within their word processors, and thus with and within the system's logics and constraints – these themselves become part of the daily lived experience of writers' working hours, as predictable and proximate as the squeak of a chair or that certain shaft of sunlight that makes its way across the room.¹⁴

Gute Gründe dafür, die Funktion »Track Changes« zu verwenden, sind leicht zu finden: Sie gibt der Autorin oder dem Autor zum einen Wahlfreiheit und ermöglicht zugleich die Perfektion des Geschriebenen aus mehreren Perspektiven. Der digitale Versand der Datei oder gar die direkte gemeinsame Arbeit in einem geteilten Online-Dokument bieten Zugang zu dieser Optimierung in hochbeschleunigter Form. Man muss keine Handschrift mühsam entziffern, das Dokument zur Korrektur nicht erneut auf der Schreibmaschine abtippen und im Überarbeitungsprozess auch nicht mit verschiedenen Medien oder Materialien hantieren, weil beispielsweise handschriftliche Korrekturen von einem Papier erst in die Maschine übertragen werden müssen. Gleichzeitig demokratisieren Schreibprogramme und Funktionen wie das detaillierte Nachverfolgen von Änderungen den Zugang zur Arbeit am Text. Es wird leichter, kollaborativ und kooperativ zu schreiben – einander ergänzend, durchkreuzend, adaptierend, transformierend. Zu dieser Form der Demokratisierung gehört auch, dass potenziell jede und jeder lektorieren sowie zur Co-Autorin oder zum Co-Autor werden kann. Im Idealfall trägt das zum inhaltlichen und stilistischen Abgleich unterschiedlichster Perspektiven und Expertisen bei; der Text wird von Bearbeitungs- zu Bearbeitungsschritt besser. Manchmal werden – insbesondere komplexe geistes- und kulturwissenschaftliche – Texte nach einer solchen Reihe von Korrekturen für ihr mögliches Publikum erst zugänglich. Die Funktion setzt dabei auch die Schwelle zum lektorierenden Eingriff herab, denn das bereits Geschriebene, Gelesene bleibt

14 Ebd., 247.

ja zunächst erhalten und wird nur um eine Variante oder einen Vorschlag bereichert, der sich, so scheint es, in einer Sekunde wieder wegklicken lässt. Sie führt plurale Perspektiven sanft in den Schreibprozess ein, ohne die Souveränität des Autors oder der Autorin allzu sehr zu bedrohen oder über seine bzw. ihre Wünsche hinwegzugehen. Der Übergang zwischen Formatierungen, stilistischen Verbesserungsvorschlägen und inhaltlichen Kommentaren ist außerdem fließend, denn sie werden alle in ein und derselben Funktion der nachverfolgbaren Änderungen in der digitalen Textdatei zusammengeführt. Autorinnen und Autoren können später sämtliche Änderungen auf allen Ebenen gleichzeitig beobachten und beeinflussen. Die technische Innovation des Schreibprogramms hilft schließlich nicht zuletzt dabei, recht komplexe Vorgänge wie zum Beispiel den Satz eines Textes zu simplifizieren und außerhalb von Verlagen professionell und gründlich vorzubereiten.

Auf den ersten Blick führt diese Funktion also alle Vorzüge eines kollaborativ optimierten Arbeitsprozesses, wie er von den Wissenschaften seit Jahrhunderten reflektiert und vorangetrieben wird, direkt in den Schreibvorgang ein und bewahrt zugleich die Entscheidungsfreiheit der Schreibenden. Das mag auch erklären, warum sich die Funktion »Track Changes« besonders in der Produktion geistes- und kulturwissenschaftlicher Texte großer Beliebtheit erfreut. Eine Kehrseite dieser Entwicklung, die man wahlweise als Demokratisierung oder aber auch als Liberalisierung der Textverarbeitung bezeichnen könnte, liegt – zumindest in den Geistes- und Kulturwissenschaften – in einer möglichen Prekarisierung des Lektorierens. Allen Forschenden dieser Fächer sind Verlage bekannt, die sich aufgrund der Professionalität gängiger Textprogramme selbst aus der Gestaltung und Lektüre der Texte zurückziehen, die sie drucken und allenfalls »stichprobenartig« den Satz kontrollieren (aber natürlich und zum Glück gibt es auch andere Verlage, die ihre Arbeit sehr gewissenhaft machen!). Prekär ist das vor allem dann, wenn studentische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einen Hauptteil ihrer Arbeitszeit mit dem Einrücken von Blockzitatensätzen und der Korrektur von Anführungszeichen nach Style-sheet verbringen – sofern es ein solches noch gibt. Wenn man die bereits genannten positiven Aspekte der Funktion also einmal außer Acht lässt und die möglichen Folgen in eine andere Richtung zuspitzt, dann lassen sich vor allem zwei negative Tendenzen ausmachen, die die Nutzung dieser Textverarbeitungsfunktion auch mit sich bringen könnte – und deren Bezug zu Verfahren des Vergleichens im Folgenden herzustellen sein wird: Ein erstes mögliches Problem liegt in der Überkorrektur gelesener Texte. Das zweite, gegenläufige, aber damit in einem Zusammenhang stehende Problem, in der Ver-

wahrlosung erster Versionen, die zur Publikation in wissenschaftlichen Sammelbänden eingereicht werden. Vielleicht haben manche schon erlebt, dass aus fahrlässig verfassten Texten durch die Arbeit einer Reihe von unsichtbaren Mitschreibenden ein passables, publizierbares Ergebnis werden kann. Beide Effekte werden begünstigt durch die Arbeit mit Versionen, die auf der einen Seite das Gefühl radikaler Vorläufigkeit mitbringen, denn man kann jederzeit alles noch mehrfach ändern. Auf der anderen Seite erlaubt sie, sich äußers-ten Perfektionismus zum Ziel zu setzen: Es kann immer noch besser gemacht werden, die aktuelle Version muss nicht die letzte sein, es gibt keinen natürlichen Endpunkt von Korrekturschleifen. Dabei bleibt häufig unklar oder unausgesprochen, welchen Qualitätskriterien die Texte stilistisch, formal oder argumentativ entsprechen sollen, zumal sie für ganz unterschiedliche Publikationsorte und verschieden imaginierte Adressatenkreise geschrieben werden können. Die Normensetzung, in welche Richtung redaktionelle Eingriffe und in welchem Ausmaß sie erfolgen sollen, geschieht daher in der Regel im Lektüreprozess, ausgehend vom jeweiligen textuellen Angebot der Autorinnen und Autoren, oder auch in der vergleichenden Lektüre einer Gruppe von Texten, die zur gemeinsamen Publikation bestimmt sind. Anders als in der Literatur gibt es in den Geistes- und Kulturwissenschaften zunächst auch keine ökonomischen Interessent*innen, sondern nur eine Gruppe von ersten Leserinnen und Lesern, die aus Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen bestehen, die selbst mit unterschiedlichen Standards, Interessen und Zeitbudgets arbeiten. Ihre wichtigsten Leserinnen und Leser sind – nach und neben den Herausgeberinnen und Herausgebern im Fall eines Sammelbands – häufig Hilfskräfte, die sich insbesondere mit den Formalien, aber vielleicht auch mit inhaltlich unverständlichen Passagen befassen. Diese Schar von Lesenden ist zum einen recht klein, zum anderen eine von der Scientific Community selbst erzogene Gruppe, die gerade erst dabei ist, die Standards zu ermitteln, denen die Forschung folgt. Das heißt, dass sie die Normen, an denen sie sich orientieren, vorausseilend in der Lektüre mitsetzen müssen. Man kann sich einige Spannungsfelder vorstellen, vor denen diese Leserinnen und Lesern stehen und die selbst gestandene Herausgeber*innen wissenschaftlicher Publikationen ins Grübeln bringen können: Das Gendern (so korrekt wie möglich, ohne den Stil zu beeinträchtigen); den Stil (so klar wie möglich, ohne reduktionistisch zu werden); den Wortschatz (so originell wie nötig, ohne schrullig zu werden); den Satzbau (so schlicht wie möglich, nach Möglichkeit kein Nominalstil, aber ohne unterkomplex zu werden). Noch schwieriger wird es, wenn sich die Publikation selbst nicht an ein wissenschaftliches Fachpublikum rich-

tet, sondern einen Übersetzungsauftrag für nicht-wissenschaftliche Leserinnen und Leser hat und deshalb hinterfragt werden muss, welche Begriffe, welche Inhalte vorausgesetzt werden können oder wie komplex ein Text sein darf, um seine wissenschaftskommunikative Funktion noch zu erfüllen.¹⁵ Weil verbindliche Kriterien zur Textgestalt (bis auf die ganz engen Formatierungsvorgaben) in der Regel fehlen, spielt der Vergleich mit anderen, bekannten Texten desselben Fachs oder Kontexts sowie zwischen den gemeinsam zu veröffentlichenden Beiträgen eine zentrale Rolle. Wenn Autor*innen literarischer Texte sich unter den aktuellen medialen Bedingungen in ähnlichen Schreibszenen wiederfinden wie die Autor*innen wissenschaftlicher Prosa, dann liegt der Verdacht nur allzu nahe, dass sie auch mit ähnlichen Formen des redaktionellen Umgangs mit ihren Arbeiten konfrontiert sein können.

Funktionen des Vergleichens im Schreibprozess

Das Vergleichen ist eine Form, in der ein Kollektiv Verbindungen und Relationen herstellen kann. Innerhalb der Geisteswissenschaften gilt das Vergleichen als anerkannte »Methode der Erkenntnis«¹⁶. Unter dem entsprechenden Lemma kann man in der *Enzyklopädie Philosophie* nachlesen, dass »Vergleichsverfahren neben der spezifischen Art und Weise des Vergleichs immer Bezug auf ein Vergleichskriterium [nehmen]«. Und weiter: »In vielen Fällen wollen wir Vergleiche vornehmen, ohne ein passendes Kriterium finden zu können. Ein Vergleich wird dann erst durch das *Erfinden* eines Kriteriums möglich.«¹⁷ Hier wird deutlich, dass Vergleichen nicht zuletzt immer auch eine zum Teil unbe-

15 Diese Beschreibung lässt außen vor, dass es auch Idealfälle optimierter Peer-Review-Verfahren und gewissenhafter Herausgeber*innen einschließlich professioneller Lektorate oder professionalisierte Abläufe gibt, in denen alle sehr genau wissen, was sie tun. Ein mögliches Tätigkeits- und Problemfeld, das derzeit auch zum Alltag des Schreibens wissenschaftlicher Aufsätze oder Essays gehört und das sich in den Kommentarspalten der Word-Dokumente lokalisieren lässt, ist hiermit aber vorläufig konturiert.

16 Ingolf Max, »Vergleich«, in: Hans Jörg Sandkühler (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Bd. 3 (Hamburg: Meiner, 2010), 2880–2882, hier 2880.

17 Ebd., 2881.

merkt bleibende kreative kollektive Praxis ist, in der ein Vergleichskriterium erst generiert wird.¹⁸

Der Hinweis, dass das Finden und das Erfinden eines Kriteriums im Prozess des Vergleichens verwechselt werden können, stützt sich auf Ludwig Wittgensteins Beschäftigung mit dem Verhältnis von Logik bzw. Kalkül und Alltagssprache. In Paragraph 81 der *Philosophischen Untersuchungen* heißt es dazu: »[D]aß wir nämlich in der Philosophie den Gebrauch der Wörter oft mit Spielen, Kalkülen nach festen Regeln, *vergleichen*, aber nicht sagen können, wer die Sprache gebraucht, *müsse* ein solches Spiel spielen.«¹⁹ Der erfolgreiche Sprachgebrauch macht den Anschein, als beherrschten die Sprecherinnen und Sprecher ein Spiel, dessen Regeln sie kennen und auf die sie sich im Zweifelsfall einigen könnten. Das ist aber nach Wittgenstein nicht unbedingt richtig. Ähnliches ließe sich auch über das Verfassen eines Aufsatzes sagen; zwar werden zum Beispiel Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler mit der Grammatik der Sprache, in der sie schreiben, vertraut sein, aber das heißt nicht, dass sie ebenfalls immer in der Lage sind, Auskunft über die normativen Grundlagen der Argumentationsstruktur oder des Stils ihrer Texte zu geben. Übertragen auf die korrigierende Rezeption eines Textes für die Publikation könnten lektorierende Leserinnen und Leser also einerseits dazu tendieren, Normen zu unterstellen (in dem Fall von geistes- und kulturwissenschaftlichen Aufsätzen wohl nicht diejenigen logischen Kalküls, sondern eher stilistische, argumentative) und die Korrekturen auf eine solche implizite Norm hin zu annotieren, ohne dass aber vorausgesetzt werden kann, dass die Autorinnen oder Autoren derselben Norm folgen (wollten). Sprachspiele sind nicht im Vorhinein zu regeln, ist die Aussage Wittgensteins; geisteswissenschaftliche Prosa ist nicht an stilistische und argumentative Normen zu binden, könnte man mit Blick auf das kollaborative Schreiben ergänzen.

Dass einer bestimmten Praxis keine geteilte Norm zugrunde liegt, schmälert nicht das (implizite oder explizite) Bedürfnis nach solchen Normen. Gerade die Möglichkeit, zwei Texte oder zwei Stadien ein und desselben Textes zu

18 Zur Epistemologie und (Wissenschafts-)Geschichte des Vergleichens vgl. Andreas Mauz und Hartmut von Sass (Hg.): *Hermeneutik des Vergleichens. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011).

19 Ludwig Wittgenstein, »Philosophische Untersuchungen«, in: ders. (Hg.), *Tractatus logico-philosophicus. Werkausgabe*, Bd. 1 (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2006), 224–580, hier 286.

vergleichen, verführt insbesondere in wissenschaftlichen Kontexten auch dazu, eine höhere Allgemeinheit als Ziel und Bezugspunkt anzunehmen. Hierzu schreibt Wittgenstein in Paragraph 104 der *Philosophischen Untersuchungen*: »Man prädiert von der Sache, was in der Darstellungsweise liegt. Die Möglichkeit des Vergleichs, die uns beeindruckt, nehmen wir für die Wahrnehmung einer höchst allgemeinen Sachlage.« Weil der Vergleich möglich ist und den Anschein erweckt, als ließe sich durch ihn eine höhere Allgemeinheit gewinnen, entsteht der Eindruck eines Erkenntnisgewinns, der seinerseits dazu anregt, das Vergleichen fortzuführen. Die allgemeine Sachlage wäre mit Blick auf die Korrekturpraxis dabei die anzustrebende gute wissenschaftlichen Prosa, oder allgemeiner: die möglichst perfektionierte Passung eines Textes für die jeweilige, vorgesehene Publikationsform. Sie kann implizite Normen über Satzlängen, Satzkonstruktionen, Verwendung von Fremdwörtern und Fachbegriffen, Leserführung oder argumentativer Klarheit enthalten. Setzt man für einen Augenblick voraus, dass die von Wittgenstein beobachtete Faszination, die die Möglichkeit des Vergleichens ausübt, auch auf die Rezipientinnen und Rezipienten wissenschaftlicher Texte wirkt, dann lässt sich vermuten, dass sie zum Beispiel an den Texten eines Sammelbandes gemeinsame Qualitäten herausstreichen und durch ihre Korrektur verstärken werden. Eine solche Korrektur würde nicht dazu beitragen, die singulären Merkmale von Texten zu konturieren, sondern sie würde zu einer erhöhten Wahrnehmung derjenigen Merkmale führen, wie sie in einer individuellen sozialen Gruppe, einem individuellen diskursiven Kontext, zu finden sind. An dieser Stelle lässt sich eine Beziehung von Wittgensteins sprachphilosophischen Untersuchungen zu den etwas älteren Überlegungen der Soziologie zur Entstehung von Normen und zur Verähnlichung innerhalb differenzierter sozialer Gruppen herstellen, die auch den Übergang zwischen der Untersuchung des Sprachgebrauchs und der wissenschaftssoziologischen Analyse erleichtert. Im Kapitel »Die Erweiterung der Gruppe und die Ausbildung der Individualität« von Georg Simmels *Soziologie* von 1908 kann man nachlesen:

[J]e enger der Kreis ist, an den wir uns hingeben, desto weniger Freiheit der Individualität besitzen wir; dafür aber ist dieser Kreis selbst etwas Individuelles, scheidet sich, eben weil er ein kleiner ist, mit scharfer Begrenzung gegen die übrigen ab. Und entsprechend: erweitert sich der Kreis, in dem wir uns betätigen und dem unsere Interessen gelten, so ist darin mehr Spielraum für die Entwicklung unserer Individualität; aber als *Teile des Ganzen* haben wir weniger Eigenart, dieses letztere ist als soziale Gruppe weniger in-

dividuell. Es ist also nicht nur die relative Kleinheit und Enge der Gemeinschaft, sondern auch, oder vor allem, ihre individualistische Färbung, der das Nivellement ihrer Individuen korrespondiert. Oder in ganz kurzem Schema: die Elemente des differenzierten Kreises sind undifferenziert, die des undifferenzierten Kreises differenziert.²⁰

Je differenzierter sich ein bestimmter Kreis, eine Disziplin, ein Forschungskontext also geben und verstehen möchte, desto stärker nivelliert diese Differenziertheit nach Simmel die individuellen Unterschiede zwischen den zugehörigen Personen. Mit Blick auf die Entwicklung der Schreibweise in solchen Gruppen müsste also gerade die interne Assimilation unter Mitgliedern einer Gruppe und damit die Unterstellung impliziter Normen die Voraussetzung eines kollektivindividuellen Stils und der spezifischen Qualität der Texte einer Forschungsgruppe sein. Der Vergleich untereinander erlaubt erst, dass ein Standard, ein Niveau oder ein Stil hervorgebracht und erkennbar werden. Dieser Standard wäre mit Blick auf die Schreib- und Argumentationsweise ein nicht expliziertes Mittleres, Vermittelndes, das sich zum Beispiel nur in der Reihe von Texten einer Sammelpublikation erkennen lässt. Simmel fasst zusammen, dass »die gesteigerte Individualisierung innerhalb der Gruppe [...] mit einer herabgesetzten Individualisierung der Gruppe selbst zusammengehen [wird], – und ebenso umgekehrt«. ²¹ Gerade dann, wenn ein Herausgeber*innen-Team also eine möglichst kohärente Forschungslandschaft abbilden will (etwa im Format eines Handbuchs), trägt auch die Verähnlichung der Schreibweisen untereinander zur Individualität und Sonderstellung des gemeinsamen Projekts bei und deshalb vermutlich – intuitiv oder explizit gefordert – auch zum Erfolg der Gruppe und zur Sichtbarkeit ihres *kollektivindividuellen* Ergebnisses. Die Vergleichbarkeit der Texte auf formaler Ebene steigt dabei durch quantitative Analysen, wie der Überprüfung der Zahl der Zeichen oder Wörter, bis hin zur Untersuchung komplexerer Merkmale, etwa dem Durchsuchen ganzer, für den Satz vorbereitender Manuskripte auf gehäuftes Auftauchen von Füllwörtern wie »durchaus«. Wenn das Vergleichen es erlaubt, zu standardisieren und eine bestimmte Qualität zu gewährleisten und das auch auf die stilistische Ebene angewendet wird, dann wird man – mit Simmel und Wittgenstein – durch

20 Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe*, Bd. 11 (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992), 797.

21 Ebd., 799.

die Angleichung der Texte aneinander ein gewisses Mittelmaß voraussetzen müssen, um diesen Qualitätsstandard zu halten. Der Standard und die Wahrnehmung der individuellen Gruppe *als individuell* würden sinken, wenn es unter ihren Mitgliedern starke, persönlich-individuelle Abweichungen gäbe. Auf der anderen Seite legen diese Beobachtungen den Verdacht nahe, dass gerade an den Orten digitalen akademischen Schreibens, die von den Marktesetzen anderer, künstlerischer oder pop-kultureller Stilgemeinschaften und den sozialen Medien eher unabhängig erscheinen, Prozesse ablaufen könnten, die Konsense des stilistisch Erträglichen, Machbaren, Sinnvollen, kurz: vielleicht auch Mediokren begünstigen, die innerhalb der Literaturwissenschaft derzeit gern umgekehrt den Effekten sozialer Medien und der Ausbildung neuer Stilgemeinschaften zugeschrieben werden.²² Das hieße, dass gerade dort, wo redaktionell geprüft wird, nämlich bei den professionell herausgegebenen wissenschaftlichen Sammelwerken, stilistisch Mediokres begünstigt wird, weil die Korrekturen nur mithilfe von tendenziell prozessual entwickelten Normen annotiert werden können, die im Zweifel eher der Vorsicht oder der übermäßigen Akkuratess folgen werden. Gerade die »Track Changes«-Funktion erlaubt es ungeübten Kritikerinnen und Kritikern, die in ihrer Lektüre dennoch akribisch sein möchten, sich der Einschätzung des Ganzen durch minutiöse Stellen- und Stillektüre möglicherweise zu enthalten und es so doch durch Normalisierung des Ausgesagten und Glättung des Stils zu beeinflussen. Solche problematischen Änderungen lassen sich von geübten Autoren und Autorinnen identifizieren und ignorieren, kosten aber dennoch die Kraft des Ablehnens und werfen die ständige Frage danach auf, was dem eigenen Stil entspricht. Sie machen ihn höchst bewusst und kontrolliert – das mag zur Optimierung bestimmter Merkmale führen oder auch nicht. Es ist nicht gesagt, dass auf formaler Ebene zur Qualität beiträgt, was auf inhaltlicher und methodischer Ebene in den Wissenschaften gültig ist: dass nämlich der Vergleich unterschiedlichster Perspektiven und Wahrnehmungsweisen zum hohen Standard und zur stetigen Verbesserung beiträgt.

22 Zunehmende Standardisierung und das Vergleichen zwischen einer großen Masse von Texten wären auch mögliche Ursachen für die wahrgenommene Angleichung im Sinne eines »International Style«, vgl. Baßler, *Populärer Realismus*.

Literarische Kritik des Vergleichens

Für das Schreiben literarischer Texte scheint ihre Unvergleichlichkeit lange eine implizite Norm gewesen zu sein; und das galt nicht nur für den Text, sondern auch für die Art seiner Entstehung. Das zeigt etwa das Beispiel der Schriftstellerin Patricia Highsmith und ihrer Reflexionen auf das eigene Schreiben in Form ihrer Tage- und Notizbücher. Für die Beobachtung veränderter Schreibweisen sind diese Tagebücher auch deshalb interessant, weil die Autorin ihre Arbeit hier eingebunden in den Zusammenhang ihres Lebens von den ersten literarischen Versuchen an kommentiert und reflektiert. Die 2021 in Auswahl auch auf Deutsch erschienenen Tagebücher dokumentieren den Zeitraum von 1941 (zu diesem Zeitpunkt war Highsmith 20 Jahre alt) fast bis zu ihrem Tod im Jahr 1995. Von Anfang an versucht sie, ihr Schreiben gegen ökonomische Zwänge und Interessen durchzusetzen, wobei sie gleichzeitig immer gewillt war, ihre Texte zu verkaufen. Mit Rückschlägen und Eingriffen ihrer Lektorinnen und Lektoren wusste sie umzugehen.

Eine verdichtete Auseinandersetzung mit ihrem Handwerk findet sich außerdem in der kurzen Handreichung für Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit dem Titel *Suspense oder Wie man einen Thriller schreibt*, in der Highsmith explizit auch auf Misserfolge eingeht. Selbstironisch und doppeldeutig beschreibt sie in einem kurzen Kapitel mit der Überschrift »Polizeiverhalten«, welche Schwierigkeiten ihr die adäquate Darstellung von Polizei-Szenen bereiteten: »Oft erteilt einem der Verlagslektor einen Rüffel und bemerkt etwa: ›Polizeiverhalten zu schlampig.«. Highsmith nimmt seine Hinweise ernst, fügt sich aber nicht unbedingt in die Änderungswünsche:

Einmal wurde ich wegen der Knüppelmethoden der Polizei in *Der Stümper* ins Gebet genommen; von der Verifizierung meiner Story hing es ab, ob ›Cosmopolitan‹ sie auszugsweise erwerben würde. Ich hatte den Hauptteil des Buches in Texas geschrieben und mich deshalb schon damals mal mit einem Kriminalbeamten der Mordkommission in Fort Worth über diesen Punkt unterhalten. Ich hatte ihn gefragt, ob die Polizei physische Gewalt anwende – Schläge und Gummiknüppel –, und ihm genau gesagt, wie weit die Brutalität der Polizei in meinem Buch ging. Er hieß alles gut, was ich geschrieben hatte und fügte mit breitem Grinsen, das Genugtuung verriet, hinzu: ›Wenn so ein Kerl vor uns steht, und wir haben Grund, ihn für schuldig zu halten, dann nehmen wir ihn in die Mangel, da kennen wir nix.‹ Also ging ich jetzt von Greenwich Village, wo ich wohnte, auf ein Polizeirevier in Lower Manhattan, das mir genannt worden war, und legte dem Beamten die gleiche Frage

vor. Ich sagte ihm, was ich geschrieben hatte, und auch er bestätigte alles. Ich konnte also dem Redakteur von ›Cosmopolitan‹ berichten, die Story sei offiziell abgesegnet.²³

Auch Highsmith arbeitet mit einem Vergleich, aber nicht zwischen der Perspektive ihres Lesers oder ihrer Leserin, der darin enthaltenen Norm und ihrem Text, sondern mit einem Realitätsabgleich, den der Besuch in zwei Polizeiwachen leisten soll. Damit setzt sie die Erwartungshaltung des prüfenden Lektors außer Kraft, die eine handfeste Bedrohung ihrer Story darstellt. Mit dem »Polizeiverhalten« des Lektors kann Highsmith nicht zuletzt deshalb umgehen, weil sie ihren Gegner kennt: Die Erwartungshaltungen der Zeitschrift sind klar definiert und sie werden von einem individuellen Redakteur vertreten. Highsmith hält dem Redakteur ›reale‹ Polizeigewalt entgegen, indem sie ihre Textpassage von einem Polizisten »absegnen« lässt, der zum Gewährsmann für die Korrespondenz von Literatur und realer Erfahrung wird. Darin unterscheidet sich die Form des Lektorats von der weiter oben dargestellten, digitalen Praxis einer Vielzahl annotierender Stimmen, wie sie durch Tools wie »Änderungen nachverfolgen« möglich wird, und die eine ganz andere, breiter aufgestellte und tendenziell anonymisierte normative Wirkung entfalten können: Nicht eine Sichtweise und Erfahrung wird in der digitalen Lektüre in der Regel zum Maßstab, sondern die tendenziell objektivierende, aber dabei von der singulären Erfahrung abstrahierende Mischung der Leseindrücke und -erwartungen. Highsmiths Konstellation im Lektoratsprozess hingegen ist modern und funktioniert ›prädigital‹. In ihr prallt das Zögern eines vorsichtigen Redakteurs auf der einen Seite, der die Szene nicht in sein Weltbild integrieren kann oder eventuell auch Empfindlichkeiten bei seinen Leserinnen und Lesern befürchtet, auf Highsmiths empirische Verifizierung ihres Plots auf der anderen Seite, die die Lektorenperspektive entkräftet. Über die Perspektiven von Autorin, Redakteur und Polizist hinaus spielen auf dem Weg zur Veröffentlichung keine weiteren, konventionalisierten oder unterstellten Normen eine Rolle. Highsmith wählt bei den von ihr geschilderten Herausforderungen entsprechend eine Lösung, die sich auf die Abstimmung innerhalb eines überschaubaren Kollektivs beschränkt, und die sie noch in der Terminologie von »Individualität« und »Persönlichkeit« beschreibt: »Es gibt beim Schreiben kein geheimes Erfolgsrezept, es gibt nur Individualität, oder, wenn man so

23 Patricia Highsmith, *Suspense oder Wie man einen Thriller schreibt* (Zürich: Diogenes, 1985), 95.

will, Persönlichkeit.«²⁴ Deshalb stellt sie auch bewusst keine Normen auf, nach denen andere sich richten sollten, sondern berichtet aus der Praxis, in der – wie im Fall des Lektorats-Beispiels – jeweils ein nützlicher Maßstab für einen konkreten Text gesetzt wird. Das bedeutet nicht, dass es lediglich darum ginge, eine idiosynkratische Autorinnen-Perspektive durchzusetzen; im Gegenteil: Der Weg, auf dem Highsmith zu ihrem Text gelangt, ist von Anfang an ein kooperativer, über Recherche, Lektüre und erneute Recherche. Aber der Rahmen, in dem diese Kooperationen stattfinden, und die Zuständigkeiten der einzelnen Akteur*innen sind klar umrissen.

Auch wenn aus Highsmiths Tagebüchern hervorgeht, dass sie stets in engen Kontakt mit anderen Schriftsteller*innen, Redakteur*innen, Kunst- und Kulturschaffenden eingebunden war und an der Universität Erfahrung in der »Schreibpraxis«²⁵ sammelte, allerdings nie ein Literaturinstitut besucht hat, zeigt sich immer wieder die Notwendigkeit zu Rückzug, Isolation und zur Abgrenzung des eigenen Schreibens. In einem Eintrag vom 11. Februar 1979 hält Highsmith eine etwas andere Perspektive auf das Vergleichen fest:

Wie man unglücklich ist: Vergleiche dich mit anderen Leuten – die es vielleicht gar nicht gibt –, die es vielleicht besser oder schneller geschafft haben als du. Wie man glücklich ist: Sag dir, dass du auf dem richtigen Weg bist, auch wenn es nicht stimmt, dass du fröhlich und effizient bist, auch wenn du es nicht bist.²⁶

Während der Abgleich der realen Erfahrung des Polizisten mit der beschriebenen Szene der Arbeit zuträglich ist, erscheint das generelle Vergleichen oder Qualifizieren schriftstellerischer Arbeitshaltungen, von Texten oder Biografien nicht zum »Glück« beizutragen. Bei diesem »Glück« geht es um eine der Autorin persönlich mögliche Form von Glück auf ihrem notwendig teils auch zurückgezogenen Weg, der von der Lebensgeschichte aller anderen massiv abweichen kann und im Dienst literarischer Textproduktion steht, deren Erfolg nicht mit gängigen Qualitätsstandards messbar ist. (In einem deutlich früheren Eintrag hat Highsmith vermerkt, dass das Glück grundsätzlich nichts für

24 Ebd., 8.

25 Patricia Highsmith, *Tage- und Notizbücher*, hg. v. Anna von Planta (Zürich: Diogenes, 2021), 62.

26 Ebd., 1223.

Schriftsteller*innen sei, weil es an einer bestimmten Haltung zur Kompromissbereitschaft hinge, im Kleinen wie im Großen.) Highsmith spricht von einer Form des Glücks jenseits des Vergleichs, die mit einer Textproduktion vereinbar ist, die voraussetzt, sich im Schreiben nicht ständig mit allen anderen zu vergleichen. Ihre Literatur bewegt sich damit auf dem schmalen Grad des Ausdrucks und der Darstellung von Erfahrung, die sich nicht abschottet, sondern die mitteilbar bleiben muss – wie auch immer. Sie ist – entgegen des Wortgebrauchs der Autorin – nicht »individuell« auf ihre Person beschränkt, sondern in einer überschaubaren Weise kooperativ; in einer Weise, die dem Zweck der Textproduktion dient. Nicht zuletzt ist auch der Verzicht auf Interaktion – oder umgekehrt: das Nicht-Intervenieren – eine Form der Kooperation.

Kooperationen zwischen Literatur und Wissenschaft

Innerhalb der Institutionen sind Schreibschulen heute ein möglicher Ort, in denen Spannungen durch unterschiedliche Erwartungen an Texte und Textproduktion entstehen können. Die Reflexion darauf zeigt sich in der Literatur unter anderem in »Betriebsromanen«, zu denen auch Leif Randts 2015 erschienener *Planet Magnon* zählen kann, sofern man ihn als »allegorische Auseinandersetzung mit dem Literaturbetrieb, seinen Ausbildungsstätten und Publikationsformen« deuten möchte.²⁷ Dieser Roman, dessen Setting zwischen Godards *Alphaville*, J. K. Rowlings *Harry Potter* und George Lukas' *Star Wars* schwankt, flirtet nicht nur mit dem Genre der Science-Fiction, sondern positioniert sich auch bewusst unentschieden zwischen elitärem Autorenkino und Popkultur. Der Protagonist und hochgradig selbstreflektierte Erzähler ist Teil des Dolfín-Kollektivs, das sich durch »aparte Attraktivität, hochwertige Fabrikate, Experimentierfreude« und »wortkarge Sachlichkeit« auszeichnet.²⁸ Es steht mit seiner Haltung der »Postpragmatic Joy« in Konkurrenz zu anderen Kollektiven von anderen Planeten und deren Praktiken. Kontrolliert wird das Gleichgewicht zwischen den Kollektiven wie auch die Erstzuordnung zu einem Kollektiv von der regierenden künstlichen Intelligenz »Actual Sanity«.

27 So Wolfgang Hottner, »Betriebsromane«, in: Kevin Kempke, Lena Vöcklinghaus, Miriam Zeh (Hg.), *Institutsprosa, Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf akademisches Schreiben* (Leipzig: Spector Books, 2019), 160–176, hier 169.

28 Leif Randt, *Planet Magnon* (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2017), 284.

Ausschlaggebend für die Identifikation als Betriebsroman ist die zentrale Bedeutung des Schreibens innerhalb der einzelnen Kollektive. Diese müssen Schreibaufgaben ausführen, wobei es das erklärte Ziel der einzelnen Akademie-Absolventinnen und -Absolventen ist, im »Almanach« ihres jeweiligen Kollektivs archiviert zu werden.²⁹ Dafür müssen sie den richtigen Ton und den Stil ihres Kollektivs treffen. Neben diesen recht direkten Hinweisen auf die Publikationspraxis von Schreibinstituten, die nicht ohne Konkurrenz und Kohärenz zwischen den Schreibweisen der zugehörigen Individuen auskommt, zeigt der Roman auch, dass jedes Kollektiv um die Aushandlung der bestmöglichen Relationen (zwischen Kollektiven wie auch zwischen Individuen) bemüht ist:

Wenn wir Dolfins von Liebe sprechen, werden wir oft falsch verstanden. Insbesondere Kollektive, die es schon vor Actual-Sanity gegeben hat, kritisieren unsere Konzeption. Wir würden verbindliche Paarbeziehungen letztlich nur verweigern, weil wir keine Verantwortung übernehmen wollten. Dabei sind Liaisons jederzeit möglich bei uns, nur sind sie bis zum Best Age zeitlich begrenzt, was uns jedoch nicht daran hindert, substantielle Emotionen füreinander zu entwickeln. Gerade weil sich die Frage der Duo-Partnerschaft mit all ihren tradierten Konsequenzen für uns gar nicht erst stellt, ist die Zusage eines langfristig anregenden Miteinanders umso wahrscheinlicher, wenn nicht sogar eine postpragmatische Selbstverständlichkeit. Wir Dolfins unterstützen uns gegenseitig, wir sind füreinander da, aber nicht aneinander verloren.³⁰

Die Vorstellung »füreinander da, aber nicht aneinander verloren« zu sein, verspricht ein Miteinander, das zwar Solidarität und Intimität unter vielen, aber keine Vereinnahmung kennen soll. Aufs Schreiben übertragen, ließe sich sagen: Hier binden sich Autor*innen nicht an eine*n einzelne*n Leser*in, sondern an ein Kollektiv von Leser*innen, die ihnen jeweils andere Eindrücke vermitteln und ihnen sowohl ihre Autor*innenrolle, ihren Stil und ihren Text jeweils anders spiegeln können. Deutlich wird aber ebenfalls eine manipulative Seite, die sich im Verlust von Individualität bei den Hauptfiguren abzeichnet, oder im Fokus auf Wettbewerb und Vergleich; und nicht zuletzt auf stilistischer Ebene in einer sichtbaren Schreibweise der Glättung (in der innerdie-

29 Hottner, »Betriebsromane«, 170. Hottner verweist auf die Ähnlichkeiten dieser Almanache zu Literaturinstituts-Publikationen wie der Hildesheimer BELLAttriste.

30 Randt, *Planet Magnon*, 42.

getischen Schreibpraxis wie auch im Roman selbst), die als markiert »postliterarisch[]« gelten kann.³¹ Darin adressiert der Roman auf mehreren formalen Ebenen eine Problematik der Verähnlichung durch kollektive Praktiken, die für Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Ausbildungszusammenhängen und in der darauffolgenden Arbeitspraxis ganz real existieren. Der Roman *Planet Magnon* demonstriert dabei auch, dass sich einmal entwickelte Relationen verändern lassen – die Planeten und ihre Kollektive operieren nicht isoliert, sondern stehen in Austausch und verwandeln einander. Dystopisch bleibt hingegen die Kontrolle durch das vorgeschaltete »Betriebssystem«³² »Actual Sanity«, ein Programm, dessen Regeln schwer zu durchschauen sind. Auffällig ist der Unterschied zu Highsmiths Selbstinszenierung als Autorin, die in Paratexten zu ihren Romanen (dem Handbuch zum Thriller-Schreiben wie auch in den Tagebüchern) ihre Unabhängigkeit vom literaturbetriebsinternen Vergleichen demonstriert. Wenn verglichen wird, dann nur in zugespitztem Abgleich mit der Realität: Die Recherche rechtfertigt ihre Art zu schreiben, nicht die Erwartungen der Leser*innen oder die Konformität ihrer Texte. Bei Randt ist der Zwang zum Vergleich und zur Eingliederung hingegen direkt in den Roman eingegangen; er bestimmt sowohl Thema als auch Form mit. Anstatt einen Ausweg aus dieser Form der kollektiven Bestimmung von Schreiben und Texten zu finden, stellt *Planet Magnon* sie als Problem zunächst einmal dar.

Der Spielraum der Literatur beschränkt sich nicht darauf, diesen Zustand zu beklagen. Vielmehr wird in aktuellen literarischen Projekten auch ästhetisch adressiert, wie neue Normen in die Schreibprozesse eingehen und die Resultate verändern. Als ein Projekt, das in diese Richtung geht, könnte man das »Label für Content« *Tegel Media* von Leif Randt und Jakob Nolte deuten. Auf der Website werden in vereinheitlichender 00-Jahre Internet-Ästhetik vorwiegend PDFs zum Download bereitgestellt. Das PDF stellt mit seiner unveränderbaren Oberfläche einen auf eigenwillige Weise perfektionierten Gegenpol zur Dauerschleife der Korrektur und Überarbeitung dar.³³ Die Texte werden

31 Claude Haas, »Neue Normalitäten – Stil heute«, in: Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin (Hg.), *25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin* (Berlin: CWZ, 2021), 80–86, hier 84.

32 Hottner, »Betriebsromane«, 176.

33 Zur Ästhetik des PDFs vergleiche auch: Wolfgang Hottner, »Vorderseitigkeit. Überlegungen zur Ästhetik des PDFs«, in: Hanna Hamel und Eva Stubenrauch (Hg.), *Wie postdigital schreiben? Neue Verfahren der Gegenwartsliteratur* (Bielefeld: transcript, 2023), 129–156.

dabei nicht nur in ihrer Textform, sondern zum Beispiel in poppig anachronistischer Word-Optik in großen Schriftgrößen präsentiert, arrangiert im essayistisch-programmatisch von Manuel Bürger konzipierten »Slippery Design«.³⁴ Diese Gestaltung führt zu einem parodistisch überformten Corporate Design, in dem die Texte in einer seriellen Ästhetik aneinander angeglichen werden, aber zugleich individuelle Noten behalten. Die Beiträge spielen unter anderem die Frage an die reflektierenden Betrachterinnen und Betrachter zurück, welche Erwartungshaltungen und Normen sie an Texte herantragen, wann und wo diese entstanden und wie verlässlich sie sind. Das PDF-Format setzt dabei einen Endpunkt, ähnlich der Publikation eines Buches; im Format des PDFs wird ein »Endprodukt« abgesegnet, das zwar in spezifischer Form ähnlich seiner Umgebung ästhetisiert ist, das aber auf vergleichbare Weise wie Highsmiths Faktencheck bei der Polizei dem Überarbeitungsprozess zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Ende setzt. Wurde eine Datei einmal ins PDF konvertiert, ist sie »abgesegnet«, ganz gegen die Logik kollaborativer, sich stets fortschreibender, immer weiter kommentierbarer Netz- und Plattformliteratur. Der ewige Prozess des Kommentierens wird im PDF dogmatisch abgebrochen. Diese ästhetische Setzung gegen die Erwartungshaltung der beweglich bleibenden, stetigen Selbstoptimierung hat auch etwas Entlastendes: Der Text stellt sich zwar der Kritik, denn er wird ja veröffentlicht; aber die Kritik ist nicht mehr in der Lage, ihn zu transformieren. Die Arbeit ist abgeschlossen, Änderungen werden nicht mehr zugelassen und auch nicht mehr nachverfolgt.

Sehr zugespitzt könnte man daraus schließen, dass sich diese Art der Online-Publikation dem Potenzial ihrer stetigen Verbesserung und Optimierung entziehen möchte. Der Auftrag zur endlosen Optimierung kommt dabei nicht nur von einer »Stilgemeinschaft« (online oder analog), die mitschreiben und auf möglichst vertraute Weise bedient werden möchte, sondern auch aus den Wissenschaften bzw. der Literaturwissenschaft und ihren Schreib- und Lesepraktiken selbst. Man könnte weiter zuspitzen, dass die Wissenschaften gar nicht erst durch ihre Kritik und ihre direkte Reaktion auf Literatur, sondern bereits durch die paradigmatische Praxisform der permanenten, vergleichenden Optimierung Maßstäbe setzen, die auch abseits ihrer institutionellen Grenzen und Praktiken Arbeitsweisen und Textproduktion beeinflussen und verändern. Bemerkenswert erscheint dabei, dass man für diese Beobachtung gar nicht mehr der Idee von modernem Fortschritt oder gar von Teleologie von

34 Manuel Bürger, »Slippery Design. The Essay«, *The Laboratory of Manuel Bürger*, <https://manuelbuerger.com/slipperydesign-en> [abgerufen am 01.11.2022].

Arbeitsprozessen anhängen muss; es reicht, die Dinge – hier: die Texte – von ihrer Prozessualität her und unter dem Aspekt der kollektiven Kooperation zu betrachten, um zu legitimieren, dass sie stets noch zu überarbeiten und zu ergänzen sein könnten. Was dabei als gelungene Kooperation und geglückter Verbesserungsprozess wahrgenommen wird, ist häufig ein Resultat impliziter, durch Praktiken des Vergleichens gewonnener Normen. Manchmal sind es nur noch ein schließlich notwendig gewordener pragmatischer Zugang oder ein äußerer Zwang, die den Optimierungsprozess abrechnen können. Für die Frage, wie ein Kollektiv oder eine Gruppe in der gemeinsamen Textbearbeitung zu einem Endpunkt kommt oder wie sie ihre Vorschläge und Korrekturen auch kontrolliert und beschränkt, scheint es noch keine normativen Vorstellungen zu geben, die nicht allein einer Machbarkeits- und Optimierungslogik folgen. Als man noch der Idee eines souveränen Autorsubjekts anhing, war zumindest geklärt, wer für den dogmatischen Abbruch des Schreibprozesses sorgen sollte. Aber welche Instanz entscheidet heute, dass es nun einmal gut, dass der Text fertig ist? Im Zweifel übernimmt es – in der Wissenschaft und in der Literatur – die so genannte Deadline.

Literaturverzeichnis

- Barthes, Roland. »An das Seminar«. In: Johanna-Charlotte Horst, Johannes Kagerer, Regina Karl, Vera Kaulbarsch, Johannes Kleinbeck u.a. (Hg.), *Unbedingte Universitäten. Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee*, 17–26. Zürich: Diaphanes, 2010.
- Baßler, Moritz. *Populärer Realismus. Vom International Style gegenwärtigen Erzählens*. München: Beck, 2022.
- Bürger, Manuel. »Slippery Design. The Essay«. *The Laboratory of Manuel Bürger*. <https://manuelbuerger.com/slipperydesign-en> [abgerufen am 01.11.2022].
- Campe, Rüdiger. »Die Schreibszene, Schreiben«. In: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Stationen offener Epistemologie*, 759–772. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991.
- Campe, Rüdiger. »Writing Scenes and the Scene of Writing. A Postscript«. *Modern Language Notes* 136, Nr. 5 (2022): 1114–1133.
- Cixous, Hélène. »Appendix: An Exchange with Hélène Cixous«. In: Verena Andermatt Conley, *Hélène Cixous: Writing the Feminine*, 129–161. Lincoln/London: University of Nebraska Press, 1984.

- Ehrmann, Daniel, und Thomas Traupmann (Hg.). *Kollektives Schreiben*. Paderborn: Brill/Fink, 2022.
- Fleck, Ludwik. *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hg. u. kommentiert von Sylwia Werner und Claus Zittel, 411–412. Berlin: Suhrkamp, 2011.
- Goethe, Johann Wolfgang. »Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt«. In: ders., *Sämtliche Werke, Bd. 4.2*, hg. v. Klaus H. Kiefer u. a., 321–332. München: Hanser, 2006.
- Goldsmith, Kenneth. *Uncreative Writing*. New York: Columbia University Press, 2011.
- Haas, Claude. »Neue Normalitäten – Stil heute«. In: Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin (Hg.), *25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin*, 80–86. Berlin: GWZ, 2021.
- Highsmith, Patricia. *Suspense oder Wie man einen Thriller schreibt*. Zürich: Diogenes, 1985.
- Highsmith, Patricia. *Tage- und Notizbücher*, hg. v. Anna von Planta. Zürich: Diogenes, 2021.
- Hottner, Wolfgang. »Betriebsromane«. In: Kempke, Kevin, Lena Vöcklinghaus, Miriam Zeh (Hg.), *Institutsprosa, Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf akademisches Schreiben*, 160–176. Leipzig: Spector Books, 2019.
- Hottner, Wolfgang. »Vorderseitigkeit. Überlegungen zur Ästhetik des PDFs«. In: Hanna Hamel und Eva Stubenrauch (Hg.), *Wie postdigital schreiben? Neue Verfahren der Gegenwartsliteratur*, 129–156. Bielefeld: transcript, 2023.
- Kempke, Kevin, Lena Vöcklinghaus, Miriam Zeh. »Einleitung: »Institutsprosa« als poetologisch-soziologischer Analysebegriff«. In: dies. (Hg.), *Institutsprosa. Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf akademisches Schreiben*, 5–28. Leipzig: Spector Books, 2019.
- Kirschenbaum, Matthew. *Track Changes. A Literary History of Word Processing*. Cambridge, MA/London: Belknap Press of Harvard University Press, 2016.
- Landow, George Paul. *Hypertext 2.0. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1997.
- Mauz, Andreas und Hartmut von Sass (Hg.). *Hermeneutik des Vergleichens. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparativer Verfahren*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011.
- Max, Ingolf. »Vergleich«. In: Hans Jörg Sandkühler (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie*, Bd. 3, 2880–2882. Hamburg: Meiner, 2010.

- Otto, Isabell, Samantha Schramm, Tristan Thilemann, Nacim Ghanbari (Hg.). *Kollaboration. Beiträge zur Medientheorie und Kulturgeschichte der Zusammenarbeit*. München: Fink, 2018.
- Porombka, Stephan, Wolfgang Schneider, Volker Wortmann (Hg.). *Kollektive Kreativität*. Tübingen: Francke, 2006
- Randt, Leif. *Planet Magnon*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2017.
- Simmel, Georg. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe*, Bd. 11. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.
- Spoerhase, Carlos und Erika Thomalla (Hg.). *Werke in Netzwerken. Kollaborative Autorschaft und literarische Kooperation im 18. Jahrhundert*. Schwerpunktheft, *Zeitschrift für deutsche Philologie* 2 (2020).
- Scholl, Sabine. »Angewandte-Professorin Steinbuch: ›Der Kanon war ein Machtinstrument«. Interview«. *Der Standard*, 11.12.2021. <https://www.derstandard.at/story/2000131801312/angewandte-professorin-steinbuch-der-kanon-war-ein-machtinstrument> [abgerufen am 24.10.2022].
- Theisohn, Philipp und Christine Weder (Hg.). *Literaturbetrieb. Zur Poetik einer Produktionsgemeinschaft*. Paderborn: Fink, 2013.
- Wittgenstein, Ludwig. »Philosophische Untersuchungen«. In: ders. (Hg.), *Tractatus logico-philosophicus. Werkausgabe*, Bd. 1, 224–580. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2006.

Praxeologische Überlegungen zum Vorwurf des Ungelesenen

Friederike Schruhl

Abstract *Im vorliegenden Beitrag wird der Vorwurf des Ungelesenen als Konstituens (literatur-)wissenschaftlicher Arbeit unter einer praxeologischen Perspektive porträtiert und als Resultat einer impliziten Vergleichsoperation vorgestellt. Hierfür wird zunächst argumentiert, dass sich der Vorwurf des Ungelesenen nur vor dem Hintergrund einer paradoxalen Konstellation angemessen verstehen lässt: Zu reflektieren ist einerseits, dass der Vorwurf des Ungelesenen durch die Norm der integralen Lektüre informiert ist; andererseits gilt es in Rechnung zu stellen, dass angesichts der Fülle an (potenziell) einschlägiger Literatur vieles ungelesen bleiben muss. Um den Vorwurf zu erheben, aber auch um ihn (präventiv) zu entkräften, vergleichen (Literatur-)Wissenschaftler*innen ihre Lektüre mit den Lektüreerwartungen der (imaginierten) epistemischen Gemeinschaft und selektieren ihre Lesemodi entsprechend. Durch die Kombination unterschiedlicher Lesemodi wird es möglich, mit der strukturellen Überforderungssituation umzugehen und nicht nur das Gelesene, sondern vor allem auch das Ungelesene zu verwalten.*

»To start with, look at all the books.«¹ Der 2011 erschienene Universitätsroman *The Marriage Plot* von Jeffrey Eugenides hebt mit der Aufforderung an, den Blick auf die Bibliothek der Protagonistin, einer Studentin der englischen Literaturgeschichte, zu richten.

There were her Edith Wharton novels, arranged not by title but date of publication; there was the complete Modern Library set of Henry James, a gift from her father on her twenty-first birthday; there were the dog-eared paperbacks assigned in her college courses, a lot of Dickens, a smidgen of Trollope, along with good helpings of Austen, George Eliot, and the redoubtable

1 Jeffrey Eugenides, *The Marriage Plot* (New York: Farrar, Straus and Giroux, 2011), 3.

Brontë sisters. There were a whole lot of black-and-white New Directions paperbacks, mostly poetry by people like H.D. or Denise Levertov.²

Auf die Ordnung der Titel folgt die Beschreibung der Lektürepraxis: »She'd read each and every one, often multiple times, frequently underlining passages [...].«³ Dieser Auftakt dient zum einen der Charakterisierung der Protagonistin als engagierter Literaturstudentin durch die nahezu topische Engführung von Figurentypisierung und Lektüregewohnheit.⁴ Zum anderen rekurriert die Vorführung des vollständigen, wiederholenden und ›bearbeitenden‹ Lektüremodus auf eine verbreitete Idealvorstellung des akademischen Leseverhaltens: Während Laienleser*innen die Unterbrechung, die Konzentrationslosigkeit, das Abschweifen oder Auslassen zugebilligt wird, zeichneten sich – so ließe sich das hier aufgerufene Kontrastbild erfassen – professionelle Leser*innen erst durch eine kontinuierliche, kompromisslose und umfassende Lektüredisziplin aus.

Dass das genaue, wiederholende und konzentrierte Lesen ›mit Stift‹ wie im oben genannten Beispiel unbestritten zu den »ältesten und allgegenwärtigsten wissenschaftlichen Praktiken«⁵ und zu den zentralen »scholarly primitives«⁶

2 Ebd.

3 Ebd., 4.

4 Diese Bezugnahme, auf die im Folgenden nicht eigens eingegangen werden kann, wird in den weiterführenden Textsequenzen ausgestellt, etwa wenn die Protagonistin mit Blick auf ihre Bibliothek als »unheilbar romantisch« charakterisiert wird: »There was, in short, this mid-size but still portable library representing pretty much everything Madeleine had read in college, a collection of texts, seemingly chosen at random, whose focus slowly narrowed, like a personality test, a sophisticated one you couldn't trick by anticipating the implications of its questions and finally got so lost in that your only recourse was to answer the simple truth. And then you waited for the result, hoping for ›Artistic, or ›Passionate‹, thinking you could live with ›Sensitive‹, secretly fearing ›Narcissistic‹ and ›Domestic‹, but finally being presented with an outcome that cut both ways and made you feel different depending on the day, the hour, or the guy you happened to be dating: ›Incurably Romantic.« Eugenides, *The Marriage Plot*, 3. Vgl. hierzu die Anmerkungen und Hinweise in Laura M. Reiling, *Academia. Praktiken des Raums und des Wissens in Universitätserzählungen* (Bielefeld: transcript, 2021), 172.

5 Harald Lordick u.a., »Digitale Annotationen in der geisteswissenschaftlichen Praxis«, *BIBLIOTHEK – Forschung und Praxis* 40, Nr. 2 (2016): 187.

6 John Unsworth, »Scholarly Primitives«, Symposium »Humanities Computing: formal methods, experimental practice«, Institute for Advanced Technology in the Humanities, King's College, London (13.5.2000), https://people.brandeis.edu/~unsworth/King_s.5-00/primitives.html [abgerufen am 5.6.2023].

zählt, wurde in der wissenschaftshistorischen Forschung bereits mehrfach bekräftigt.⁷ Ebenso bekannt ist allerdings, dass diese integrale Form des Lesens zwar eine äußerst prominente und häufig idealisierte, vor allem aber nur eine Variante unter sehr vielen Lesemodi darstellt:

Gelesen wird nicht nur laut und leise, schnell und langsam, kursorisch und statarisch, extensiv und intensiv oder gemeinsam und einsam, sondern auch gebunden an bestimmte Körpertechniken im Sinn von Marcel Mauss oder Michel de Certeau, also z.B. hinsichtlich Stellungen wie Liegen, Sitzen, Stehen oder Gehen oder Gesten wie Bücher Halten, Seiten Umblättern, Zeilen unterstreichen etc.⁸

Das akademische Lesen ist zudem »ein permanentes Hin- und Herblättern. Ein intensives Arbeiten mit Inhaltsverzeichnissen und Registern. Ein konstantes Unterbrechen der Lektüre, um zu unterstreichen und zu annotieren.«⁹ Man könnte sogar wie Carlos Spoerhase zu dem Schluss kommen, dass Geisteswissenschaftler*innen »Spezialisten für diskontinuierliche Lektüre«¹⁰ sind bzw. sich ihre Profession dadurch auszeichnet, sich projektbezogen, kontextabhängig und zweckorientiert des jeweils angemessenen Lektüremodus bedienen zu können.

Diese vielfältigen Lektürewesen, so die These meines Beitrages, dienen auch – und oftmals sogar primär – dazu, mit der Problematik des Ungelesenen umzugehen. Denn einerseits ist die Unterstellung, etwas gar nicht oder nicht vollständig respektive gründlich gelesen zu haben, ein brisanter, zuweilen auch folgenreicher Vorwurf, dem sich (Geistes-, mithin Literatur-)Wissenschaftler*innen ausgesetzt sehen können.¹¹ Andererseits reicht die Lebenszeit

7 Für umfassendere Leseforschungen s. bspw. Leah Price, *What we talk about when we talk about books. The History and Future of Reading* (New York: Basic Books, 2019).

8 Nicolas Pethes, »Leseszenen. Zur Praxeologie intransitiver Lektüren in der Literatur der Epoche des Buchs«, in: Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber, Sanna Schulte (Hg.), *Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität* (Heidelberg: Winter Universitätsverlag, 2020), 101–132, hier 106.

9 Carlos Spoerhase, »Lese lieber ungewöhnlich«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3.11.2015.
10 Ebd.

11 Eine solche Vorwurfserwartung ist natürlich nicht auf das akademische Milieu begrenzt. Hole Rößler erinnert in seinem Beitrag zum ungelesenen Buch etwa an Heinrich Böll, der das Ungelesene als »Last« empfände sowie an Gabriel Zaid, der die Aufstellung ungelesener Bücher im eigenen Bücherregal als »schamlose[n] Betrug« ansieht. S. hierzu ausführlicher und mit weiteren Verweisen und Angaben versehene Ausführun-

eines*r Einzelnen ohnehin nicht aus, um alle Texte respektive Quellen zu lesen, die im jeweiligen Fach, einem Teilgebiet oder auch nur einem Forschungszusammenhang als klassisch, zentral, bedeutsam, einschlägig oder schlicht als ›lesenswert‹ qualifiziert werden.

Der vorliegende Beitrag nimmt es sich zur Aufgabe, den Vorwurf des Ungelesenen praxeologisch zu verstehen. Hierbei geht es nicht darum, den jeweils erhobenen Vorwurf inhaltlich bzw. im Einzelfall zu affirmieren und zu legitimieren – oder zu kritisieren und zurückzuweisen. Vielmehr soll das Ungelesene als Konstituens (literatur-)wissenschaftlicher Arbeit rekonzipiert und der Vorwurf des Ungelesenen als Resultat einer impliziten Vergleichsoperation vorgestellt werden. Mit diesem Ziel werden (I.) die Grundzüge einer praxeologischen Perspektive auf spezifische Lektüremodi skizziert. Ausgehend von fiktionalen Beispielen¹² wird (II.) danach gefragt, welcher Status dem Ungelesenen im akademischen Umfeld zugeschrieben wird. Daran anknüpfend folgt (III.) eine Auseinandersetzung mit der paradoxalen Struktur des Lektüreanspruches und dem fachethischen Aspekt vorgetauschter Lektüren. Sodann wird (IV.) der Vorwurf des Ungelesenen analytisch erschlossen, indem vier Dimensionen des Vorwurfs differenziert werden. In einem weiteren Schritt (V.) wird argumentiert, dass der Vorwurf des Ungelesenen auf einer Vergleichsoperation *par excellence* gründet, die den adressierten Beitrag zu forschungsfeldspezifischen Normerwartungen in Relation setzt. Aufbauend auf dieser komparativen Logik schließt (VI.) der Beitrag mit der Verwaltung des Ungelesenen und deutet die vielfältigen Lektüremodi, die (Literatur-)Wissenschaftler*innen in ihrer alltäglichen Arbeit kombinieren, als Umgang mit der Problematik des Ungelesenen.

gen bei Hole Rößler, »Das ungelesene Buch. Historische Konjunkturen einer polemischen Figur«, *Recherche*, 25.10.2019.

- 12 Der methodischen Herausforderung durch fehlende (ethnografische) Studienlagen begegnet der Beitrag, indem er literarische Beispiele aus der europäischen Literaturgeschichte zum Anlass nimmt, um praxeologisch über die Spezifika des Ungelesenen zu reflektieren. Grundsätzlich ließe sich fragen, wo überhaupt der Vorwurf des Ungelesenen artikuliert wird und wo materialinteressierte Studien insofern ansetzen könnten. Eine naheliegende Vermutung wäre, dass der Vorwurf des Ungelesenen am häufigsten mündlich geäußert wird – etwa in Forschungsdiskussionen, akademischen Gesprächen oder Seminarbeiträgen etc. Weiterhin ließen sich Rezensionen, Cutachten oder andere bewertungsorientierte Äußerungen auf entsprechende Vorwürfe hin untersuchen.

Praxeologische Perspektiven

Im Anschluss an den sogenannten *practice turn*¹³ in den Geistes- und Sozialwissenschaften und gestützt auf verschiedene theoretische Überlegungen von Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Harold Garfinkel, Judith Butler oder Bruno Latour, insbesondere aber mit Blick auf die naturwissenschaftlich orientierten Laborstudien¹⁴ hat sich in den vergangenen Jahren eine Praxeologie der Literaturwissenschaft entwickelt.¹⁵ Eine solche Perspektive zielt darauf, die stillschweigenden Routinen und Gewohnheiten der Disziplin zu erfassen und den epistemologischen Gehalt spezifischer Praxisformen zu exponieren. Grundlegend ist hierfür das Verständnis, dass Praktiken als »sozial verfasste, kollektiv geteilte und regelmäßige Handlungsvollzüge« verstanden werden können, »die auf Dauer angelegt, übersubjektiv strukturiert und eminent kontextabhängig« sind.¹⁶ Zudem sind sie als »Cluster [...] in einer ›relativen Geschlossenheit‹ flexibel miteinander verbunden«¹⁷. Lektürepraktiken erhalten erst im Rahmen beispielsweise des Praxisgefüges des Interpretierens ihr je spezifisches Gepräge, da die Praxis des Lesens in der Regel mit anderen Praktiken etwa des Schreibens, des Annotierens oder des Exzerpierens verbunden ist. Sie wird mit Blick auf ein bestimmtes Ziel ausgeführt und entsprechend justiert. Die Art und Weise des Lesens ist davon abhängig, welches Ziel mit der Lektüre verfolgt wird und welche anderen Praktiken das Lesen flankieren. Ein klassi-

13 Vgl. bspw. Karin Knorr Cetina, Theodore Schatzki, Eike von Savigny (Hg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory* (London/New York: Routledge, 2001).

14 Vgl. hierzu die luzide Einführung in naturwissenschaftliche Laborstudien bei Diana Lengersdorf und Matthias Wieser (Hg.), *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies* (Wiesbaden: Springer, 2014).

15 Zum Begriff der Praxis vgl. Rahel Jaeggi, *Kritik von Lebensformen* (Berlin: Suhrkamp, 2014). Für einen knappen Überblick über die breite Forschungsgeschichte praxeologischer Perspektiven vgl. Hilmar Schäfer, *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie* (Weilerswist: Velbrück, 2013), 14–38. Zum Verständnis einer geistes-, insbesondere literaturwissenschaftlich orientierten Praxeologie vgl. die zahlreichen Arbeiten der letzten Jahre von Steffen Martus und Carlos Spoerhase, v.a. die jüngste Publikation: Steffen Martus und Carlos Spoerhase, *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften* (Berlin: Suhrkamp, 2022).

16 Friederike Schruhl, *Formationen der Praxis. Studien zu Darstellungsformen von Digital Humanities und Literaturwissenschaft* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020), 26.

17 Ebd.

sches Beispiel ist etwa das »schreibende Lesen«¹⁸, bei dem zuvor identifizierte Schlüsselpassagen wieder und wieder gelesen werden, um sie in den eigenen Text einzubetten. Ein anderes Beispiel ist die kursorische, auf die Sondierung von Inhaltsverzeichnissen oder Einleitungen gestützte Lektüre, die etwa dazu dient zu prüfen, ob der Text anschlussfähig für das eigene Forschungsinteresse ist und sich eine integrale Lektüre voraussichtlich lohnt.

Man liest und liest wieder, versucht Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, seine Lesetechnik mit der jeweiligen Textgattung abzustimmen, variiert zwischen langsamem und schnellem Lesen, verfeinert die bloße Informationsaufnahme zugunsten einer Sortierung, Hervorhebung und Bewertung des Gelesenen.¹⁹

Wissenschaftliches Lesen ist »Teil eines Arbeitsprozesses, in dem parallel und aufeinander bezogen gelesen, geschrieben und gesprochen beziehungsweise in vielen Hinsichten laufend weitergearbeitet wird«²⁰. Erst innerhalb dieses »Netzwerks von Praktiken« erhalten Lektürepraktiken ihren je spezifischen Sinn und auch ihren »normative[n] Status«.²¹

Von hier aus betrachtet ist das Lesen nicht nur ein kognitionspsychologischer, psycholinguistischer oder neuronaler Vorgang oder eine invariante Kulturtechnik, sondern vor allem eine eminent flexible Praxisform, die je nach Kontext mit verschiedenen Praktiken verkettet werden kann. Eine praxissensible Perspektive, wie sie im Folgenden auf das Ungelesene eröffnet werden soll, erlaubt es, die Komplexität des Lesens und die Problematik des Ungelesenen zu erfassen.

Sakrileg und Sanktion: Zum Umgang mit dem Ungelesenen

»Als jemand, der an der Universität Literatur unterrichtet, kann ich mich der Verpflichtung, Bücher zu kommentieren, die ich in den meisten Fällen gar

18 Zum Begriff des »schreibenden Lesens« vgl. die Überlegungen in Kornelia Engert und Björn Krey, »Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten«, *Zeitschrift für Soziologie* 42, Nr. 5 (2013): 366–384.

19 Michael Hagner, *Zur Sache des Buches* (Göttingen: Wallstein, 2015), 219.

20 Martus und Spoerhase, *Geistesarbeit*, 294.

21 Ebd., 306.

nicht aufgeschlagen habe, nur schwer entziehen.«²² In seinem vielbeachteten Essay *Comment parler des livres que l'on n'a pas lus*²³ widmet sich der französische Literaturwissenschaftler Pierre Bayard einem »Tabuthema« und gesteht ein, dass es »[f]ür einen Literaturprofessor [...] undenkbar [sei] zuzugeben – auch wenn es für die meisten zutrifft –, dass er Prousts Werk nicht in seiner Gänze gelesen, sondern nur darin geblättert [habe]«. ²⁴ Dass die Offenlegung eines ungelesenen (hochkanonischen) Texts sogar enorme Kosten verursachen kann, literarisiert der Autor David Lodge in seinem Roman *Changing Places: A Tale of Two Campuses* von 1975.²⁵ In diesem vielzitierten Beispiel, das auch Bayard in seinen Überlegungen aufruft,²⁶ spielt eine Gruppe von Literaturwissenschaftlern ein Spiel, dessen Inhalt darin besteht, Büchertitel zu identifizieren, die alle gelesen haben außer man selbst.²⁷ Dabei gilt die Regel: je kanonischer (und damit riskanter) der vorgeschlagene Text, umso höher ist die zu gewinnende Punktzahl in dem Spiel mit dem treffenden Titel »humiliation«²⁸, einer Art »intellectual strip poker«. ²⁹ Die Spieler müssen sich untereinander vergleichen und in ihrer ›Unbelesenheit‹ entblößen, um zu gewinnen. Als nun aber die Figur Howard Ringbaum, ein Anglistikprofessor, um zu gewinnen, *Hamlet* vorschlägt und bekräftigt, dass er den vermutlich kanonischsten Text der englischen Literaturgeschichte nie gelesen, sondern nur die Verfilmung gesehen habe, schlägt die Stimmung unter den Spielenden prompt um. »Well, of course, we all laughed, not very much because it didn't seem much of a joke. In fact it wasn't a joke at all.«³⁰ Die Ernsthaftigkeit des Spiels zeigt sich kurze Zeit später: »Howard Ringbaum unexpectedly flunked his review three days later and it's generally supposed that this was because the

22 Pierre Bayard, *Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat* (München: Wilhelm Goldmann Verlag, 2009), 9.

23 Ebd.

24 Ebd., 10f.

25 David Lodge, *Changing Places: A Tale of Two Campuses* (London: Penguin Books, 1975).

26 Bayard, *Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat*, 151–159. Ebenso: Eike Kronshage, »Theorien des Nichtlesens«, in: Rolf Parr und Alexander Honold (Hg.), *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen* (Berlin: De Gruyter, 2018), 211–230, hier 222.

27 Lodge, *Changing Places: A Tale of Two Campuses*, 135f.

28 Ebd.

29 Ebd., 136.

30 Ebd.

English Department dared not give tenure to a man, who publicly admitted to not having read *Hamlet*.«³¹ Professor Ringbaum verliert seine Stelle.

Auch wenn Bayards Beobachtungen sicherlich eher als Humoreske gelesen werden und Lodges Gesellschaftsspiel und seine Spieler fiktiv sind, verweisen die Texte darauf, dass das Ungelesene in spezifischen Milieukontexten einen prekären Status erhalten kann und Spekulationen über das Ungelesene mit gewissen Risiken verbunden sein können. Die Behauptung, dass bestimmte Texte nicht gelesen worden seien, kann »Zweifel an der intellektuellen Fähigkeit und Redlichkeit«³² lancieren. Auf dem Spiel stehen wissenschaftliche Rechtfchaffenheit und Eignung.

Die oben eingeblendeten Szenen veranschaulichen zudem, dass das Ungelesene nicht mit dem Ungekannten oder dem Ungewussten zusammenfallen muss. Denn natürlich kennen sowohl das von Bayard imaginierte Ich als auch die Figur Ringbaum die jeweils thematisierten Texte so gut, dass sie qualifizierte Einschätzungen über die Texte abgeben könnten. Der Vorwurf des Ungelesenen bezieht sich also darauf, dass etwas tatsächlich nicht gelesen wurde. Vor diesem Hintergrund gilt es zunächst zu fragen, was das Ungelesene umfassen kann bzw. was der Vorwurf des Ungelesenen eigentlich bezeichnet: Ist das Ungelesene gleichzeitig das Unbekannte, das Nicht-Zitierte oder nur das partiell oder vollständig Nicht-Gelesene wie in den obengenannten Beispielen? Was adressiert der Vorwurf des ›Ungelesenen‹ eigentlich? Und ab wann gilt ein Text überhaupt als ›gelesen‹?

Verdachtsmomente

Ein typisches Szenario für die Problematik des Ungelesenen im akademischen Kontext imaginiert der Germanist Heinz Schlaffer in seinem Beitrag »Der Umgang mit Literatur: Diesseits und jenseits der Lektüre« in einer Fußnote:

Bei Examina in literaturwissenschaftlichen Fächern kann es zu einer Verkehrung der Rollen kommen: Der Prüfling hat die zu seinem Spezialgebiet ge-

31 Ebd.

32 Rößler, »Das ungelesene Buch«.

hörigen Werke gelesen, der Professor nicht, der jedoch seine Vertrautheit mit ihnen vortäuschen muß, um seine Autorität als Prüfer zu retten.³³

Die Brisanz des Vorwurfs liegt in seiner Tendenz zur Generalisierung. Der einzelne Vorwurf, wie hier im Beispiel, könnte als *pars pro toto* gedeutet werden: Wenn jenes nicht gelesen wurde, dann könnten auch noch größere fachliche Defizite zu Tage treten. Eine solche unter Verdacht geratene Person läuft Gefahr, ihren Status als solide*r Wissenschaftler*in und ernstzunehmende*r Prüfer*in einzubüßen. Die mangelnde Expertise eines konkreten Textes könnte als Zeichen einer umfassenderen Unbelesenheit gedeutet, die Tugendhaftigkeit der akademischen Person in Zweifel gezogen und sogar die »Vertrauensbeziehungen«³⁴ belastet werden.

Schlaffers beispielhafte Szene macht außerdem deutlich, dass das Täuschen bzw. Nicht-Offenbaren, Bedeckthalten oder Verschleiern zum wissenschaftlichen Ethos dazugehört. *Offen* besonders brisante Lektürelücken einzugestehen, kann demnach als Vergehen gegen den (fach)kulturellen Kodex gedeutet und entsprechend sanktioniert werden. So wird Professor Ringbaum in Lodges Roman nicht etwa entlassen, weil er *Hamlet* nicht gelesen hat. Er wird vielmehr suspendiert, weil er *öffentlich* insistiert, ihn nicht gelesen zu haben. Zum Verhängnis wird Ringbaum nicht sein gravierendes Lektüredefizit, sondern die Tatsache, dass er auf der Wahrhaftigkeit seiner im Spiel getätigten Aussage beharrt und damit offenlegt, dass er eine zentrale Norm des Faches nicht internalisiert hat.

Schlaffer spricht in diesem Zusammenhang auch von der Relevanz der »[v]orgetäuschte[n] Lektüre«³⁵ und verweist darauf, dass dieses disziplinäre Handlungsprinzip im Konfliktfall dem allgemeinen moralischen Grundsatz der Wahrhaftigkeit übergeordnet sei:

Unvermeidlich ist der Aufschub der Lektüre, unvermeidlich aber auch das Risiko, zur Unzeit nach dem noch nicht gelesenen Buch gefragt zu werden. Literatur, die doch durch das Spiel der Fiktionen vergnügen will, zeigt einen

33 Heinz Schlaffer, »Der Umgang mit Literatur. Diesseits und jenseits der Lektüre«, *Poetica* 31, Nr. 1/2 (1999): 9f., Fußnote 18.

34 Vgl. zu »Vertrauensbeziehungen« in der Wissenschaft die Überlegungen in Karin Knorr Cetina, *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2002), 283f.

35 Schlaffer, »Der Umgang mit Literatur«, 9.

ihr fremden Ernst in akademischen und gesellschaftlichen Prüfungssituationen. Hier nimmt sie die dämonische Eigenschaft an, im Gespräch Wissens- oder Bildungslücken aufzudecken. Da sie peinlicher empfunden werden als moralische Schwächen, ist die Versuchung groß, Kenntnisse vorzutauschen.³⁶

Dass diese Täuschung überhaupt möglich ist, basiert darauf, dass das Lesen wie das Nicht-Lesen in der Regel spurlose und nicht beobachtbare Operationen sind.³⁷ Vor uns liegt nur der gesprochene oder geschriebene Text des anderen. Was er tatsächlich gelesen hat, um diesen Text anzufertigen oder eine kritische Prüfungsfrage zu stellen, wissen wir in der Regel nicht. Selbst Zitationspraktiken, die unmittelbar auf das Gelesene verweisen, lassen nur bedingt auf die tatsächliche Lektüre schließen. In Wirklichkeit kann etwas gelesen, aber nicht zitiert worden sein; etwas Gelesenes kann im gesprochenen oder geschriebenen Text (fälschlicherweise) nicht berücksichtigt worden sein; es kann zu verkürzt oder falsch wiedergegeben worden sein. Außerdem können Zitationen auch umfangreiche Lektüren nahelegen, obwohl sie nur bedingt durchgeführt wurden.

Gleichzeitig stellt sich bei den Praktiken des Lesens, des Verweisens und des Zitierens grundsätzlich die normative Frage, was das ›tatsächlich‹ Gelesene, das ›richtig‹ Gelesene eigentlich meint bzw. ob die jeweilige Lektürespektive Zitationspraxis den adäquaten Normkriterien folgt. So lässt sich die »Geschichte des Lesens, auch des geisteswissenschaftlichen Lesens,« wie Carlos Spoerhase meint, auch als »Geschichte einer permanenten sorgenvollen Selbstbefragung« rekonzipieren: »ob man denn überhaupt richtig lese. Ob das Richtige, von der richtigen Person, am richtigen Ort, zur richtigen Zeit, in der richtigen Weise gelesen werde – in der richtigen Geschwindigkeit, mit den passenden Instrumenten, mit angemessener Haltung.«³⁸ Bei dieser kritischen Selbstbeobachtung – darauf verweist auch die von Schläffer beschriebene Strategie des (gekonnten) Vortäuschens – gilt es, präsent zu halten, dass es nicht darum geht, alles gelesen zu haben, sondern darum, das

36 Ebd., 9f.

37 Vgl. hierzu Pethes: »Leseszenen«, 112. Sowie auch die daran anschließenden Überlegungen und Fortführungen von Julika Griem, *Szenen des Lesens. Schauplätze einer gesellschaftlichen Selbstverständigung* (Bielefeld: transcript, 2021), 15.

38 Carlos Spoerhase, »Nicht-ideales Lesen«, in: Johannes Friemel u.a. (Hg.), *Im Zentrum: Das Buch. Forschungen, Projekte, Reflexionen am Zentrum für Buchwissenschaft. Eine Bilanz der ersten Jahre* (Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2022), 229–233, hier 229.

Ungelesene (und mithin den Vorwurf, nicht ›richtig‹, ›passend‹ oder ›angemessen‹ gelesen zu haben) entsprechend handhaben zu können. Denn die Menge potenziell relevanter Texte zwingt professionelle Leser*innen einerseits in ein ›relatives Nichtlesertum‹, während es andererseits jedoch die Erwartung gibt, (Literatur-)Wissenschaftler*innen seien »tatsächliche[] Leser und kein[e] Nichtleser«. ³⁹ Niklas Luhmann insistiert in seinem vielbeachteten Beitrag zur »Selbststeuerung der Wissenschaft« sogar darauf, dass »die Fülle der relevanten Informationen inzwischen so angewachsen [sei], dass kein Forscher mehr ein volles Fach beherrschen kann, ja selbst in ausgewählten Spezialgebieten seines Fachs nur noch einen Bruchteil der neu erscheinenden Literatur erfassen und verarbeiten kann«. ⁴⁰ Diese paradoxe Struktur des Lektüreanspruchs und somit die potenzielle Konfrontation mit dem Vorwurf des Ungelesenen gehört zur Normalität des (literatur-)wissenschaftlichen Arbeitsalltags.

Der Vorwurf des Ungelesenen und seine Dimensionen

Mit dem Alltagsgeschäft der Lektüre hat sich auch die Kommunikations- und Medienwissenschaftlerin Patricia F. Zeckert auseinandergesetzt. In ihrem Forschungsbeitrag »Das Phänomen des ungelesenen Buches« hat sie es sich zur Aufgabe gemacht, »Dimensionen« ⁴¹ des Ungelesenen zu differenzieren und zwischen »kurzfristig«, »mittelfristig« und »langfristig« Ungelesenem sowie zwischen »vollständig«, »teilweise« und »nicht« Rezipiertem zu unterscheiden. ⁴² Ihr Beitrag fokussiert zwar nicht das akademische Leseverhalten als solches und nimmt insgesamt eher eine ökonomische Perspektive ein, etwa, wenn sie sich für die »Vorbedingungen für ungelesene Bücher – die Situation auf dem deutschen Buchmarkt« interessiert oder mit Blick auf eine Studie der Stiftung Lesen auch »das Nichtlesen eines Buchgeschenkes als eine Form der Buchnutzung« deutet. ⁴³ Dennoch lässt sich aus ihren Überlegun-

39 Kronshage, »Theorien des Nichtlesens«, 223.

40 Niklas Luhmann, »Selbststeuerung der Wissenschaft«, *Jahrbuch für Sozialwissenschaft* 19, Nr. 2 (1968): 153.

41 Patricia F. Zeckert, »Das Phänomen des ungelesenen Buches«, in: Thomas Keiderling, Arnulf Kutsch, Rüdiger Steinmetz (Hg.), *Buch – Markt – Theorie. Kommunikations- und medienwissenschaftliche Perspektiven* (Erlangen: filos), 153–179, hier 155.

42 Ebd.

43 Ebd., 156 und 167.

gen ableiten, dass die Binarität von ›ungelesen und gelesen‹ trivialisierend und irreführend ist. Ein Text kann in vielfältiger Weise, zu unterschiedlichen Zeitpunkten und hinsichtlich disparater Ziele vollständig, cursorisch, intensiv, partiell, wiederholt oder gar nicht gelesen werden. Mit einem differenzierteren Blick lassen sich hinter dem Diktum des Ungelesenen vielfältige Abstufungen identifizieren, die wiederum mit verschiedenen Praxisformen des Lesens und den ihnen inhärenten Normen in Verbindung stehen.

Die semantische Vagheit des Ungelesenen bedingt somit auch die Komplexität der epistemischen Tragweite des Vorwurfs. Verständlich wird dieser Aspekt, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Vorwurf des Ungelesenen multidimensional strukturiert ist. Er impliziert erstens eine *kontextuelle Dimension*. So wird der Vorwurf des Ungelesenen vielfach mit Blick auf einen spezifischen Forschungszusammenhang erhoben, in dessen Kontext man doch eigentlich dieses oder jenes hätte lesen und einbeziehen müssen. Demnach rekurriert der Vorwurf des Ungelesenen auf ein mitunter konfliktives Wissen, welche Lektüren einen bestimmten Forschungszusammenhang konstituieren (sollten). Ihm eignet zweitens eine *prozessorientierte oder temporale Dimension*: Ein und derselbe Vorwurf des Ungelesenen kann zu Beginn eines Forschungsprojekts produktive Anteile mit sich bringen und durch den Adressaten als ›wichtiger Hinweis‹ eingeordnet werden, dem man gewiss folgen werde; er kann zum Ende eines Projektes hingegen destruktives Potential entfalten und nur schwer pariert werden. Drittens ist ihm eine *objektbezogene Dimension* inhärent. So wiegt der Vorwurf ungleich schwerer, wenn er sich auf einen für die (Teil-)Disziplin oder den jeweiligen Forschungszusammenhang hochkanonischen oder zentralen Text bezieht. Die objektbezogene Dimension ist daher besonders eng verzahnt mit der kontextuellen Dimension. Viertens impliziert der Vorwurf des Ungelesenen eine *(inter-)personale Dimension*. Wer erhebt den Vorwurf gegen wen? Was bedeutet diese Konfrontation für die Reputation der Adressat*innen? Wird denjenigen, die den Vorwurf aussprechen, überhaupt so viel epistemische Autorität zuerkannt, dass dem Vorwurf entsprechendes Gewicht zugeschrieben wird? Ist der Vorwurf des Ungelesenen gegenüber einem Könnner oder einem Adepten schwerwiegender? Wohingegen ersterer den Vertrauensvorschuss genießt, sich schon bewiesen zu haben und seine Lektüreauslassung durchaus auch überlegte Gründe haben könnte, könnte gegenüber letzterem die grundsätzliche Eignung in Zweifel gezogen werden. Aber auch andersherum: Ist gerade der Vorwurf des Ungelesenen für einen Könnner gefährlicher, da von ihm mehr erwartet wird und für ihn mehr auf dem Spiel steht?

Die genannten vier Dimensionen lassen sich nur heuristisch trennen; in konkreten Vorwurfszenarien sind sie in der Regel nicht separiert voneinander und bedingen in ihrer Kombination den Gehalt des jeweiligen Vorwurfs.

Die Relationalität des Ungelesenen

Die Kombination dieser vier Dimensionen folgt dabei einer komparativen Logik. Jedem Vorwurf des Ungelesenen geht ein Vergleich voraus: Hätte in dem Beitrag zu Niklas Luhmanns Bedeutung für die Literaturtheorie nicht unbedingt die Forschung von Niels Werber einen prominenten Platz erhalten müssen? Fehlt dem Aufsatz zu Geschlechterrollen im Roman des 19. Jahrhunderts nicht der Verweis auf die Überlegungen Judith Butlers? Was in diesen beispielhaften Fragen verglichen wird, ist die im jeweils kritisierten Beitrag berücksichtigte Literatur mit den (Lektüre-)Erwartungen im Hinblick auf das bearbeitete Forschungsdesiderat. Erst die Relationierung dieser beiden Vergleichsglieder bedingt den etwaigen Vorwurf des Ungelesenen respektive des Nicht-Berücksichtigten. Die Artikulation des Vorwurfs setzt nämlich voraus, dass der diskutierte Beitrag daraufhin geprüft wurde, ob er mit den erwarteten Eigenschaften übereinstimmt. (Gravierende) Abweichungen motivieren den Vorwurf. Als *tertium comparationis* fungiert dabei in der Regel⁴⁴ die Anschlussfähigkeit für das jeweils verfolgte Erkenntnisinteresse respektive den jeweils adressierten Forschungszusammenhang.⁴⁵

Die Vergleichsoperationen, die dem Vorwurf vorgelagert sind, werden in der Regel nicht expliziert. Sie sedimentieren im Vorwurf. Insofern könnte man auch sagen, dass der Vorwurf des Ungelesenen als sekundäres Resultat einer impliziten Vergleichsoperation verstanden werden kann.⁴⁶ Das Besondere an

44 Neben der Anschlussfähigkeit können bspw. auch Kanonizität, Exemplarität, Aktualität oder Einschlägigkeit als *tertium comparationis* fungieren. Ich danke Elisa Ronzheimer für diesen Hinweis.

45 Diese Überlegungen stützen sich auf die Konzeption des Vergleichens von Johannes Grave, »Vergleichen als Praxis. Vorüberlegungen zu einer praxistheoretisch orientierten Untersuchung von Vergleichen«, in: Angelika Epple und Walter Erhart (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens* (Frankfurt a.M.: Campus, 2015), 135–159, hier 136f.

46 Ebd., 144. Die von Johannes Grave vorgeschlagene *Typologie des Vergleichens* könnte man somit um den »impliziten Vergleich« erweitern, wie er etwa in dem Vorwurf des Ungelesenen sedimentiert liegt.

dieser vergleichenden Operation ist, dass nicht etwa geschlossene Entitäten zueinander in Beziehung gesetzt und miteinander verglichen werden. Wir haben es vielmehr mit zwei nicht zu fixierenden Vergleichsgliedern zu tun. Denn zum einen lässt der kritisierte Text, wie oben bereits ausgeführt, nur bedingt erkennen, in welchem Umfang und in welcher Weise relevante Literatur gelesen wurde; und zum anderen lässt sich kaum verbindlich festlegen, an welchen Lektüreeerwartungen der Text und die in ihm berücksichtigte Literatur gemessen werden sollen. Was in einem jeweiligen Forschungszusammenhang als unumgängliche Pflichtlektüre oder als optionaler Gegenstand gilt, lässt sich nur in Ausnahmefällen genau bestimmen. Die beiden *comparata* des Vergleichs sind fluide Entitäten.

Diese Fluidität der Vergleichsglieder hat Auswirkungen auf die Artikulation des Vorwurfs. Wer den Vorwurf des Ungelesenen etwa in einem Gutachten erhebt, muss diesen Sprechakt argumentativ stützen und anhand einer genauen Lektüre des kritisierten Textes plausibilisieren. Er muss seine Lektüreeerwartungen begründen und darlegen, inwiefern sich im kritisierten Text fehlende oder zu ungenaue Lektüren bemerkbar machen.⁴⁷ Als Praktik der Kritik ist der Vorwurf des Ungelesenen mit Vergleichsoperationen verkettet, die nicht lediglich Unterschiede und Ähnlichkeiten registrieren und konstatieren, sondern ihrerseits argumentativ untermauert werden müssen. Erst durch die Verkettungen mit anderen Praktiken wird der Vorwurf des Ungelesenen zu einem ›anschlussfähigen‹, ›gehaltvollen‹ und ›gerechtfertigten‹ Kritikpunkt; fehlen diese Verkettungen dagegen, erscheint der Vorwurf des Ungelesenen als plakative Unterstellung.

Verwaltungsleistungen

Das Forscher*innensubjekt weiß einerseits um die strukturelle Überforderungssituation, nie alles gelesen haben zu können, und andererseits aber um die Möglichkeit, mit dem Vorwurf des Ungelesenen konfrontiert zu werden. Aus dieser paradoxalen Struktur des Lektüreanspruchs folgt für die Forschenden als potenzielle Adressat*innen des Vorwurfs, dass sie sich niemals

47 Vgl. hierzu die weiterführenden Überlegungen zur komparativen Funktion von Gutachten in Eva Geulen, »Geheimnis Gutachten (mit Hinweisen)«, *ZfL BLOG*, 7.4.2020: <https://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2020/04/07/eva-geulen-geheimnis-gutachten-mit-hinweisen/> [abgerufen am 11.07.2022]

gänzlich gegen den Vorwurf immunisieren, aber in vielfältiger Weise dagegen wappnen können. Hierfür gilt es zunächst, die Lektüree Erwartungen der epistemischen Gemeinschaft, die die Forscher*innen adressieren, zu antizipieren. Diese externen Normvorstellungen werden gewissermaßen im Forschungsprozess absorbiert, indem die Erwartungen selbst erwartet werden. Diese »Erwartungserwartungen«⁴⁸ legen den Forschenden nahe, den Vorwurf des Ungelesenen proaktiv zu entkräften und die eigene Lektürepraxis entsprechend zu organisieren. Dabei vollzieht auch der Forschende jenen Vergleich zwischen den von ihm gelesenen Texten und den erwarteten Erwartungen der anderen. Der von Carlos Spoerhase postulierten »permanenten sorgenvollen Selbstbefragung«⁴⁹ hinsichtlich der Passgenauigkeit der eigenen Lektüre liegt eine vergleichende Logik zugrunde. Die Beobachtung der externen Erwartungen versetzt die Forschenden in die Lage, zu entscheiden, was und wie er*sie im Rahmen des verfolgten Forschungsprojekts lesen soll.

Diese erfahrungsgesättigten, internalisierten und auf Vergleichen basierenden Antizipationen steuern nicht nur die Lektüreauswahl, sondern auch die Lektüremodi, d.h. die Art und Weise des Lesens. So werden beispielsweise im Rahmen eines Forschungsprozesses, der in der Publikation eines Zeitschriftenaufsatzes münden soll, einschlägige Texte in sehr unterschiedlicher Weise gelesen.⁵⁰ Während etwa ein für den Forschungszusammenhang zentraler Quellentext vollständig gelesen und mit Unterstreichungen und Anmerkungen versehen wird, werden andere Texte nur im Hinblick auf ihre zentrale These und Stoßrichtung gelesen. Vielfach interessieren sich Forschende aber auch nur für eine konkrete Aussage in einem Text und fokussieren ihre Lektüre auf die jeweilige Textpassage. Wieder andere Texte werden lediglich kursorisch, beispielsweise anhand der Sondierung von Inhaltsverzeichnissen, Abstracts oder Einleitungskapiteln, gelesen.⁵¹ Um das eigene Projekt in einem Forschungsfeld zu verorten und den Beitrag, den man

48 Andreas Reckwitz, *Struktur. Zur sozialwissenschaftlichen Analyse von Regeln und Regelmäßigkeiten* (Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1997), 122.

49 Spoerhase, »Nicht-ideales Lesen«, 229.

50 Hinweise auf diese disparaten Lektüremodi, die im Rahmen eines Forschungsbeitrags miteinander verbunden werden, liefern auch die unterschiedlichen Verweisformen wie etwa »siehe hierzu«, »vgl.« oder aber direkte Zitationen, die auf genauere Lektürepraktiken hindeuten können.

51 Diese Differenzierung unterschiedlicher Lesemodi bezieht sich auf Andrew Abbott, der u.a. zwischen »meditative reading«, »scan reading«, »reading for mastery of the argument« und »partial mastery reading« unterscheidet. S. Andrew Abbott, *Digital Paper*.

zu leisten im Stande ist, zu taxieren, werden intensive Stellenlektüren des zentralen Untersuchungsgegenstandes mit extensiven, cursorischen Lektüremodi anderer Forschungsbeiträge kombiniert. Letztere werden registriert und eingeordnet, aber eben nicht integral gelesen. Diese cursorische Leseweise dient auch dazu, zukünftige, ausführlichere Lektüren in den Blick zu nehmen und dabei jene Texte zu priorisieren, die für das eigene Forschungsinteresse besonders wichtig sind. Erst diese mit Blick auf den adressierten Forschungszusammenhang zu justierende Kombination unterschiedlicher Lektüremodi ermöglicht es den Forschenden, die Fülle (potenziell) einschlägiger Texte zu handhaben und mit der systematischen Überforderung umzugehen. Oder anders: Die vielfältigen Lektüremodi dienen dazu, die Problematik des Ungelesenen professionell zu verwalten.⁵²

Ein professionalisierter, methodisierter Umgang mit ungelesenen Texten findet sich mit Blick auf das von Franco Moretti vorgeschlagene Programm des *Distant Reading*. Seine Spezifik besteht darin, computergestützt Aussagen über Texte zu generieren, die man tatsächlich nicht gelesen hat und auch in ihrer Menge nicht mehr lesen kann.⁵³ Moretti und sein Team haben beispielsweise 7000 britische Romane zwischen 1740 und 1850 untersucht⁵⁴ – eine Forschung »ohne eine einzige direkte Textlektüre«⁵⁵. Die Pointe dieser Methode liegt nun darin, dass die Verwaltung des Ungelesenen erst dadurch gelingt, dass die Beobachtungen der ungelesenen Texte bzw. der Daten vor dem Vergleichshintergrund hochgradig erfahrungsgesättigter Forschung stattfindet. Denn die »für

A Manual for Research and Writing with Library and Internet Materials (Chicago/London: University of Chicago Press, 2014), 134–142.

- 52 Wie eine solche Verwaltungsfähigkeit überhaupt erlernt oder gelehrt werden könnte, lässt sich vermutlich nur mit dem Verweis auf das Konzept des »impliziten Wissens« (Polanyi) beantworten. Wann welcher Lektüremodus angezeigt ist, lässt sich nicht anhand eines »Regelwerkes« lernen. Es geht vielmehr darum, ein Gespür für das »Angemessene« zu entwickeln. Fachkulturelle Gepflogenheiten zeigen sich häufig in normgesättigten Verhaltensroutinen. Vgl. hierzu die Anmerkungen in Friederike Schruhl, *Formationen der Praxis. Studien zu Darstellungsformen von Digital Humanities und Literaturwissenschaft* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020), 25.
- 53 Interessant sind auch Morettis jüngste – sehr kritische – Bemerkungen zu seinem eigenen Vorhaben, auf die hier nicht eingegangen werden kann: Franco Moretti, »*Falsche Bewegung*«. *Die digitale Wende in den Literatur- und Kulturwissenschaften* (Göttingen: Konstanz University Press, 2022).
- 54 Franco Moretti, *Distant Reading* (Konstanz: Konstanz University Press, 2016), 163–190.
- 55 Ebd., 49.

den Einsatz digitaler Tools« notwendige Operationalisierung setzt eine »genaue Lektüre«, ein »literaturgeschichtliches Quellenstudium« und eine »kulturwissenschaftliche Kontextkompetenz« voraus, ohne die »Forschungsfragen nicht abstrahiert und konzeptionalisiert werden [können]«. ⁵⁶ Um das ›Ungelesene‹ verwalten zu können, gilt es viel ›Gelesenes‹ dagegen halten zu können. ⁵⁷

Was für Morettis Projekte und die Digital Humanities im Speziellen gilt, gilt grundsätzlich auch für die Literaturwissenschaft im Allgemeinen. Der Umgang mit der Problematik des Ungelesenen setzt die Kenntnis des jeweils adressierten Forschungszusammenhangs voraus, die ihrerseits auf der Lektüre vieler einschlägiger Texte gründet. Erst auf der Grundlage vieler intensiv gelesener Texte lässt sich ein cursorisch gelesener Text richtig einordnen und an eigene Überlegungen anschließen; erst auf dieser Grundlage lässt sich entscheiden, ob er einer integralen Lektüre bedarf.

Schluss

Der Blick in die Privatbibliothek und damit die Diskursivierungen der Lektüre, die Jeffrey Eugenides in *The Marriage Plot* literarisiert und der in diesem Beitrag zu Beginn eingeblendet wurde, findet sich auch bei Umberto Eco. Doch im Unterschied zu der Eingangsszene in Eugenides' Campusroman verweist die immense Bücherfülle in Ecos bekannter Szene vor den Bücherregalen auf die Problematik des Ungelesenen:

Eine andere Banalität schockiert viele, die sich in derselben Lage wie ich befinden, insofern sie eine relativ große Bibliothek besitzen – so groß, daß man beim Eintritt in die Wohnung nicht umhinkann, sie zu bemerken, auch weil es sonst nicht viel gibt. Der Besucher tritt ein und sagt: ›So viele Bücher! Haben Sie die alle gelesen?‹ Zu Beginn meinte ich, der Satz entlarve nur Leute, die nicht sehr vertraut mit Büchern sind, gewöhnt, nur Wandbretter mit fünf Krimis und einem Kinderlexikon in Fortsetzungslieferungen zu sehen.

56 Thomas Weitin, »Digitale Literaturwissenschaft«, *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 89, Nr. 4, Sonderheft: *Zur Lage der Literaturwissenschaft. Aktuelle Bestandsaufnahmen und Perspektiven* (2015): 654.

57 Ausführlicher hierzu Friederike Schruhl, »Quantifizieren in der Interpretationspraxis der Digital Humanities«, in: Toni Bernhart u. a. (Hg.), *Quantitative Ansätze in den Literatur- und Geisteswissenschaften: Systematische und historische Perspektiven* (Berlin/Boston: De Gruyter, 2018), 235–268, hier 254–260.

Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß der Satz auch von unverdächtigen Leuten geäußert wird. Man könnte sagen, daß es sich immer noch um Leute handelt, für die Regale nur Möbel zur Unterbringung gelesener Bücher sind und die keine Vorstellung von einer Bibliothek als Arbeitsmittel haben, aber das genügt nicht. Ich behaupte, daß angesichts vieler Bücher jeder von der Angst des Erkennens erfaßt wird und zwangsläufig auf die Frage rekurriert, die seine Qual und seine Gewissensbisse ausdrückt. Das Problem ist, daß man zwar auf die Frotzelei ›Sie sind derjenige, der immer antwortet mit einem matten Lächeln antworten kann und im äußersten Fall, wenn man nett sein will, mit einem knappen ›Guter Witz, das‹, aber auf die Frage nach den Büchern muß man eine Antwort geben, während einem der Unterkiefer erstarrt und kalter Schweiß die Wirbelsäule hinunterläuft. Eine Zeitlang hatte ich mir angewöhnt, die verächtliche Antwort zu geben: ›Gar keins hab ich davon gelesen, wozu würde ich sie sonst hierbehalten?‹ Aber das ist eine gefährliche Antwort, denn sie provoziert die naheliegende Frage: ›Und wo tun Sie die hin, die Sie gelesen haben?‹ Besser ist die Standardantwort von Roberto Leydi: ›Nicht bloß die, nicht bloß die!‹ Sie läßt den Gegner erstarren und stürzt ihn in einen Zustand betäubter Bewunderung. Aber ich finde sie gemein und angsterzeugend. Neuerdings weiche ich auf die Behauptung aus: ›Nein, das sind die, die ich bis nächsten Monat lesen muß, die anderen habe ich in der Uni.‹ Eine Antwort, die einerseits eine sublimale ergonomische Strategie suggeriert und andererseits den Besucher veranlaßt, den Moment des Abschieds vorzuverlegen.⁵⁸

Eco ironisiert hier die fehlgeleiteten Erwartungen an das akademische Lesertum. In der Frage, ob alle Bücher gelesen wurden, schwingt zum einen die Ungläubigkeit der Lektürequantität mit. Zum anderen indiziert die Frage, dass der- oder diejenige, der*die sie stellt, eben nicht weiß, wie (Literatur-)Wissenschaftler*innen Bibliotheken handhaben, dass es sich dabei nicht bloß um Orte handelt, an denen Gelesenes und Ungelesenes aufbewahrt wird, sondern um flexibel nutzbare »Arbeitsmittel«⁵⁹ akademischer Wissensproduktion. Könnerschaft zeichnet sich in dieser Arbeitsumgebung nicht dadurch aus, dass alles von vorne bis hinten gelesen wurde, sondern vielmehr dadurch, dass aufgrund lesegesättigter Erfahrung auch Ungelesenes verwaltet werden kann. In diesem Kontext erfüllt das Vergleichen eine handlungssteuernde Funktion. Denn nur durch den Vergleich zwischen dem bereits Gelesenen

58 Umberto Eco, *Wie man mit einem Lachs verweist und andere nützliche Ratschläge* (München: Carl Hanser Verlag, 1993), 91f.

59 Ebd.

und der Antizipation der erwarteten Lektüre lässt sich darüber entscheiden, was es noch zu lesen gilt, welche zeitlichen Ressourcen dafür aufgewendet werden und in welchen Lektüremodi hierfür am besten operiert werden sollte. Gleichzeitig legt die von Eco imaginierte Szene nahe, dass der Vorwurf des Ungelesenen als Resultat impliziter Vergleichsvorgänge stets virtuell ist und die Problematik des Ungelesenen nicht zum Verschwinden gebracht werden kann. Sie ist eminenter Teil (literatur-)wissenschaftlicher Profession.

Literaturverzeichnis

- Bayard, Pierre. *Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat*. München: Wilhelm Goldmann, 2009.
- Eco, Umberto. *Wie man mit einem Lachs verweist und andere nützliche Ratschläge*. München: Carl Hanser, 1993.
- Engert, Kornelia und Björn Krey. »Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten«. *Zeitschrift für Soziologie* 42, Nr. 5 (2013): 366–384.
- Eugenides, Jeffrey. *The Marriage Plot*. New York: Farrar, Straus and Giroux, 2011.
- Geulen, Eva. »Geheimnis Gutachten (mit Hinweisen)«. *ZfL BLOG*, 7.4.2020, <https://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2020/04/07/eva-geulen-geheimnis-gutachten-mit-hinweisen/> [abgerufen am 11.07.2022].
- Grave, Johannes. »Vergleichen als Praxis. Vorüberlegungen zu einer praxistheoretisch orientierten Untersuchung von Vergleichen«. In: Angelika Epple und Walter Erhart (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*, 135–159. Frankfurt a.M.: Campus, 2015.
- Griem, Julika. *Szenen des Lesens. Schauplätze einer gesellschaftlichen Selbstverständigung*. Bielefeld: transcript, 2021.
- Jaeggi, Rahel. *Kritik von Lebensformen*. Berlin: Suhrkamp, 2014.
- Kronshage, Eike. »Theorien des Nichtlesens«. In: Rolf Parr und Alexander Honold (Hg.), *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen*, 211–230. Berlin: De Gruyter, 2018.
- Knorr Cetina, Karin. *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2002.
- Knorr Cetina, Karin, Theodore Schatzki, Eike von Savigny (Hg.). *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London/New York: Routledge, 2001.
- Lengersdorf, Diana und Matthias Wieser (Hg.). *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*. Wiesbaden: Springer, 2014.

- Lodge, David. *Changing Places: A Tale of Two Campuses*. London: Penguin Books, 1975.
- Lordick, Harald, Rainer Becker, Michael Bender, Luise Borek, Canan Hastik u. a. »Digitale Annotationen in der geisteswissenschaftlichen Praxis«. *BI-BLIOTHEK – Forschung und Praxis* 40, Nr. 2 (2016): 186–199.
- Luhmann, Niklas. »Selbststeuerung der Wissenschaft«. *Jahrbuch für Sozialwissenschaft* 19, Nr. 2 (1968): 147–170.
- Martus, Steffen und Carlos Spoerhase. *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Berlin: Suhrkamp 2022.
- Moretti, Franco. *Distant Reading*. Konstanz: Konstanz University Press, 2016.
- Moretti, Franco. »Falsche Bewegung«. *Die digitale Wende in den Literatur- und Kulturwissenschaften*. Göttingen: Konstanz University Press, 2022.
- Pethes, Nicolas. »Leseszenen. Zur Praxeologie intransitiver Lektüren in der Literatur der Epoche des Buchs«. In: Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber, Sanna Schulte (Hg.), *Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität*, 101–132. Heidelberg: Winter Universitätsverlag, 2020.
- Price, Leah. *What we talk about when we talk about books. The History and Future of Reading*. New York: Basic Books, 2019.
- Reckwitz, Andreas. *Struktur. Zur sozialwissenschaftlichen Analyse von Regeln und Regelmäßigkeiten*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1997.
- Reiling, Laura M. *Academia. Praktiken des Raums und des Wissens in Universitätserzählungen*. Bielefeld: transcript, 2021.
- Rößler, Hole. »Das ungelesene Buch. Historische Konjunkturen einer polemischen Figur«, <https://www.recherche-online.net/texte/hole-roessler-das-ungelesene-buch/> [abgerufen am 7.6.2023].
- Schäfer, Hilmar. *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist: Velbrück, 2013.
- Schlaffer, Heinz. »Der Umgang mit Literatur. Diesseits und jenseits der Lektüre«. *Poetica* 31, Nr. 1/2 (1999): 1–25.
- Schruhl, Friederike. »Quantifizieren in der Interpretationspraxis der Digital Humanities«. In: Toni Bernhart, Marcus Willand, Sandra Richter, Andrea Albrecht (Hg.), *Quantitative Ansätze in den Literatur- und Geisteswissenschaften: Systematische und historische Perspektiven*, 235–268. Berlin/Boston: De Gruyter, 2018.
- Schruhl, Friederike. *Formationen der Praxis. Studien zu Darstellungsformen von Digital Humanities und Literaturwissenschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020.

- Spoerhase, Carlos. »Lese lieber ungewöhnlich«. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3.11.2015, https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/fehlt-wissenschaftlern-konzentration-fuers-lesen-13877905.html?printPage&article=true#pageIndex_2 [abgerufen am 6.6.2022].
- Spoerhase, Carlos. »Nicht-ideales Lesen«. In: Johannes Friemel, Waldemar Fromm, Helen Müller, Marcel Schellong (Hg.), *Im Zentrum: Das Buch. Forschungen, Projekte, Reflexionen am Zentrum für Buchwissenschaft. Eine Bilanz der ersten Jahre*, 229–233. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2022.
- Unsworth, John, »Scholarly Primitives: What Methods Do Humanities Researchers Have in Common, and How Might Our Tools Reflect This?«, Symposium »Humanities Computing: formal methods, experimental practice«, Institute for Advanced Technology in the Humanities, King's College, London, 13.5.2000, <https://people.brandeis.edu/~unsworth/Kings.5-00/primitives.html> [abgerufen am 5.6.2023].
- Weitin, Thomas. »Digitale Literaturwissenschaft«. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 89, Nr. 4 Sonderheft: *Zur Lage der Literaturwissenschaft. Aktuelle Bestandsaufnahmen und Perspektiven* (2015): 651–656.
- Zeckert, Patricia F. »Das Phänomen des ungelesenen Buches«. In: Thomas Keiderling, Arnulf Kutsch, Rüdiger Steinmetz (Hg.), *Buch – Markt – Theorie. Kommunikations- und medienwissenschaftliche Perspektiven*, 153–179. Erlangen: filos, 2007.

Kontingenzen

Neu gesehen, neu gelesen?

Praktiken des Vergleichens in Literatúrausstellungen

Britta Hochkirchen

Abstract *Literatur wird in der Öffentlichkeit nicht nur lesend, sondern auch in Form von Ausstellungen rezipiert. Der Beitrag untersucht die Rolle und die verschiedenen Modi von Praktiken des Vergleichens, die in Objektkonstellationen einer Ausstellung angelegt sein können. Anhand der konkreten Betrachtung exemplarischer Situationen der Weimarer Ausstellung Lebensfluten – Tatensturm soll verdeutlicht werden, wie durch die Setzung unterschiedlicher comparata und tertia das Verständnis von ›Literatur‹ jeweils neu hervorgebracht und bestimmt wird. Damit steht auch die Frage nach den unterschiedlich gewichteten Rezeptionspraktiken von bildlichem Sehen oder Lesen in den jeweiligen Ausstellungssituationen im Fokus der Untersuchung.*

Praktiken des Lesens und die vielen Aspekte der Literatur

In der jüngeren literaturwissenschaftlichen Forschung wird vermehrt nach dem konkreten ›Tun‹ in den Geisteswissenschaften gefragt: so auch nach den konkreten Praktiken des Lesens und ihren Räumen sowie nach schrifttragenden Materialien und den sozialen Kontexten, die das Lesen bedingen. Steffen Martus und Carlos Spoerhase richten den Fokus in ihrem Buch *Geistesarbeit* deshalb nicht primär auf die wissenschaftlichen ›Ergebnisse‹ von ›Geistesgrößen‹ – im Zentrum der Studie stehen der Komparatist Peter Szondi und der Germanist Friedrich Sengle –, die sich in Form von ›fertigen‹ wissenschaftlichen Publikationen niederschlagen, sondern auf die der geisteswissenschaftlichen Tätigkeit zugrunde liegenden Praktiken, zu denen auch das Lesen gehört.¹ Dabei betonen die Autoren den zentralen Stellenwert der

1 Steffen Martus und Carlos Spoerhase, *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2022).

Materialität von Objekten, Räumen und Arbeitsutensilien für ihr Ziel, eine »Praxeologie der Geisteswissenschaften« zu beleuchten. Denn »Praktiken«, bemerken Martus und Spoerhase, »sedimentieren« sich [...] nicht nur als Könnerschaft in menschlichen Körpern, sondern auch in Objekten und Dingen als Teil materieller Infrastrukturen.«² Damit sprechen sich die Autoren auch dezidiert für die Anerkennung flacher Ontologien aus, wie sie durch Ansätze der Akteur-Netzwerk-Theorie oder der Kulturtechnikforschung hervorgehoben worden sind,³ wonach Objekte als grundlegende handlungsermächtigende und mitunter -steuernde Aktanten in die Überlegungen zu den Praktiken des geisteswissenschaftlichen Arbeitens – insbesondere auch des Lesens – eingebunden sind.⁴ Das Lesen wird entsprechend nicht allein als kognitive – von der geistigen Verfassung der Rezipierenden ausgehende – Praktik verstanden, sondern vielmehr in seinen sozialen, körperlichen und nicht zuletzt materialen Voraussetzungen begriffen. In ähnlicher Weise – wenngleich fokussiert auf das Lesen als soziale Praxis – fragt auch die Literaturwissenschaftlerin Julika Griem in ihrer Studie *Szenen des Lesens* danach, »was [wir tun], wenn wir lesen«.⁵ In den Mittelpunkt stellt Griem dabei »unterschiedliche Schauplätze, Gelegenheiten und Inszenierungen des Lesens [...] als vielschichtige materielle und symbolische Assemblagen«, indem sie unter anderem Leseanleitungen, Lesefestivals und literarische Leseszenen untersucht.⁶

Im Folgenden soll ein anderer Schauplatz des Lesens und seine materiale Bedingtheit als Ausgangspunkt gewählt werden, um nach der Rezeptionsweise von Literatur zu fragen. Denn Literatur wird in der Öffentlichkeit nicht nur im strengen und engeren Sinne lesend, sondern auch in Form von Ausstellungen wahrgenommen, die andere Rezeptionsweisen verlangen und dabei in besonderem Maße zum Vergleichen herausfordern. Mit der Ausstellung von Literatur ist die grundlegende Frage verbunden, welche Aspekte von Lite-

2 Ebd., 25.

3 Vgl. exemplarisch Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, 6. Aufl. (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2017); Harun Maye, »Was ist eine Kulturtechnik?«, *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 1/10 (2010), Schwerpunkt: *Kulturtechnik*: 121–135.

4 Vgl. Martus und Spoerhase, *Geistesarbeit*, 27.

5 Julika Griem, *Szenen des Lesens. Schauplätze einer gesellschaftlichen Selbstverständigung* (Bielefeld: transcript, 2021), 17.

6 Ebd., 18.

ratur präsentiert und vermittelt werden sollen.⁷ Die Forschung zu Literaturausstellungen durchzieht deshalb die Frage, »was man ausstellt, wenn man Literatur ausstellt, respektive was sich zeigt, wenn Literatur gezeigt wird.«⁸ So bedarf es anderer kuratorischer Praktiken – anderer Exponatkonstellationen, Displays und Paratexte und vieles mehr –, je nachdem, welche Aspekte von Literatur in den Vordergrund der Aufmerksamkeit rücken sollen: Soll die Materialität der Textträger im Fokus stehen oder die Schriftbildlichkeit; ist die zumeist nicht sichtbare, literarische Erzählung selbst von Interesse oder sollen gar literaturwissenschaftliche Kriterien wie Gattungszuordnungen oder sogar die Biografie der Autorin oder des Autors vermittelt werden? Ausgehend von diesen Perspektivierungen können Literaturausstellungen sehr unterschiedliche Rezeptionsweisen von Literatur eröffnen: So kann in der Ausstellung dazu eingeladen werden, Literatur mit unterschiedlichen Sinnen wahrzunehmen, Literatur zu sehen, zu ertasten, zu hören oder vielleicht sogar zu riechen.⁹ Die Sinne können dabei in recht unterschiedlicher Gewichtung durch die Einrichtung und Präsentation der Ausstellung angesprochen werden. So kann auch der Rezeptionsvorgang des Lesens – mehr noch: des vergleichenden Lesens – durch die kuratorische Einrichtung der Ausstellung in spezifischer Weise herausgefordert werden. Die Motivation, Literatur mit bestimmten Sinnen und im Hinblick auf ein spezifisches Kriterium wahrzunehmen, erfolgt aber nicht durch die Ausstellung eines Exponats allein – z.B. eines Buches –, sondern zumeist durch die Wahl eines Displays, in dem eine Konstellation verschiedener Exponate im Kontext paratextueller oder paravisueller Zeichen präsentiert wird.¹⁰ Ein Exponat steht deshalb in einer Ausstellung nicht »für sich«, sondern

7 Vgl. dazu insbesondere die Beiträge der folgenden Publikationen Britta Hochkirchen und Elke Kollar (Hg.), *Zwischen Materialität und Ereignis. Literaturvermittlung in Ausstellungen, Museen und Archiven* (Bielefeld: transcript, 2015); Katerina Kroucheva und Barbara Schaff (Hg.), *Kafkas Gabel. Überlegungen zum Ausstellen von Literatur* (Bielefeld: transcript, 2013); Anne Bohnenkamp und Sonja Vandenrath (Hg.), *Wort-Räume. Zeichenwechsel. Augen-Poesie. Zur Theorie und Praxis von Literaturausstellungen* (Göttingen: Wallstein, 2011).

8 Uwe Wirth, »Was zeigt sich, wenn man Literatur zeigt?«, in: Bohnenkamp und Vandenrath (Hg.), *Wort-Räume*, 53–64, hier 55.

9 Vgl. exemplarisch die Untersuchung zum Sehen von Literatur in Ausstellungen: Sandra Potsch, *Literatur sehen. Vom Schau- und Erkenntniswert literarischer Originale im Museum* (Bielefeld: transcript, 2019).

10 Vgl. für die Ausstellung als »raum-zeitliche Konstellation«: Beatrice von Bismarck, »Der Teufel trägt Geschichtlichkeit oder Im Look der Provokation: When Attitudes become

wird expositorisch immer schon in Relation zu anderen Exponaten und paratextuellen Zeichen gesetzt. Die Relationalität und kontextuelle Einbettung des Exponats setzt zum einen Vergleichshandlungen voraus und fordert zum anderen zum Vergleichen heraus.

Der folgende Beitrag möchte deshalb danach fragen, welche Aspekte von Literatur – z.B. Materialität, Narration, Stil, historische Kontexte – durch konkrete Ausstellungssituationen fokussiert und hervorgehoben werden und welche dabei eher in den Hintergrund treten. Welche Rolle spielt dabei das (vergleichende) Lesen? Mit Blick auf diese leitenden Fragen soll in dem Beitrag die grundlegende Rolle der kuratorischen Praktiken des Vergleichens untersucht werden, die oftmals die Rezeption der Besucher*innen in Literatúrausstellungen lenken und auf spezifische Kriterien der Literatur hin ausrichten.

Nachfolgend sollen verschiedene kuratorische Situationen einer einzigen Ausstellung im Zentrum stehen, um zu ermitteln, welche unterschiedlichen Praktiken des Vergleichens in ein und derselben Ausstellung motiviert werden können. In der konkreten Betrachtung exemplarischer Ausstellungssituationen zeigt sich, wie durch die Setzung unterschiedlicher *comparata* und *tertia* die Rezeption und das Verständnis von ›Literatur‹ jeweils neu hervorgebracht und bestimmt werden. Damit steht nicht zuletzt auch der Aspekt der Performanz der Praktiken des Vergleichens – und ihre Kontingenz – im Zentrum des Interesses: Zwar können Praktiken des Vergleichens in Kunstaustellungen die Rezeption vorstrukturieren, sie bleiben in ihren situativen Kontexten und Wiederholungen jedoch stets ein Angebot an Rezipient*innen, welches sich einer vollständigen Steuerung entzieht.

Im Zentrum steht dabei die Dauerausstellung *Lebensfluten – Tatensturm*, die 2012 im Goethe-Nationalmuseum in Weimar eröffnet wurde.¹¹ Sie präsentiert und kontextualisiert das vielfältige Schaffen Johann Wolfgang Goethes auf den

Form – Bern 1969/Venice 2013«, in: Eva Kernbauer (Hg.), *Kunstgeschichtlichkeit. Historizität und Anachronie in der Gegenwartskunst* (Paderborn: Finck, 2015), 233–248, hier 235.

11 Die Dauerausstellung im Goethe-Nationalmuseum wird verantwortet von der Klassik Stiftung Weimar. Unter der Leitung von Wolfgang Holler und Bettina Werche ist die Ausstellung von einer Projektgruppe konzipiert worden, die neben den beiden genannten Personen Viola Geyersbach, Jochen Klauß, Kristin Knebel, Gudrun Püschel, Gisela Maul, Sabine Schimma und Thorsten Valk umfasst. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum* (Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012).

so unterschiedlichen Feldern der Dichtung, der Bildenden Kunst, der Naturwissenschaften und der Politik.¹² Die Ausstellung ist nicht biografisch-chronologisch, sondern nach thematischen Schwerpunkten gegliedert, die sich in den Titeln der Abschnitte abbilden: Genie – Gewalt – Welt – Liebe – Natur – Kunst – Erinnerung.¹³ Mit der thematischen Ausrichtung lenkt die Ausstellung den Blick nicht allein auf Literatur im engeren Sinne, sondern auf Goethes Schaffen in seiner ganzen Breite. Deshalb sind neben literarischen Arbeiten Goethes auch andere Textgattungen, vor allem aber andere Objektgattungen wie Bilder, Naturalien oder Gedenkobjekte ausgestellt. Wolfgang Holler, der mitverantwortlich für die Konzeption war, fasst die kuratorische Zielsetzung wie folgt zusammen: Leitend war »die konzeptionelle Maxime [...], das Exemplarische zu fokussieren, um mit anschaulichen Beispielen aus dem Leben und Wirken Goethes punktuelle Fix- und Höhepunkte aufleuchten zu lassen, die zugleich innere Zusammenhänge herstellen und so das facettenreiche Ganze aus verschiedenen Perspektiven in den Blick nehmen«. ¹⁴ Im Folgenden soll dieses Ansinnen in seiner kuratorischen Ausgestaltung als Ausgangspunkt für die Untersuchung der Vergleichspraktiken und der dadurch motivierten Rezeptionsweisen und Literaturverständnisse dienen. Ausgehend von einigen grundlegenden Überlegungen zu den kuratorischen Praktiken, die zum vergleichenden Sehen und Lesen in Literatúrausstellungen herausfordern, wird anhand dreier konkreter Situationen aus der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* gezeigt, wie die unterschiedlichen Vergleichsangebote die Kriterien des Vergleichens und den dadurch hervorgebrachten Literaturbegriff verändern.

Praktiken des Vergleichens in Ausstellungen

Ausstellungen zeigen zumeist nicht ein Exponat allein, sondern präsentieren Konstellationen von Artefakten in Displaysituationen, die oft auch paratextuelle Rahmungen erhalten. Dieses spezifische Setting der Exposition kann als Zeigeordnung verstanden werden, denn die Art und Weise der Präsentation

12 Vgl. für die konzeptionellen Überlegungen den Beitrag: Wolfgang Holler, »Lebensfluten – Tatensturm. Goethe ausstellen«, in: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum* (Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012), 11–19, hier 14f.

13 Vgl. ebd., 16.

14 Vgl. ebd., 15.

– das Zeigen selbst – beinhaltet eine kalkulierte Form der Hervorhebung eines spezifischen Aspekts oder einer Deutung. Die performative Inszenierung des Zeigens bleibt dabei in Ausstellungen häufig unthematisiert, ja wird geradezu naturalisiert, wodurch sich auch ihr hohes Maß an Evidenzeffekten erklärt.¹⁵ Eine Ausstellung ist aber immer schon mehr als die bloße Summe ihrer Exponate, wie Hubert Locher betont hat: »Jede Ausstellung interpretiert somit die Objekte, entwickelt eine spezifische Rhetorik, die sich in der jeweiligen besonderen Realisation eines Zeigegestus' artikuliert.«¹⁶ Eine expository Situation wird damit als ein auf eine bestimmte Bedeutung und Ästhetik hin ausgerichtetes Relationsgefüge verstanden.¹⁷ So hat auch die Kunsthistorikerin und Ausstellungsforscherin Beatrice von Bismarck in ihrer Studie zur »Kuratorialität« darauf hingewiesen, dass eine Ausstellungsanalyse, die allein einzelne Exponate oder aber kuratorische Intentionen in den Blick nehme, der Komplexität einer Ausstellung und der durch sie wirksamen Relationen nicht gerecht werde.¹⁸ Unter Rückbezug auf die Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours fordert sie für die Ausstellungsanalyse stattdessen einen »relationalen, auf Beziehungsweisen fokussierten Ansatz«.¹⁹ Unter dieser methodischen Prämisse wird das Exponat nicht ›für sich‹ analysiert, wie man es als der Ausstellung vorgängige, distinkte Einheit verstehen könnte, sondern es wird immer schon im Verhältnis zum umgebenden Display, Raum und zu anderen Exponaten verstanden und untersucht. Denn erst in der Ausstellung – im jeweiligen Relationsgefüge – emergiert die jeweils konkrete Anschauung und

-
- 15 Vgl. Klaus Krüger, Elke A. Werner, Andreas Schalhorn (Hg.), *Evidenzen des Expositorischen. Wie in Ausstellungen Wissen, Erkenntnis und ästhetische Bedeutung erzeugt wird* (Bielefeld: transcript, 2019); Elke A. Werner, »Transkulturelles Ausstellen und die Evidenzen des Vergleichs«, in: Antje Flüchter, Birte Förster, Britta Hochkirchen, Silke Schwandt (Hg.), *Plausibilisierung und Evidenz. Dynamiken und Praktiken von der Antike bis zur Gegenwart* (Bielefeld: transcript, 2024), 291–315. Hubert Locher beschreibt Ausstellungen deshalb auch als »Begläubigungsanordnung«: Hubert Locher, »Die Kunst des Ausstellens. Anmerkungen zu einem unübersichtlichen Diskurs«, in: Hans Dieter Huber, Hubert Locher, Karin Schulte (Hg.), *Kunst des Ausstellens. Beiträge, Statements, Diskussionen* (Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 2002), 15–30, hier 18.
- 16 Locher, »Die Kunst des Ausstellens«, 18.
- 17 Vgl. dazu auch Britta Hochkirchen, »Diesseits und jenseits des Kunstwerks. Eine Untersuchung kuratorischer Praktiken des Vergleichens am Beispiel der Ausstellung *Local Histories* im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart – Berlin«, 21: *Inquiries into Art, History, and the Visual*, Nr. 1 (2021): 135–157.
- 18 Vgl. Beatrice von Bismarck, *Das Kuratorische* (Leipzig: Spector Books, 2021), 38f.
- 19 Ebd., 43.

Bedeutung, die sich durchaus von der vorgängigen Bedeutungszuschreibung an das einzelne Objekt unterscheiden kann.

Ausgehend von diesem grundlegenden Verständnis von Ausstellungen kann es mit Blick auf die Untersuchung des Relationsgefüges weiterführend sein – so der Vorschlag dieses Beitrags –, die konkrete Zusammenstellung unterschiedlicher Exponate in den Mikrosituationen einer Ausstellung als Vergleichsangebote zu analysieren, also als eine Zusammenstellung von *comparata*, die in Hinblick auf ein Vergleichskriterium (*tertium comparationis*) in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden. Der Kunsthistoriker Johannes Grave hat die grundlegende Operation, die dem Vergleichen inhärent ist, wie folgt beschrieben: »Mindestens zwei Relata, die Vergleichsglieder oder Komparata, werden mittels einer Vergleichshinsicht, eines *tertium comparationis*, auf Gleichheiten, Übereinstimmungen, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten hin befragt.«²⁰ Überträgt man dies auf die Ausstellungssituation, so werden mehrere Exponate innerhalb des situativen Kontexts des Displays gezeigt und eröffnen in der spezifischen Zusammenschau eine Vergleichshinsicht – sowohl in Hinblick auf Ähnlichkeiten als auch auf Unterschiede.²¹ Die derart hergestellten Vergleichshinsichten – deren Konstruiertheit von zentraler Bedeutung für die Ausstellungsanalyse ist – können dabei auf sehr unterschiedlichen Ebenen wie etwa dem Motiv, der Darstellungsweise, des Materials etc. liegen und damit einen je anderen, spezifischen Aspekt von Literatur hervorheben.²² Weitere Aspekte von Literatur – die bei der separaten Betrachtung des Exponats vielleicht stärker in der Wahrnehmung hervorgetreten wären – rücken dabei eher in den Hintergrund. In der Ausstellung sind die Rezipierenden folglich fast immer dazu angehalten, ein Exponat unter dem Eindruck eines anderen im Kontext einer situativen Displaysituation

20 Johannes Grave, »Vergleichen als Praxis. Vorüberlegungen zu einer praxistheoretisch orientierten Untersuchung von Vergleichen«, in: Angelika Epple und Walter Erhart (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens* (Frankfurt a.M.: Campus, 2015), 135–160, hier 136f. Siehe auch zum Vergleichen als kunsthistorische Methode und den damit einhergehenden Herausforderungen: Peter Geimer, »Vergleichendes Sehen oder Gleichheit aus Versehen? Analogie und Differenz in kunsthistorischen Bildvergleichen«, in: Lena Bader, Martin Gaier, Falk Wolf (Hg.), *Vergleichendes Sehen* (München: Finck, 2010), 45–66.

21 Vgl. Grave, *Vergleichen als Praxis*, 150.

22 Vgl. Angelika Epple und Walter Erhart, »Die Welt beobachten – Praktiken des Vergleichens«, in: dies. (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens* (Frankfurt a.M.: Campus, 2015), 7–34, hier 15.

wahrzunehmen.²³ Der Kunsthistoriker Peter Geimer hat deshalb auch auf die Gefahren der der kunsthistorischen Methode zugrunde liegenden »Verselbstständigung des vergleichenden Sehens« hingewiesen, Gefahren, die auch auf das Vergleichen und Relationieren in Ausstellungen zutreffen: »Der Vergleich schluckt das Spezifische. Die routinierte Suche nach Vorbildern wird dem konkreten Einzelbild nicht unbedingt gerecht. Sie kann es im Gegenteil sogar verstellen, wenn sie nämlich, statt seine Besonderheit aufzuzeigen, sofort das Vergleichbare, Ähnliche und Analoge im Auge hat.«²⁴ Das Vergleichen und die damit einhergehenden Praktiken sind folglich nicht neutral oder objektiv, so wie es auch für die Ausstellung – entgegen ihrer Evidenzeffekte, die häufig auf Vergleichspraktiken zurückgehen – hervorgehoben worden ist.²⁵ Mit dem Vergleichsvollzug sind damit einerseits spezifische Interessen derjenigen Subjekte verbunden, die die Vergleichssituation mit bestimmten Absichten eingerichtet haben: im Falle von Ausstellungen die Konstellation aus Kurator*innen, Gestalter*innen etc. Andererseits sind die Praktiken des Vergleichens immer schon in die Performanz eines situativen Kontextes eingebunden und damit nicht vollständig kontrollierbar²⁶: Zwar können Praktiken des Vergleichens in Kunstaustellungen als Vorgaben die Rezeption lenken, sie bleiben in ihren situativen Kontexten und Wiederholungen jedoch stets ein Angebot für Rezipierende, welches sich einer vollständigen Steuerung entzieht, aufgrund der materiellen Gebundenheit aber auch nicht vollständig austauschbar und willkürlich verhandelbar ist.²⁷ Die konkrete Realisation der Vergleiche verbleibt jedoch bei den Rezipierenden und ist nicht zuletzt auch durch deren Sozialisation, Vorverständnis und Sehkonventionen determiniert.

Ausgehend von der Annahme, dass eine Ausstellung immer schon durch Vergleichsangebote vorstrukturiert ist, sollen im Folgenden anhand dreier konkreter Situationen der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* die kuratorischen Vergleichshandlungen und die Vergleichsangebote der expositorischen Assemblagen untersucht werden. Mit der Frage nach den Praktiken des Vergleichens steht auch zur Debatte, welche Wahrnehmungsweisen von Literatur

23 Vgl. Grave, »Vergleichen als Praxis«, 150.

24 Geimer, »Vergleichendes Sehen«, 65.

25 Vgl. Grave, »Vergleichen als Praxis«, 140.

26 Vgl. ebd., S. 140. Vgl. auch Epple und Erhart, *Die Welt beobachten – Praktiken des Vergleichens*, 20.

27 Vgl. Grave, »Vergleichen als Praxis«, 140.

– z.B. sehend oder lesend – durch die Ausstellung eröffnet werden. Nicht zuletzt produziert jeder initiierte Vergleich auch ein konstruiertes Vergleichskriterium, das – so soll gezeigt werden – einen spezifischen Begriff von Literatur in den Vordergrund stellt.

Kuratorische Vergleichssituationen in der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm*

Die Gestaltung der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* wird dominiert von einer schwarzen Ausstellungsarchitektur, die sich wie aufgeschlagene Buchseiten durch die gesamten zwei Etagen der Exposition zieht. Die originalen Exponate werden zumeist in der Mitte der eingebauten Wände in Vitrinen ausgeleuchtet präsentiert. Auf diese Weise ziehen sich die Exponate wie ein Band durch die gesamte Ausstellung und werden seitlich wie auch oben und unten durch Paratexte – in der Regel Zitate aus Goethes Schriften – begleitet. Durch diese Form der Gestaltung bekommen die hell ausgeleuchteten und drapierten Exponate in den Vitrinen einen anderen, ungleich höheren Status zugeteilt als die nur wiedergegebenen Zitate, die die Vitrinen zumeist rahmend umgeben. Die Zitate fungieren mithin als Kommentarebene, die die Exponate in spezifischer Weise perspektiviert.

Beispiel 1: Sehen, was geschrieben steht: Motivisches Wiedererkennen

Unter dem Titel »Genie« wird in einem der ersten Räume der Ausstellung ein Kupferstich des Straßburger Münsters (1615, Isaak Brun nach Daniel Specklin (?), Klassik Stiftung Weimar, Museen) in einer Vitrine präsentiert (Abb. 1). Zur linken Seite und darüber wird die in der Vitrine ausgestellte Grafik von Goethes Ode »Prometheus« (1774/75) sowie von einem Zitat aus Goethes Aufsatz »Von deutscher Baukunst« (1772) begleitet. Die Texte Goethes sind folglich in Form von Zitaten als Paratexte um das Original herum gruppiert. Diese Konstellation fordert sehr unterschiedliche Rezeptionshaltungen heraus: So bietet die Grafik, die als Original hell ausgeleuchtet ist, zuallererst ein Angebot für den Sehsinn; die Kleinteiligkeit der grafischen Darstellung fordert außerdem eine Betrachtung aus nächster Nähe ein. Ebenso ist auch die bildimmanente Legende nur aus der Nahaussicht heraus zu entziffern, durch sie wird zudem bereits innerhalb der Grafik eine Kombination aus Bild und Text erzeugt, die zwei unterschiedliche Rezeptionsmodi – die lineare Form des Lesens sowie die relatio-

nale Form des Bildersehens – zugleich anregt. Goethes Ode und das Zitat aus seinem Aufsatz »Von der deutschen Baukunst« können hingegen nur im linearen Lesevorgang aufgenommen werden und fordern außerdem einen körperlichen Abstand ein, um sie in Gänze entziffern zu können. Nah- und Fernsicht werden folglich in dieser Ausstellungssituation abwechselnd eingefordert.

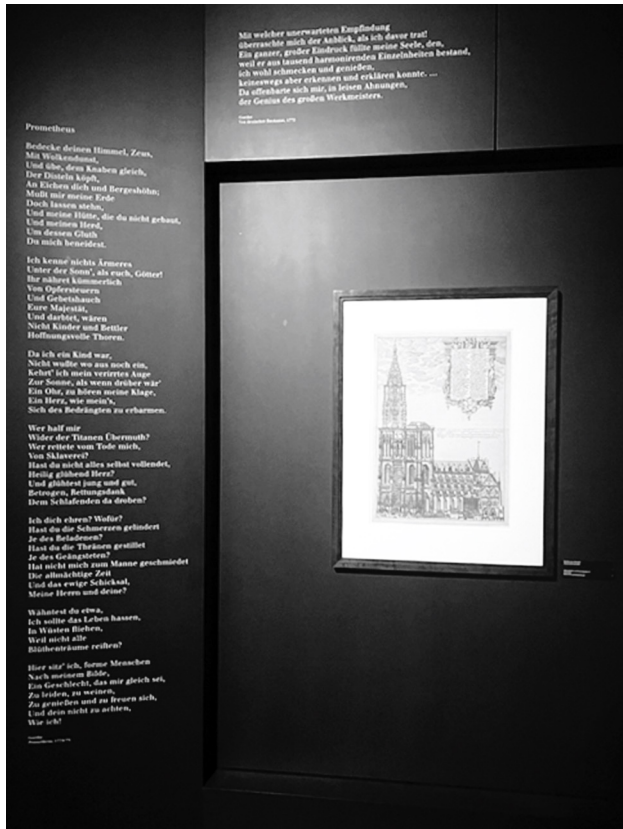


Abb. 1: Ausstellungssituation in der Abteilung »Genie« der Ausstellung Lebensfluten – Tatensturm im Goethe-Nationalmuseum Weimar.

Doch welches Vergleichsangebot eröffnet diese spezifische Text-Bild-Konstellation? In welchem Verhältnis stehen das grafische Exponat und die beiden zitierten Goethe-Texte zueinander? Die Texte thematisieren teils direkt, teils indirekt das Genie: In der Ode ist es Prometheus, der vom lyrischen Ich als schöpferisches Wesen angerufen wird und mit dem es sich auch identifiziert. So heißt es in der letzten Strophe:

Hier sitz' ich, forme Menschen
 Nach meinem Bilde,
 Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
 Zu leiden, zu weinen,
 Zu genießen und zu freuen sich,
 Und dein nicht zu achten,
 Wie ich!²⁸

In »Von deutscher Baukunst« wird das »Genie« explizit mit dem Begriff »Genius« angesprochen:

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. ... Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters.²⁹

Das Straßburger Münster, das unter dem Zitat in der Grafik dargestellt ist, wird von Goethe im Text gelobt und dem Genie des »großen Werkmeisters« Erwin von Steinbach unterstellt.³⁰ Das Kriterium, das als verbindendes Element der Text-Bild-Konstellation in dieser Ausstellungssituation nahegelegt wird, ist folglich das Motiv des Genies, dessen Anrufung und der damit einhergehende Rückbezug auf den Autor Goethe selbst. Die Aufmerksamkeit der Rezipierenden wird durch diese spezifische Zusammenschau der zugeordneten Bilder und Texte folglich primär auf das inhaltliche Thema ausgerichtet: das vor allem durch die Texte angepriesene »Genie«. Demgegenüber werden Aspekte

28 Zitiert nach der Wandbeschriftung in der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm*.

29 Zitiert nach der Wandbeschriftung in der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm*.

30 Vgl. dazu Gudrun Püschel, »Genieästhetik«, in: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum* (Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012), 48–50, hier 49.

wie die Materialität oder formale Qualitäten der Darstellung durch die präsentierte Zusammenstellung – insbesondere durch die Rahmung mit den unterschiedlichen Textsorten Goethes – im Hintergrund der Wahrnehmung belassen. Selbstverständlich können sich Betrachter*innen eigens für die formale Qualität oder die Materialität der ausgestellten Grafik interessieren und dieser nachgehen. Die relationale Zusammenschau der Bilder und Texte lässt aber als gemeinsames Kriterium vor allem den thematischen Aspekt des Genies hervortreten und motiviert daher deren primäre Wahrnehmung. Dabei bleiben allerdings die Unterschiede zwischen Text und Bild deutlich: Während die beiden Texte das Genie direkt ansprechen oder gar wortwörtlich loben, wird die Bedeutung der Grafik und die Zuordnung zum Thema Genie nur über die beiden rahmenden Texte gesetzt, ja mehr noch: hervorgebracht. Unterschiede, wie etwa zwischen den beiden Textsorten – der Ode »Prometheus« und dem Aufsatz »Von deutscher Baukunst« –, werden durch die Vergleichskonstellation hingegen eher eingeebnet, indem beide in derselben Typografie erscheinen und dem Original rahmend beigeordnet sind.

Diese expositorische Konstellation und das darin angelegte Vergleichskriterium lassen Rückschlüsse auf das Literaturverständnis zu, das hier zur Darstellung kommt. In dieser Ausstellungssituation wird Literatur auf motivisch-thematische Inhalte hin perspektiviert, die freilich auch für die Literaturgeschichtsschreibung mit Blick auf die sogenannte Genieästhetik relevant sind.³¹ Noch dazu prägt das inhaltliche Thema des Genies auch den Blick auf den Künstler Goethe, der hier gleich zu Beginn der Ausstellung als genialer Schöpfer inszeniert wird. Die konkrete Ausdifferenzierung von Textsorten und -gattungen mit Blick auf den Sammelbegriff der »Literatur« wird nicht geleistet. Vielmehr werden die eigentlichen Texte zum rahmenden Beiwerk der ausgestellten Grafik, deren Deutung aber überhaupt erst durch den Text konstituiert wird.

Beispiel 2: Sehen, wie geschrieben wird: Praktiken nachvollziehen

In der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* werden in den seitlichen Vitrinen eines Kabinetts viele Manuskripte Goethes ausgestellt, aber auch solche von

31 Vgl. ebd., 48–50.

anderen kanonischen Dichtern wie etwa Friedrich Schiller (Abb. 2).³² Diese Schriftstücke, wie etwa die ausgestellten Ur-Xenien von Goethe und Schiller, haben in der Textproduktion oft die Funktion, die Gedanken zu ordnen und den Aufbau eines Textes zu erarbeiten. Neben den (insbesondere für Laien) schwer zu entziffernden, handschriftlichen Texten und ihren paratextuellen Beschriftungen werden auf der unteren Ebene der Vitrinen außerdem Schreibwerkzeuge aus Goethes Besitz bzw. aus der Zeit um 1800 gezeigt: z.B. Tintengläser, Rohrfeder und Radiermesser. Die Autografen und Schreibinstrumentarien fordern primär den aufs Visuelle gerichteten Sehsinn heraus, da durch die präsentierte Konstellation vor allem die Schriftbildlichkeit sowie die Techniken und Materialien ihrer Produktion in den Blick geraten.³³ In der spezifischen Zusammenstellung tritt damit primär das gemeinsame Kriterium der Materialität und der Praktiken des Schreibens in den Fokus der Aufmerksamkeit. Rezipierende werden eingeladen, bei genauerem Hinsehen Verbindungen zu ziehen zwischen einem spezifischen Schriftbild und der Nutzung eines besonders dicken oder dünnen Schreibutensils. Das Schreiben wird in dieser Konstellation also weniger inhaltlich als in seiner Prozesshaftigkeit und Gebrauchstechnik – auch in Hinblick auf den Denkprozess – in Szene gesetzt. Im Ausstellungskatalog heißt es in Bezug auf Goethe dazu: »Das Schreiben betrachtete Goethe nicht nur als Fixierungsprozess seiner literarischen und naturwissenschaftlichen Ideen, sondern auch als Methode der inhaltlichen Selbstvergewisserung«.³⁴

32 Sabine Schimma, »Goethe schreibt«, in: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum* (Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012), 21–34, hier 32f.

33 Vgl. zum Aspekt der Schriftbildlichkeit: Sybille Krämer, »Operationsraum Schrift. Über einen Perspektivwechsel in der Betrachtung der Schrift«, in: Gernot Grube, Werner Kogge, Sybille Krämer (Hg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine* (München: Fink, 2005), 23–60. S. außerdem für die Thematisierung von »Schreibszenen«: Martin Stingelin (Hg.), *»Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum«. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte* (München: Fink, 2004).

34 Vgl. Schimma, »Goethe schreibt«, 21. S. zum Aspekt der Materialität in Literatúrausstellungen auch Thomas Meier unter Mitarbeit von Friedrich-Emanuel Focken und Michael R. Ott, »Material«, in: Thomas Meier, Michael R. Ott, Rebecca Sauer (Hg.), *Materialle Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Berlin/München/Boston: De Gruyter, 2015), insbesondere 28f.



Abb. 2: Ausstellungssituation im sogenannten »Schreibkabinett« der Ausstellung Lebensfluten – Tatensturm im Goethe-Nationalmuseum Weimar.

Während in dieser Ausstellungssituation folglich das Kriterium der Materialität und der Praktiken des Schreibens hervorgehoben wird, bleiben Aspekte wie inhaltliche Motive oder Themen hingegen stärker im Hintergrund; sie werden durch die Art der Präsentation, mithin durch die Relation der Exponate, nicht als Bedeutungsdimension angelegt. Das unterscheidet diese Ausstellungssituation grundlegend von der vorherigen exemplarischen Konstellation, in der der motivisch-thematische Aspekt des Genies als verbindendes Element durch die Präsentation in den Fokus gerückt wurde.

Die Ausstellungssituation rund um die Autografe vermittelt ein Verständnis von Literatur, das weniger auf die Inhalte und Motive ausgerichtet ist als vielmehr auf die Materialität des Schreibakts selbst.³⁵ Dass dieser Akt

35 Wobei durch die Objektkonstellation und die schwarze Displaysituation keine szenische Wiedergabe von Goethes »Schreibszenen« geleistet wird, wie sie für ihn als »Einrichtung von Wahrnehmungssituationen« für den kreativen Prozess so wichtig waren. Auf solche Schreibszenen stoßen die Besucher*innen jedoch in Goethes Wohnhaus, das sich im selben Gebäudekomplex befindet. Christiane Holm, »Goethes Gewohnheiten. Konstruktion und Gebrauch der Schreib- und Sammlungsmöbel im Weimarer Wohnhaus«, in: Sebastian Böhmer, Christiane Holm, Veronika Spinner, Thorsten Valk

nur vermittelt über die hervorstechende Schriftbildlichkeit der Autografen und Schreibinstrumente präsentiert werden kann, wird durch die Statik der Objekte in der Vitrine in besonderer Weise deutlich. Ähnlich wie schon in der vorherigen exemplarischen Ausstellungssituation werden literarische Textformen oder -gattungen als solche in der Präsentation nicht eigens thematisiert.

Beispiel 3: Sehen, wo ein Wort wie oft geschrieben steht: Parallelstellen finden



Abb. 3: Projektion der multimedialen Installation in der »Faust-Galerie« der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* im Goethe-Nationalmuseum Weimar.

Im Übergang zwischen den beiden Ausstellungsetagen befindet sich im schwarz gehaltenen Treppenaufgang die sogenannte »Faust-Galerie«. Es handelt sich hierbei um eine Multimedia-Installation, die Goethes Tragödie *Faust* (erster und zweiter Teil) gewidmet ist.³⁶ Die Installation ist ein interaktives An-

(Hg.), *Weimarer Klassik. Kultur des Sinnlichen* (München: Deutscher Kunstverlag, 2012), 116–125, hier 117.

36 Vgl. zur Konzeption der *Faust*-Installation Holler, *Lebensfluten – Tatensturm*, 16f., sowie der Katalogbeitrag von Michael Jaeger, »Faust – oder: Das Drama der modernen Exis-

gebot, mit dem Besucher*innen mithilfe eines Rades aus einer Liste Stichwörter auswählen können (Abb. 3 und 4). Bei den Stichwörtern – so disparat wie z. B. »Geiz«, »Unsinn«, »Urgebirge« oder »Venus« – handelt es sich ausschließlich um Substantive, es werden keine Verben oder Adjektive für die Stellensuche zur Auswahl gestellt. Auf einer Wandprojektion erscheinen im Anschluss an die getroffene Auswahl nacheinander die Stellen in beiden *Faust*-Teilen, in denen das Stichwort vorkommt. Es wird jeweils im Kontext weniger Zeilen in der Projektion wiedergegeben. Unten rechts wird angegeben, wie viele Male das Stichwort insgesamt in beiden Tragödienteilen vorkommt. Ebenso findet sich eine präzise Angabe zur Verortung der Stelle in *Faust* I oder II sowie der jeweiligen Szene. Die verschiedenen Textstellen werden nacheinander, jeweils von einem Geräusch des Umblätterns begleitet, eingeblendet; das Stichwort ist dabei farbig markiert. Die Besucher*innen sind aufgefordert, ein Stichwort mit dem Drehrad auszuwählen und werden sodann durch die Installation – unterstrichen durch den Sound – zum Lesen der unterschiedlichen Textstellen, in denen das Stichwort im *Faust* vorkommt, motiviert. Folglich wird der lesende Nachvollzug mittels der Projektion herausgefordert. Durch die Abfolge der unterschiedlichen Fundstellen (und Kontexte) des Stichworts werden die Betrachtenden zudem zum vergleichenden Lesen motiviert: Einerseits findet ein vergleichendes Lesen der unterschiedlichen Kontexte statt, in denen das Stichwort jeweils auftaucht. So können Rezipierende beispielsweise qualitativ vergleichend nachvollziehen, dass das Stichwort »Geist« sowohl von Mephistopheles als auch vom Bischof benutzt wird. Die Installation bietet die Lektüre von Parallelstellen an, um so die unterschiedliche Bedeutung, die dem Begriff in den verschiedenen Stellen zugeteilt wird, in der Abfolge der Lektüre deutlich werden zu lassen. Andererseits wird durch die Installation auch ein quantitativer Vergleich ermöglicht: Das Stichwort »Geist« findet 106 Mal Erwähnung in beiden Teilen des *Faust*, während das Stichwort »Geld« hingegen nur acht Mal vorkommt. Das Vergleichskriterium ist bei beiden das durch das Drehrad aufgerufene Stichwort, die unterschiedlichen Stellen werden dann auf den Einsatz dieses Stichworts hin verglichen. Jedoch kann dieser Vergleich – wie oben beschrieben – im Modus sehr unterschiedlich ausfallen, indem sowohl das quantitative Auftreten des Stichworts als auch die qualitative Auswertung von Interesse sein können.

tenz«, in: Wolfgang Holler, Cudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum* (Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012), 34–43.



Abb. 4: Projektion der multimedialen Installation in der »Faust-Galerie« der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* im Goethe-Nationalmuseum Weimar.

Die *Faust*-Installation eröffnet den Rezipierenden den Zugang zur Literatur über das vergleichende Lesen. Die *comparata* (jeweilige Textstellen aus dem *Faust*) sowie das Vergleichskriterium im Sinne von auszuwählenden Stichwörtern (Substantive) sind dabei durch die Installation vorgegeben, können aber unterschiedlich quantitativ oder qualitativ ausgewertet werden. Literatur wird hier in ihrer inhaltlichen Dimension durch die Motivation des lesenden Zugangs erfahrbar gemacht. Dabei wird auch die Wahrnehmung von Literatur in einer zeitlichen Folge deutlich, denn der Vergleich der zu lesenden Textstellen ergibt sich nur in der Zeit. Durch die Parallelstellen-Lektüre ist die Vergleichskonstellation hingegen nicht darauf angelegt, in erhöhtem Maße formalästhetische Aspekte oder gar die Materialität bzw. Schriftbildlichkeit des Textes in den Blick zu rücken. Diese Aspekte treten eher in den Hintergrund bzw. werden unterminiert, wenn – im Kontrast dazu – durch die Multimediaprojektion verdeutlicht wird, inwiefern Literatur ein virtuell zugängliches und quantifizierbares Medium darstellt. Diese Form der Inszenierung und Rezeption von Literatur unterscheidet sich insofern grundlegend von dem Kabinett, in dem Autografe und Schreibwerkzeuge ausgestellt werden.

Vergleiche vergleichen: Die vielen Aspekte von Literatur in einer Ausstellung

Wenn nach den Räumen und Praktiken des Lesens gefragt wird, spielt die Literatúrausstellung eine zentrale Rolle: Denn sie strukturiert durch Display, Objektkonstellationen und paratextuelle Rahmungen die Wahrnehmung und das Verständnis von Literatur. Die Betrachtung der drei exemplarischen Situationen aus der Weimarer Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* hat verdeutlicht, welche unterschiedlichen Rezeptionsmodi von Literatur durch die Objektkonstellationen motiviert werden, wie z.B. das Bildersehen aus Nahsicht oder Fernsicht oder aber das tatsächliche Lesen von Textstellen. Darüber hinaus konnte die Betrachtung der drei Ausstellungssituationen zeigen, inwiefern durch spezifische Objektkonstellationen sehr unterschiedliche *comparata* und Vergleichskriterien hervorgebracht werden. Mit Blick auf die Praktiken des Vergleichens wurde deutlich, welche Vergleichskriterien jeweils durch die kuratierte Ausstellungskonstellation in den Vordergrund gestellt werden: Das kann ein inhaltliches Motiv wie das »Genie« sein, das können aber auch die Materialität und Praktiken des Schreibens oder die unterschiedlichen Kontexte eines Stichworts in *Faust* I und II sein, die dann wiederum quantitativ wie qualitativ ausgewertet werden können. Mit den unterschiedlichen Vergleichskriterien werden jeweils verschiedene Aspekte von Literatur hervorgehoben: Das Verständnis dessen, was als Literatur zur Darstellung kommt und rezipiert wird, kann so stärker an den Inhalt, an die Materialität oder an quantifizierbare Begriffe und deren Vorkommen gebunden sein. Zugespitzt lässt sich festhalten, dass aus den beispielhaft analysierten Vergleichskonstellationen Literatur hervorgeht als (1.) ein Genieprodukt und damit in sich geschlossenes Kunstwerk mit hohem symbolischem Wert; (2.) eine an Materialität und Instrumentarien gebundene Praktik – auch des Alltags (und damit das Gegenteil vom ersten Literaturbegriff); (3.) ein philologisches Objekt, denn die Parallelstellenlektüre kann als eine der grundlegenden Methoden der Philologie verstanden werden. Diese unterschiedlichen, durch die Vergleichskonstellationen hervorgehobenen Literaturbegriffe gehen dabei mit einem Bedeutungs- und Realisationsspektrum der Tätigkeit des Lesens einher, indem dieser Rezeptionsvorgang von den Objektkonstellationen auf je verschiedene Weise hervorgerufen wird.

Literaturverzeichnis

- Bismarck, Beatrice von. »Der Teufel trägt Geschichtlichkeit oder Im Look der Provokation: When Attitudes become Form – Bern 1969/Venice 2013«. In: Eva Kernbauer (Hg.), *Kunstgeschichtlichkeit. Historizität und Anachronie in der Gegenwartskunst*, 233–248. Paderborn: Finck, 2015.
- Bismarck, Beatrice von. *Das Kuratorische*. Leipzig: Spector Books, 2021.
- Bohnenkamp, Anne und Sonja Vandenrath (Hg.). *Wort-Räume. Zeichen-Wechsel. Augen-Poesie. Zur Theorie und Praxis von Literatúrausstellungen*. Göttingen: Wallstein, 2011.
- Epple, Angelika und Walter Erhart. »Die Welt beobachten – Praktiken des Vergleichens«. In: dies. (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*, 7–34. Frankfurt a.M.: Campus, 2015.
- Geimer, Peter. »Vergleichendes Sehen oder Gleichheit aus Versehen? Analogie und Differenz in kunsthistorischen Bildvergleichen«. In: Lena Bader, Martin Gaier, Falk Wolf (Hg.), *Vergleichendes Sehen*, 45–66. München: Finck, 2010.
- Grave, Johannes. »Vergleichen als Praxis. Vorüberlegungen zu einer praxistheoretisch orientierten Untersuchung von Vergleichen«. In: Angelika Epple und Walter Erhart (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*, 135–160. Frankfurt a.M.: Campus, 2015.
- Griem, Julika. *Szenen des Lesens. Schauplätze einer gesellschaftlichen Selbstverständigung*. Bielefeld: transcript, 2021.
- Hochkirchen, Britta. »Diesseits und jenseits des Kunstwerks. Eine Untersuchung kuratorischer Praktiken des Vergleichens am Beispiel der Ausstellung *Local Histories* im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart – Berlin«. 21: *Inquiries into Art, History, and the Visual*, Nr. 1 (2021), 135–157.
- Hochkirchen, Britta und Elke Kollar (Hg.). *Zwischen Materialität und Ereignis. Literaturvermittlung in Ausstellungen, Museen und Archiven*. Bielefeld: transcript, 2015.
- Holler, Wolfgang. »Lebensfluten – Tatensturm. Goethe ausstellen«. In: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum*, 11–19. Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012.
- Holm, Christiane. »Goethes Gewohnheiten. Konstruktion und Gebrauch der Schreib- und Sammlungsmöbel im Weimarer Wohnhaus«. In: Sebastian Böhmer, Christiane Holm, Veronika Spinner, Thorsten Valk (Hg.), *Weima-*

- rer *Klassik. Kultur des Sinnlichen*, 116–125. München: Deutscher Kunstverlag, 2012.
- Jaeger, Michael. »Faust – oder: Das Drama der modernen Existenz«. In: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum*, 35–44. Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012.
- Krämer, Sybille. »Operationsraum Schrift«. Über einen Perspektivwechsel in der Betrachtung der Schrift«. In: Gernot Grube, Werner Kogge, Sybille Krämer (Hg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, 23–60. München: Fink, 2005.
- Kroucheva, Katerina und Barbara Schaff (Hg.). *Kafkas Gabel. Überlegungen zum Ausstellen von Literatur*. Bielefeld: transcript, 2013.
- Krüger, Klaus, Elke A. Werner, Andreas Schalhorn (Hg.). *Evidenzen des Expositorischen. Wie in Ausstellungen Wissen, Erkenntnis und ästhetische Bedeutung erzeugt wird*. Bielefeld: transcript, 2019.
- Latour, Bruno. *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, 6. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2017.
- Locher, Hubert. »Die Kunst des Ausstellens. Anmerkungen zu einem unübersichtlichen Diskurs«. In: Hans Dieter Huber, Hubert Locher, Karin Schulte (Hg.), *Kunst des Ausstellens. Beiträge, Statements, Diskussionen*, 15–30. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 2002.
- Maye, Harun. »Was ist eine Kulturtechnik?«. *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, Nr. 1/1 (2010), Schwerpunkt: Kulturtechnik, 121–135.
- Martus, Steffen und Carlos Spoerhase. *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2022.
- Meier, Thomas, unter Mitarbeit von Friedrich-Emanuel Focken und Michael R. Ott. »Material«. In: Thomas Meier, Michael R. Ott, Rebecca Sauer (Hg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*, 19–32. Berlin/München/Boston: De Gruyter, 2015.
- Potsch, Sandra. *Literatur sehen. Vom Schau- und Erkenntniswert literarischer Originale im Museum*. Bielefeld: transcript, 2019.
- Püschel, Gudrun. »Genieästhetik«. In: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum*, 48–50. Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012.
- Schimma, Sabine. »Goethe schreibt«. In: Wolfgang Holler, Gudrun Püschel, Bettina Werche (Hg.), *Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum*, 21–34. Weimar: Klassik Stiftung Weimar, 2012.

Stingelin, Martin (Hg.). »Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum«. *Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte*. München: Fink, 2004.

Werner, Elke A. »Transkulturelles Ausstellen und die Evidenzen des Vergleichs«. In: Antje Flüchter, Birte Förster, Britta Hochkirchen, Silke Schwandt (Hg.), *Plausibilisierung und Evidenz. Dynamiken und Praktiken von der Antike bis zur Gegenwart*, 291–315. Bielefeld: transcript, 2024.

Wirth, Uwe. »Was zeigt sich, wenn man Literatur zeigt?«. In: Anne Bohnenkamp und Sonja Vandenrath (Hg.), *Wort-Räume, Zeichen-Wechsel, Augen-Poesie*, 53–64. Göttingen: Wallstein, 2011.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Foto: Autorin.

Abb. 2: Klassik Stiftung Weimar, Fotothek. Fotograf: Maik Schuck.

Abb. 3: Klassik Stiftung Weimar, Fotothek. Fotograf: Jens Hauspurg.

Abb. 4: Klassik Stiftung Weimar, Fotothek. Fotograf: Thomas Müller.

Arbeit an der Wörtlichkeit

Zur Produktivität des Verlesens

Mona Körte

Abstract *Das Verlesen ist ein zeitlich-situativer Vorgang, durch den der Fluss des Lesens eine eigene Wendung nimmt und die Bedeutung in eine andere Bahn gelenkt wird. Deutlicher noch als im Versprecher oder Verhörer wird der buchstäbliche Wortlaut auf produktive Weise gestört und verschafft so Einblicke in Strukturen, Verarbeitungsvorgänge und Relationen, die sonst unbeachtet blieben. Eingedenk der Tatsache, dass Lesen durch das fortwährende Vor- und Zurückwandern des aufnehmenden Auges kognitionspsychologisch betrachtet selbst schon ein Abgleichen, Ermitteln und Rückversichern ist, wird in dem Beitrag für die Methode des vergleichenden Lesens argumentiert, nicht um Verleser als zu korrigierende Irrläufer zu klassifizieren, sondern um sie als unvorhersehbare Eigenleistung und seismographische Denkreaktionen zu begreifen. Damit steht vergleichendes Lesen nicht einfach nur im Dienst der Korrektur des Verlesers, sondern streicht das kreative Potenzial von Abweichungen hervor und eröffnet die Möglichkeit, die meist getrennten Bereiche von Lesen und Schreiben als verschränkte, einander überlagernde und einander bedingende zu beobachten.*

Am Anfang steht eine Sammlung entstellter Buchtitel: Eine Studentin der Literaturwissenschaft, gelernte Buchhändlerin und vor ihrem Studium lange Zeit zuständig für die Sparte Literatur in einer großen Buchhandlung, brachte im Rahmen der Einführungsveranstaltung in die Vergleichende Literaturwissenschaft zu Semesterbeginn eine Schachtel gesammelter Verleser bzw. Verhörer mit.¹ Über Jahre hatte sie mit ihren Kolleg*innen Bestellungen falscher Buch-

1 Die Sammlung stammt von Nina Brennecke, der ich an der Stelle für den Hinweis und die Einsicht in die Sammlung danke. Es lässt sich nicht rekonstruieren, ob den abweichenden Titeln Verleser, Verhörer oder Verschreiber zugrunde liegen, in jedem Fall

titel notiert und gesammelt, in der Regel waren es kanonische Titel, darunter ein Gutteil Schullektüre.

Auf den Zetteln standen neben »Damals war es friedlich« (nur unwesentlich, aber doch recht wirksam verstellt als *Damals war es Friedrich* von Hans Peter Richter zu entschlüsseln) oder »Das Maß der Erde« (das ist Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt*) auch »Trauben im Glas«, gemeint war Wolfgang Koeppens *Tauben im Gras* (mit weiteren Modifikationen, wie etwa »Tauben im Gas«, »Trauben im Gas«, »Tauben im Glas«).² Neben markanten Buchstabendrehern barg die Schachtel auch Umformungen wie »Krawall und Liebe« (für Schillers *Kabale und Liebe*). Ob es sich dabei um wunschgeleitete Abweichungen und damit eher unbewusste Verleser oder intentionale Verballhornungen (Kalauer) handelte, lässt sich nicht mehr ermitteln. Es ist jedoch anzunehmen, dass sich das Verlesen einer Diskrepanz zwischen den Informationen des Textes und dem Vorwissen (der Voreinstellung) von Leser und Leserin verdankt und diese Vorerwartungen über die Wort- und Strukturverarbeitung entscheiden.

Andere Titel geben Einblick in das Vermögen zur Bildung von Äquivalenten, so der Titel »5 Minuten Ewigkeit« für Wolfram Fleischhauers *Drei Minuten mit der Wirklichkeit*. Es finden sich aber auch rätselhaftere Titel wie »Effi Genie« in der Kreuzung von Goethes *Iphigenie auf Tauris* und Fontanes *Effi Briest*. Wohl lenkt hier der Wunsch die Alternativen, und begegnet damit der Unlust vor alternativloser Pflichtlektüre (wie wenn die unwillkürliche oder intentionale Entstellung im Zusammenklang mit Autor*innennamen, hier wäre es Goethe = Genie, die Umformung mitverantwortet – der Titel »Effi Genie« könnte so zustande gekommen sein). Aus Sicht der frühen Sprachforschung, die ab 1895 mit Rudolf Meringers Schriften *Aus dem Leben der Sprache* und *Versprechen und Verlesen: eine psychologisch-linguistische Studie*³ – und damit noch vor Freuds psychoanalytischem Interesse an Fehlleistungen als nicht geglückten Sprachhandlungen⁴ – das Feld absteckt, würde man wohl eher sagen, dass hier Äquivalente gebildet werden, um Fremdes zu assimilieren und in eigene lebens-

handelt es sich um bewusste oder unbewusste kreative Umformungen, die wie im folgenden Beispiel zu Wolfgang Koeppen regelhaft wirken können.

- 2 An dem Beispiel lässt sich gut erkennen, dass Versprechen und Verlesen ansteckend wirken können, also immer weitere Versprecher und Verleser produzieren.
- 3 Rudolf Meringer und Carl Mayer, *Versprechen und Verlesen: eine psychologisch-linguistische Studie* (Stuttgart: Göschen'sche Verlagshandlung, 1895).
- 4 Die zahlreichen Übersetzungsversuche von »Fehlleistung« lenken die Aufmerksamkeit auf die Raffinesse, die der Anerkennung des Fehlers als Leistung zugrunde liegt. Das Kompositum zeugt von der Klugheit des Unbewussten, das die Fehler hervorkehrt. Vgl.

weltliche Zusammenhänge zu übersetzen. Wie das Beispiel »Krawall und Liebe« zeigt, sind Verleser Kompromissergebnisse, denn der Austausch der leisen Intrige gegen den heftigen Aufruhr (gleichsam in umgekehrter Bewegung von Verlesern, die heimlich wirken) deutet ein halbes Gelingen und ein halbes Misslingen an.

Innerhalb der Sammlung an Verlesern oder Verhörern macht insbesondere ein weiterer (programmatischer) Titelverleser klar, dass Verleser nicht im Falsch- oder Fehllesen aufgehen, sondern auf anderer Ebene geglückte Operationen darstellen: Gemeint ist der zu »Der Verleser« veränderte Titel (*Der Vorleser*) von Bernhard Schlink, durch den Vorlesen und Verlesen parallelisiert werden und die die Fehlleistung begründende Operation in den Stand des Buchtitels aufrückt. Durch den scheinbar absichtslosen Vokalaustausch gerät diese Pflichtlektüre, die thematisch noch dazu Analphabetismus und historische Verantwortung korreliert, in den Ruch eines einzigen großen Versprechers. Möglich, dass dieser Verleser dem Versprechen der Literatur, Zusicherung, Zusage oder Garantie zu sein, am nächsten kommt. Was die Verleser, Verhörer oder Verschreiber in jedem Fall begünstigt, ist die im Wörterbuch Jacob und Wilhelm Grimms betonte »Doppeltheit des Sinns«, die ursprünglich für die verschiedenen Verben mit ›ver-‹ galten.⁵ In jedem Fall ist die Umwidmung des Vorlesers zum Verleser in vielfacher Hinsicht ein Kommentar zu Pflichtlektüre.

Verleser und Leseprozessforschung

Buchstabendreher, Umformung, Äquivalenzbildung, Verschmelzung – diese Operationen führen mitten hinein in das Gebiet der von Freud in seiner *Psychopathologie des Alltagslebens* (1901/1904) genannten Fehlleistungen. Zu ihnen gehören neben dem Verlesen weitere in der ›ver-‹-Silbe zum Ausdruck kommende Lapsus wie das Vergessen, Versprechen, Verschreiben, Vergreifen und das Ver-

Philip Weinstein, *Unknowing. The Work of Modernist Fiction* (Ithaca/London: Cornell University Press, 2005), 274.

5 Vgl. Versprechen im Sinne von Zusichern und von Sich-im-Sprechen-Vertun. Verraten im Sinne von etwas erraten und von etwas preisgeben. Geblieben sind meist die negativen Bedeutungen, vgl. Helen Leuninger, *Reden ist Schweigen, Silber ist Gold. Gesammelte Versprecher* (Zürich: Amman, 1993), 77f.

lieren, die in einer inneren Verwandtschaft stehen.⁶ Mit aufgenommen sind neuerdings auch so genannte Vergebärdler, die als spontansprachliche Fehler aus der deutschen Gebärdensprache aufgefasst werden.⁷ Darüber hinaus sind Versprecher, Verhörer oder auch *false friends* nicht selten Stimulus und Merkmal translingualer Dichtung, die diese Sprachstörungen als Strategie und ästhetisches Moment nutzen.⁸

Verlesen heißt zunächst einmal nichts anderes als im Druck oder in der Schrift etwas anderes zu lesen, als was da zu lesen ist, so schreibt es Freud im zweiten Teil seiner mit »Die Fehlleistungen« betitelten Vorlesungen. Damit belegen diese Umstellungen, was wir längst wissen, dass Lesen nämlich kein rein rezeptiver, sondern ein äußerst aktiver Prozess ist,⁹ und Lesefehler, genau-

-
- 6 Sigmund Freud, »Die Fehlleistungen« (1916 [1915]), in: ders., *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (Frankfurt a.M.: Fischer, 1991), 13–75. Hier macht der Autor das (Sich-)Versprechen zum Repräsentanten einer ganzen Gattung (vgl. 58) und bezeichnet das Verschreiben, Verlesen, Verhören, Vergessen als dem Versprechen beigeordnete Formen (vgl. 63). Vgl. dazu auch Georges-Arthur Goldschmidt, *Als Freud das Meer sah. Freud und die deutsche Sprache* (Frankfurt a.M.: Fischer, 2005), 24: »Die Silbe *ver-*, deren philologische Geschichte schwer zu verfolgen ist, nimmt einen zentralen Platz im deutschen Sprachgebäude ein. Es scheint mehrere Präfixe gegeben zu haben, die dann zu einem einzigen verschmolzen sind. Immer ist diese Silbe unbetont, unablässlich dem Wort einverleibt, mit dem sie verbunden, dessen integraler Bestandteil sie ist. *Ver-* bezeichnet erstens das, was von einem vorgezeichneten Weg abweicht; zweitens das, was bis zur letzten Konsequenz fortschreitet; drittens das, was den Sinn eines Worts ins absolute Gegenteil verkehrt. Es ist, als entfaltete sich hier der analytische Gehalt der Sprache [...] an der Oberfläche der Wörter vor aller Augen [...].«
- 7 Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis, *Vokabular der Psychoanalyse* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992), Art. »Fehlleistung«, 153f. Vgl. zum Phänomen der Vergebärdler: Martina Steffen, *Sprachliche Fehlleistungen. Eine pluridimensionale Analyse von spanischen Sprachaufnahmen aus Uruguay* (Kiel: Westensee Verlag, 2011). Zum Verlesen vgl. ebd., 1–22, insbesondere 4.
- 8 Diese Spur kann hier nicht weiterverfolgt werden. Exemplarisch zu translingualer Dichtung: Uljana Wolf, *Etymologischer Gossip. Essays und Reden* (Berlin: kookbooks, 2021) und Uljana Wolf, *false friends. Gedichte* (Berlin: kookbooks, 2009). Zum poetischen Vergnügen an der Befremdung vgl. Mona Körte, »Xenophil-ologie oder Vergnügen am Stolpern«, in: Dorit Funke, Mona Körte, Marius Littschwager, Joachim Michael, Nils Rottschäfer (Hg.), *Aufbruch VerZeichnen. 26 literaturwissenschaftliche Einsprüche* (Düsseldorf: C. W. Leske Verlag, 2023), 43–55.
- 9 Matthias Bickenbach, »Lesen«, in: Heiko Christians, Matthias Bickenbach, Nikolaus Wegmann (Hg.), *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, Bd.1 (Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2015), 393–411, hier 394. Lektüre ist Bickenbach zufolge weniger Rekonstruktion vorgegebener Inhalte als Konstruktion von Zusammenhängen.

er das aktive Sich-Verlesen, nicht nur Abweichungen von einer intendierten Form der Perzeption, sondern Ausdruck und Generator produktiver Prozesse ist. Entsprechend sind Versprecher und Verleser Resultate eines Konflikts zwischen zwei Absichten und damit letztlich das Ergebnis einer störenden, jedoch nicht minder kreativen Intention.¹⁰ Weil man sich so schnell verlesen kann, wird das Lesen auch als kognitives Probierverhalten begriffen, währenddessen Leserin und Leser Vermutungen anstellen, die in einem sehr schnellen Rhythmus verworfen und bestätigt werden.¹¹

Die Lesetheorie- und Lesepraxisforschung fasst Lesen allgemein als ein Zusammenwirken von Wahrnehmen, Verarbeiten und Verstehen, veranlasst durch visuelle Reize in typografisch schriftsprachlichen Situationen, wobei Informationsverarbeitung, Denken und Empfinden verbunden sind.¹² Etwas subtilere Studien beschreiben Wortidentifikation als ein Wechselspiel von gegenseitiger Aktivierung und Hemmung von Buchstaben und Wörtern¹³ und von diesem Wechselspiel – Aktivierung und Hemmung – machen insbesondere Kinder, Jugendliche und auch Dichterinnen und Dichter redlich Gebrauch. Verleser sind, und das ist eine erste These, Eigenbestandteile des Lesens, sie verdeutlichen, dass die Konventionen einer Konversion von Schriftzeichen in Sprache größere Spielräume für individuelle Abweichungen erlauben,¹⁴ zumal Verleser eine Phalanx an Möglichkeiten grammatischer und semantischer Art mit sich führen.

Bevor die Spielräume für Abweichungen und der Einsatz vergleichenden Lesens ausführlicher diskutiert werden, soll die Versprecherforschung – mit dem Verlesen als einem ihrer Gebiete – in groben Zügen skizziert werden.

-
- 10 Steffen, *Sprachliche Fehlleistungen*, 3. Freud spricht von Fehlleistungen als Ergebnissen der Interferenz von zwei verschiedenen Intentionen, von denen die eine die gestörte, die andere die störende heißen kann. Freud, »Fehlleistungen«, 57f.
- 11 Steffen, *Sprachliche Fehlleistungen*, 6. In dem Kontext interessant ist der Druckfehler, der beim Lesen häufig unauffällig korrigiert oder gar überlesen wird.
- 12 Hugo Aust, »Die Entfaltung der Fähigkeit des Lesens«, in: Hartmut Günther und Otto Ludwig (Hg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research*, Bd. 2 (Berlin/Boston: De Gruyter, 1996), 1169–1178, hier 1170.
- 13 Ursula Christmann, »[Art.] Kognitionspsychologische Ansätze«, in: Ursula Rautenberg und Ute Schneider (Hg.), *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch* (Berlin/Boston: De Gruyter, 2016), 21–45, hier 25.
- 14 Anders Klaus Weimar, »Lesen: zu sich selbst sprechen in fremdem Namen«, in: Heinrich Bosse und Ursula Renner (Hg.), *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, 2. Aufl. (Freiburg i.Br.: Rombach, 2010), 53–66, hier 62.

Versprechen am Rand

Versprecher gelten als Randphänomene; das ist seltsam, denn die frühe Sprachwissenschaft weist ihnen eine prominente Rolle in der Erklärung der historischen Entwicklung von Sprachen wie überhaupt der Sprachproduktion zu¹⁵: Helen Leuninger nennt sie »Fenster zu unserer Sprachkenntnis«¹⁶, und die Psychoanalyse befreit sie von der Zufälligkeit, um sie als vollgültigen psychischen Akt mit einem eigenen Ziel¹⁷ aufzufassen. Die mit dem Wiener Indogermanisten Rudolf Meringer um 1900 und in Konkurrenz zu den Studien Sigmund Freuds entwickelte, linguistische ›Ver‹-Forschung, unter die man die vielen Versehen in einsilbiger Subsumption fassen kann, wandte sich zunächst dem Nicht-Funktionieren der sprachlichen Kommunikation zu und wollte aus diesem Interesse heraus zu einer Theorie sprachlicher Fehlleistungen beitragen.¹⁸ Meringer und Mayer entwickelten hierfür eine Typologie, genauer eine »Kasuistik verschiedenster *lapsus linguae*«,¹⁹ die in Folge lediglich verfeinert wurde, in ihrer dort vorgenommenen Auffächerung jedoch bis heute Bestand hat. Dabei klassifizierten Meringer und Mayer im Falle der Verleser die Abweichungen vom schriftlichen Text und ermittelten die Fehlertypen, bezogen den Aspekt des Sinns jedoch, weil nur am Rand des Sprachlichen stehend, recht zögerlich ein. Für ihre Klassifikation teilten sie Verleser in verschiedene Gruppen von A bis G ein, begannen mit der Gruppe A für Vertauschung (Beispiele hierfür sind: »Denile Semenz«, »Gebrecher-verhirne« für »Verbrechergehirne«, aber auch ganze Sätze wie »Mit auf den Händen gebundenen Rücken«), gefolgt von der Gruppe B für Antizipation (hier bringt Meringer als Beispiel »Bratpaar« für »Brautpaar« oder »die Mond ist das Weib« – der Verleser entsteht über die Vorwegnahme des natürlichen Geschlechts von Weib), die zu C für Postpositionen weiterführte (Beispiel:

15 Vgl. Meringer und Mayer, *Versprechen und Verlesen*, V.

16 Helen Leuninger, *Danke und Tschüss fürs Mitnehmen. Gesammelte Versprecher und eine kleine Theorie ihrer Korrekturen* (Zürich: Amman, 1996), 106.

17 Freud, »Fehlleistungen«, 32.

18 Steffen, *Sprachliche Fehlleistungen*, 1f.: Die Forschung versucht »zu analysieren [...], was passiert, wenn jemand nicht das sagt oder liest, was er eigentlich sagen oder lesen wollte«.

19 Vgl. Simon Aeberhard, »Fehllesen«, in: Alexander Honold und Rolf Parr (Hg.), *Lesen. Grundthemen der Literaturwissenschaft*, Bd. 4 (Berlin/Boston: De Gruyter, 2018), 177–193, hier 178.

»mittlerweise« statt »mittlerweile«), bevor sie zu D für Contamination (Beispiel: »Ich deuch ergebenst« statt »ich dank euch ergebenst« oder »Strang« für »Sturm und Drang«) und von dort zu E kamen, worunter sie die Substitution fassten. Beispiele waren hier »Freund« statt »Fremder«, »Effekt« statt »Affekt«. Meringer und Mayer zufolge ist die Substitution eine Operation, die den allgemeinen Gesetzen der Gedankenassoziation folgt,²⁰ sie tauscht Wörter aufgrund von Ähnlichkeiten in Schrift- und Klangbild aus. Die Klassifikation F stand für Lautumstellungen (Beispiel »Weiberfrucht« statt »Weiberfurcht«) und mit G gelangten die Verfasser zu den Auslassungen (Beispiel »Böse« statt »Börse«).²¹ Darüber hinaus wiesen sie die Fehlleistung der Wiederholung aus, die aber bereits eine korrigierende Funktion habe oder dem Zeitgewinn vor einem schwierigen Wort (im Sinne einer Angstverarbeitung) geschuldet sei. Die neuere Versprecherforschung kennt außerdem Metaversprecher, die eine Kombination aus den gereihten Typen darstellen: Ein Beispiel hierfür wäre »hochintelligabtes Kindelfind«, das auch als auf Kontamination und Vertauschung beruhender Virusfehler bezeichnet wird.²² Ihre Klassifikation entwickeln Meringer und Mayer übrigens an den Verlesern, die sich beim Lesen von Literatur, darunter Gottfried Kellers *Sinngedicht*, William Shakespeares *Hamlet* und Friedrich Schillers *Der Geisterseher* einstellen.

Das vermeintliche Randphänomen der Versprecher, Verleser und in Teilen auch der anderen »ver«-Varianten ist interessanterweise von einer Metaphorik umgeben, die die Konnotationen des Randes stärkt, indem sie deren Rolle als Abweichler und Ausschere, Störer und Aufwiegler ausmalen hilft und den in ihr wirkenden Mechanismus als Entgleisung fasst: Freud attestiert Geringsfügigkeiten wie Versprechen, »Abhub der Erscheinungswelt« zu sein, ihre Funktion sei die Störung;²³ bei Meringer ist ähnlich von »Wort-Vaganten« die Rede, Vaganten hier in der alten Bedeutung von Umherstreifenden, Vagabunden und Herumtreibern.²⁴ Verleser irritieren oder verändern das Be-Stehende, im Bann der Vorsilbe liegt ihre Funktion darin, anzuzeigen, dass etwas beeinträchtigt ist, falsch gemacht wird oder auch verändert, verbraucht

20 Als Beispiel hierfür nennen Meringer und Mayer Mineralien statt Materialien. Vgl. Meringer und Mayer, *Versprechen und Verlesen*, 74.

21 Vgl. Steffen, *Sprachliche Fehlleistungen*, 30f.

22 Leuninger, *Danke und Tschüss*, 119.

23 Freud, »Fehlleistungen«, 24.

24 Rudolf Meringer, *Aus dem Leben der Sprache. Versprechen, Kindersprache, Nachahmungstrieb* (Berlin: B. Behr's, 1908), 56 und 121f.

ist, nicht mehr besteht.²⁵ Pointiert könnte man sagen, dass die negativierende Funktion der Vorsilbe ›ver‹ im Verein mit der sie umgebenden Metaphorik Versprecher zu Verbrechern macht, weshalb auch Freud in seiner zweiten Vorlesung über die Fehlleistungen dem Auditorium zurufen kann: »Ja, sind Sie denn der Richter und der, welcher ein Versprechen begangen hat, ein vor Ihnen Angeklagter? Ist denn ein Versprechen ein Vergehen?«²⁶ Versprecherforschung fahndet – bleibt man in der Metaphorik – nach Motiven für die Verfälschung des Lesens und die Mechanismen des Verlesens; dabei geht es zwar um ihre Untersuchung, nicht aber darum, sie vermeiden zu lernen. Vielmehr geht es bei Freud um das Versprechen als vollgültigen psychischen Akt; es verfolgt sein eigenes Ziel und verdankt seine Bildung dem Einfluss von Wortassoziationen und damit verbundenen Gedankenketten. Meringer und Mayer hingegen interessieren jene Versprecher und Verleser begünstigenden Lautbeziehungen und Wortähnlichkeiten, woraus Richard Wiese die Erkenntnis ableitet, dass Versprecher und auch Verleser durch Wortbildungsregeln, genauer durch die Sprachproduktionsmodellen zugrunde liegenden syntaktischen Repräsentationen (Relationen der Wörter untereinander) und lexikalischen Einheiten (Wortspeicher), bedingt sind.²⁷

Was sowohl in der psychoanalytischen also auch in der morpho-syntaktischen Ausrichtung auffällt, ist die sofortige Tendenz zur Korrektur, zur Berichtigung, wovon die vielen gereihten Beispiele in Freuds *Psychopathologie des Alltagslebens* erzählen. Zwei Beispiele der von Freud aufgeführten Beispiele seien hier hervorgehoben:

Der Beruf oder die gegenwärtige Situation des Lesers bestimmt auch das Ergebnis seines Verlesens. Ein Philologe, der wegen seiner letzten trefflichen Arbeiten im Streite mit seinen Fachgenossen liegt, liest »Sprachstrategie« anstatt Schachstrategie. Ein Mann, der in einer fremden Stadt spazieren geht, gerade um die Stunde, auf welche seine durch eine Kur hergestellte Darmtätigkeit reguliert ist, liest auf einem großen Schilde im ersten Stock

25 Vgl. die Duden-Definition, Eintrag »ver-«, Punkt 1, 4, 6 und 7. Zum poetischen und zeichnerischen Spielraum der Silbe ›ver‹ vgl. Nanne Meyer, »Ver-Zeichnungen«, in: Marie Luise Knott, Ulrich Blumenbach, Thomas Brovot, Jürgen Jakob Becker (Hg.), *Zaitenklänge. Geschichten aus der Geschichte der Übersetzung* (Berlin: Matthes & Seitz, 2018), 192–208.

26 Freud, »Fehlleistungen«, 46.

27 Richard Wiese, »Versprecher als Fenster zur Sprachstruktur«, in: *Studium Linguistik* 21, 45–55.

eines großen Warenhauses »Klosetthaus«, seiner Befriedigung darüber mengt sich doch ein Befremden über die ungewöhnliche Unterbringung der wohltätigen Anstalt bei. Im nächsten Moment ist die Befriedigung doch geschwunden, denn die Tafelschrift heißt richtiger: Korsetthaus.²⁸

Zu der Erklärung, dass Beruf oder gegenwärtige Situation des Lesers und der Leserin das Ergebnis des Verlesens bestimmt, passt auch der von Freud aus den *Sudelbüchern* Georg Christoph Lichtenbergs zitierte Aphorismus: »Er las immer Agamemnon statt ›angenommen‹, so sehr hatte er den Homer gelesen.« Freud erkennt in Lichtenbergs Aphorismus »fast die ganze Theorie des Verlesens«.²⁹

Dieser Verleser hat viele Facetten und Freuds Lösung, den Implikationsreichtum dieses Verlesers nicht weiter auszuführen, sondern ihn kurzerhand zum Nukleus einer »fast« ganzen Theorie der Fehlleistung zu erklären, ist zweifellos elegant. Kein Wunder, dass die theoretisch-methodischen Ansätze innerhalb der Versprecher- und Verleser-Forschung weit verzweigt sind und die Randständigkeit des Phänomens umso merkwürdiger erscheint. Für die Linguistik in ihrer historischen Ausprägung sind Versprecher und Verleser Quellen morphologischer Forschung, seit Meringer und Mayer werden sie zur Erklärung der Verbindung von phonologischen und morphologischen Prozessen herangezogen, in der Psychoanalyse sind Verleser von ihrer Zufälligkeit befreiter Ausdruck der Ablehnung des Gelesenen durch einen intensiven Wunsch, und in der Kognitionsforschung wiederum gelten Verleser als (versuchsweise) Assimilation an Unbekanntes. Um das Verlesen aus dem in diesen Ansätzen wirksamen semantischen Feld des korrekturbedürftigen Fehlers und der Verfehlung herauszulösen, wird hier ein phänomenologischer Zugriff auf Verleser vorgeschlagen, der auf Wahrnehmungsoperationen und -dynamiken zielt und der den Anteil des Textes und die textuelle Umgebung miteinbezieht.

28 Sigmund Freud, *Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum)*, 5. Aufl. (Berlin: S. Karger, 1917), 92. Interessant ist hier die Rolle der Korrektur, die Leuninger als sichtbares Ergebnis einer Selbstüberwachung beschreibt, vgl. Leuninger, *Danke und Tschüss*, 127.

29 Freud, *Psychopathologie*, 91.

Vergleichendes Lesen

Verlesen ist ein kreativer Prozess, der im Zusammenspiel seiner Komponenten vielfältig, jedoch immer auch mit dem Prozessieren des Aufgelesenen verbunden ist. Als eine Form des Lesens ist das Verlesen nicht an (polarisierende) Adjektive wie schnelles oder langsames, unaufmerksames oder genaues Lesen geknüpft,³⁰ und wer die Fehlleistung lediglich als Irrtum charakterisiert, geht an seinen subtilen Unterströmungen vorbei. In den Klassifikationen Meringers und Mayers werden typologische Abweichungen bestimmt, Freud interessieren die Graduierungen, das Unrichtige in Hinsicht auf das Wortwörtliche und die Auflösung von Lesefehlern nach Art eines Rätsels, die viele Umwege gehen muss, um an ihr Ziel zu gelangen.³¹ Diese Gerichtetheit der das Verlesen inkludierenden Versprecherforschung auf Korrektur, sei es Selbst- oder Fremdkorrektur, bezieht sich in der Regel auf das Danebenliegen bzw. auf die Entstellung einzelner Wörter, nicht aber auf ein zusammenhängendes Lesen. Es geht also bislang weniger um den Anteil des Textes oder besser die textuelle Umgebung, in die der Versprecher eingebettet ist, wodurch das Potenzial von Verlesern unerkannt bleibt. Um die textuelle Umgebung stärker zu berücksichtigen, wird hier ein auf Vergleichen ausgerichtetes Modell des Lesens vorgeschlagen. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei gesagt, dass die Versprecherforschung voll von Vergleichen ist, in der Regel aber werden Versprechersammlungen auf ihren Umfang, ihre Typologie und/oder ihre Begrifflichkeit hin verglichen. Was in der Versprecherforschung bislang interessiert, ist eine Klassifizierung der Art der Abweichung; sowohl Freud als auch Meringer/Mayer sind um (Selbst-)Korrekturen als Moment analytischer Erkenntnis bemüht. Oft dient die Operation des Vergleichens der Chaosbewältigung, weil durch sie erkennbare Prinzipien und Mechanismen der Sprachproduktion hervortreten. Verglichen werden zudem zugängliche Versprecherdatenbanken³² oder auch der exemplarische Ort von Versprechern in verschiedenen

30 Der Literaturwissenschaftler Jay Jin hat, um die Beweglichkeit der Epitheta zu betonen, vom Phänomen des »adjectival reading« gesprochen, das sich seit der Etablierung des Close Reading unaufhörlich selbst- und weiter ausbildet. Vgl. Jay Jin, »Problems of Scale in ›Close‹ and ›Distant‹ Reading«, *Philological Quarterly* 96, Nr. 1 (2017), 105–129, hier 105.

31 Es beginnt die Suche nach der Gedankenverknüpfung, gerade wo der Nachforschung ein Hindernis in den Weg gelegt wird.

32 Beispiele hierfür sind die vom Max Planck Institute for Psycholinguistics zur Verfügung gestellten Versprechersammlungen, allen voran Victoria Fromkins *Speech Error Databa-*

Sprachen – so liegt im Deutschen die Häufigkeit von Versprechern auf dem Wortanfang, im Spanischen hingegen auf der Wortmitte, was sich den unterschiedlichen Akzentmustern der Sprachen verdankt.³³

Weit seltener wird der Anteil des Textes (hier im sowohl abstrakten Sinne eines Beitrags als auch im konkreten Sinn des Anteils als materielle Ansammlung von Buchstaben) berücksichtigt, doch sollte der Kontext als der die sprachliche Einheit umgebende Text mindestens ebenso sehr wie die Wörtlichkeit in den Blick geraten. Mein Vorschlag wäre, stärker auf die Methode des vergleichenden Lesens zu setzen, eingedenk der Erkenntnis, dass Lesen kognitionspsychologisch betrachtet selbst bereits ein Vergleichen, Abgleichen, Rückversichern ist. Für die Bestimmung des Lesevorgangs hat Wolfgang Iser treffend vom wandernden Blickpunkt gesprochen, der sich der Tatsache verdankt, »daß wir einen Text nicht in einem einzigen Augenblick erfassen können«.³⁴ Zwar verwendet Iser weder das Wort Vergleichen noch erwähnt er die Möglichkeit des Verlesens, doch beschreibt er das die Lektüre charakterisierende Vor und Zurück ähnlich dem hier gemachten Vorschlag eines Ver- und Abgleichens als »Dialektik von Protention und Retention«, in der »ein noch leerer, aber zu füllender Zukunftshorizont mit einem gesättigten, aber kontinuierlich ausbleichenden Vergangenhitzshorizont« vermittelt würde.³⁵ Da das einzelne Satzkorrelat mit anderen Worten in nur begrenztem Sinn auf Kommenendes ziele, enthält der »geweckte Horizont [...] bei aller Konkretheit gewisse Leervorstellungen«.³⁶ Die Produktivität solcher Leervorstellungen schließt nicht nur Phänomene des Verlesens mit ein, sondern sie behauptet vor dem skizzierten Horizont ihr eigenes Recht.

Durch diese Linse betrachtet, wäre Lesen ein fortwährendes Hüpfen und Springen des aufnehmenden Auges und damit eine eher instabile Praxis. Im Zurückwandern des Auges findet eine auch retrograde Ermittlung statt, und so lässt sich mithilfe des vergleichenden Lesens vom Verleser gleichsam zurückwandern zur Quelle für den ›Fehler‹.

se, die als eine der umfangreichsten gilt: https://www.mpi.nl/dbmpi/sedb/sperco_for_m4.pl [abgerufen am 20.01.2024]. Ein von H. Leuninger gesammeltes Korpus an Versprechern findet sich hier: <https://saschaduemigpsycholinguistik.jimdofree.com/versprecherkorpus/> [abgerufen am 20.01.2024].

33 Steffen, *Sprachliche Fehlleistungen*, 4.

34 Wolfgang Iser, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung* (München: Wilhelm Fink, 1994), 182f.

35 Iser, *Akt des Lesens*, 182f.

36 Iser, *Akt des Lesens*, 181.

Zum besseren Verständnis sei hier aus dem Handbuch-Eintrag zum Lesen von Matthias Bickenbach zitiert:

Das Auge liest [...] weder Buchstabe für Buchstabe noch Wort für Wort, sondern springt auf bedeutungstragende Zusammenhänge der Schrift (Morpheme, Phoneme). Lesen ist (anders als Scannen) kein kontinuierliches Ablesen, sondern eine diskontinuierliche Aktivität des Auges, die durch den engen Schärfbereich des Auges (der Fovea) bedingt ist. Fixationen sind minimale Pausen zwischen den Sakkaden, die auch Rück-Sakkaden zur Vergewisserung einleiten können. Die Lesegeschwindigkeit ist durch Dehnung der Sakkaden steigerbar, hängt jedoch auch von der Komplexität der Texte sowie von der Sprachkompetenz des Lesers ab. An diese diskontinuierliche Sammlung von Zeichen, die extrem leistungsfähig ist, weil sie Größenunterschiede der Typologie oder auch fehlende Buchstaben ignorieren kann (sog. Invarianz), schließen sich weitere neurologische Verarbeitungsprozesse an, inneres oder äußeres Lautieren oder die Unterscheidung von Doppelbedeutungen im ›mental Lexikon‹. Die Komplexität des Lesens wird von Etymologie und Alltagssprache nicht erfasst. Sprachlich unterscheiden nur Adjektive verschiedene Formen (still, laut, genau, flüchtig etc.) der historisch wie praktisch unterschiedlichen Verwendungen und Wandlungen.³⁷

Schon Meringer und Mayer schreiben in ihrem Buch zum Versprechen und Verlesen aus dem Jahr 1895, dass wir nicht buchstabierend lesen, und erklären dies mit dem allbekannten Übersehen von Druckfehlern.³⁸ Ähnlich Bickenbach formuliert es Klaus Weimar in seinem einflussreichen Text mit dem Titel »Lesen: zu sich selbst sprechen in fremdem Namen«. Die Kognitionspsychologie habe den Vorteil, »sich naiv auf die Schrift als Bedingung der Möglichkeit von Lesen und Verstehen überhaupt zu beziehen. Ihr sei die Einsicht zu verdanken, dass der Blick beim Lesen nicht gleichmäßig über die Schrift gleite, sondern springe, meist vorwärts, aber auch rückwärts.«³⁹ Lesen wie auch Verlesen besteht demnach aus Sprüngen, vielleicht gar aus Weitsprüngen, allerdings auf kategorial unterschiedlichen Ebenen: Ist es beim Lesen das Auge, das Zeichen verwandelnd hin- und herhüpft, so ist es beim Versprecher die

37 So bei Bickenbach, »Lesen«, 396f.

38 Meringer und Mayer, *Versprechen und Verlesen*, 100.

39 Klaus Weimar, »Lesen: zu sich selbst sprechen in fremdem Namen«, 54. Der ruckartige Sprung, die Sakkade, kann über zehn Buchstaben hinweggehen, davon aber nur sieben Buchstaben scharf sehen.

Sinnverarbeitung, die ausgehend vom Wortlaut und zugleich über ihn hinauschießend, einen ungebührlichen Sprung macht. Buchstaben ermöglichen das Lesen ebenso wie das Verlesen, das am Ende, so verstanden, auch nur ein Lesen ist. Wenn also Leser oder Leserin nicht das lesen, was er oder sie eigentlich lesen sollten oder wollen, so ist das keine Entgleisung wie im oben beschriebenen Sinne. Vielmehr kommt, wer springt, auf einem neuen Gleis zu stehen: Verleser erlauben es, der Schriftabhängigkeit des Lesens weitere Aspekte abzugewinnen, indem sie qua Eigenleistung grundsätzliche Möglichkeits- und Gelingensbedingungen schriftlicher Kommunikation verdeutlichen.⁴⁰ Im Verleser lässt sich etwas über die kulturelle Produktion von Bedeutung lernen.

Um den Sprung zu ermessen, ist es jedoch nötig, nicht nur Wortforschung zu betreiben, sondern die Textumgebung einzubeziehen, den Weg vom Versprecher zurückzuverfolgen, um Einsichten darüber zu gewinnen, wo der Sinn abzweigt. Wo beginnt das Zaudern, wo nimmt es der eigene Gedanke mit dem fremden Gedanken auf,⁴¹ bis sich der Geist abwendet von der Buchstäblichkeit oder, müsste man sagen, heillos in die Buchstäblichkeit mit ihren Lautassoziationen verstrickt? Welche Fährte nimmt die Abweichung, und wann wird sie als solche erkannt? Mit Wörtern wie Stimulus und Quelle stellt die Versprecherforschung die Begrifflichkeiten für ein vergleichendes Lesen schon zur Verfügung, wendet sie aber nicht in diese Richtung. Und dies, obwohl in Versprechern auch Genus, Numerus, Tempus oder Person durcheinandergebracht werden, sie sich also gewissermaßen grammatisch entwickeln. Für Umstellungen und Versprecher kann die Quelle, das Epizentrum oder auch die Ursache weit vor dem eigentlichen Versprecher liegen. Leuninger spricht treffend von einem »Versprecherherd«⁴², das Wort des Herdes weist hinter die Stelle, den genauen Ort des Sich-Versprechens zurück. Sich zu verlesen kann also auch bedeuten, den auf die Stelle zulaufenden Text auf den Verleser hin zuzurichten. Auch können sich die betroffenen Einheiten

40 Aeberhard, »Fehllesen«, 177.

41 Wird er bemerkt, so setzt durch den Verleser etwas aus und neu ein, er eröffnet einen Raum für die Imagination und ähnelt damit dem, was das Zaudern und das Zögern freisetzen. Vgl. Alice Lagaay, »Lob des Zauderns«, *Philosophie Magazin* 2, 2019, <https://www.philomag.de/artikel/lob-des-zauderns> [abgerufen am 04.02.2024]: »Zu zögern bedeutet, den unreflektierten Fluss gewohnheitsmäßigen Handelns zu unterbrechen, das System zu stören [...]. Sich Zeit für eine erneute Betrachtung nehmen [...]. Es ist, viel grundsätzlicher, der Ort der Vorstellung, der Imagination, des Wunderns und Denkens [...]«.

42 Leuninger, *Danke und Tschüss*, 111.

bei Versprechern und Verlesern nicht nur auf Phonem, Morphem, Silben, Wort, sondern auch auf Satzteilgröße erstrecken,⁴³ was eine Bedingung für vergleichendes Lesen zu sein scheint.

Durch die Textumgebung, die hier vergleichend in den Blick geriete, könnte man den verschiedenen Arten von Ähnlichkeit, die Versprecher beeinflussen, näherkommen, mitunter auch schlicht staunen über die Renitenz und die widerständige Zeichenverarbeitung, die Leser und Leserin den Wörtern entgegenbringen. Die eingeübte Rezeption von Schriftzeichen entfalte – so Simon Aeberhard in einem schönen Text zum Verlesen – »hinterücks eine unvorhergesehene Produktivität gegen die automatisierte Decodierung schriftlicher Gehalte«. ⁴⁴ Vergleichen kann auch heißen, Einsichten in ein Sprachspiel zu gewinnen, fasst man Literatur als eigene »Sprachspiel-Varietät« auf,⁴⁵ in der das Unbewusste einfach weiterspielt. So verstanden würden Verleser durch seismografische Reaktionen beim Denken produziert.

Komparative Verfahren – und lange Zeit war die Sprachforschung ja eine vergleichende – leisten genau dies: Sie bewegen sich zwischen Ähnlichkeitsaufdeckung und Differenzierungsleistung.⁴⁶ Was hier also durch ein vergleichendes Lesen möglich würde, wäre die Vermessung einer im Verleser wirksamen Produktivität. Denn beim Versprecher ist es die Verarbeitung, die einen ungebührlichen Sprung macht. Verlesen wäre demnach etwas wie ein Aufhänger oder Stimulus für vergleichendes Lesen, das im Vergleichen aufzeigt, wo die Bedeutung abzweigt. Es zeigt sich, dass Verlesen und Vergleichen sowohl produktions- als auch rezeptionsseitig und auf mehreren Ebenen verflochten sind: So ermöglicht in den eingangs behandelten, fehlgelesenen Buchtiteln erst der Vergleich Einblicke in das Vermögen zur Bildung von Äquivalenten. Darüber hinaus ist das Vergleichen eine dem Lesen zugrunde liegende kognitive Operation, die auch darauf ausgerichtet ist, die textuelle Umgebung von Verlesern und damit Kontexte stärker zu berücksichtigen, und schließlich ist das Vergleichen eine wissenschaftliche Methode zur Klas-

43 Vgl. Steffen, *Sprachliche Fehlleistungen*, 48.

44 Aeberhard, »Fehllesen«, 177.

45 Ralf Schnell, *Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2000), 47.

46 Vgl. Hartmut von Sass, »Vergleiche(n). Ein hermeneutischer Rund- und Sinkflug«, in: Andreas Mauz und Hartmut von Sass (Hg.), *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparatistischer Verfahren* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011), 25–47, hier 40.

sifikation von Fehlertypen innerhalb der Versprecherforschung, von der die Verleserforschung einen Teil ausmacht.

Der (Fehl-)Leistung des Verlesens kommt man näher, wenn man sie sowohl analytisch als Synthese von Zusammenhängen als auch mittels empirischer Analyse fasst. Dabei können Verleser ein Resultat des entautomatisierten, aber auch des automatisierten Lesens sein. Verleser drosseln die Lektüre in der Regel, dies ist aber nicht notwendig der Fall und hängt u. a. von den oben genannten Unterschieden in der Ähnlichkeit von Lautstellungen ab. Verleser haben Charakter – anstatt sie allzu schnell und gewaltsam in Vertrautes zu verwandeln, sollte man sie als unruhige Fremde gewähren lassen und rückwärtslesend als Ausdruck einer Weichenstellung auffassen. Der Bezug des Vergleichs zum Problem des Anderen, der Alterität wird damit deutlich, wie ihn Hartmut von Sass an einem ganz anderen Beispiel aufzeigt.⁴⁷

Ich schlage also vor, Verleser weder als psychische noch allein als den Vorerwartungen des Lesers oder der Leserin geschuldete, zu korrigierende Irrläufer, sondern als unvorhergesehene, zwischen Gleichheit, Differenz und Ähnlichkeit operierende Eigenleistung zu begreifen. Das durch Wortassoziationen, Lautähnlichkeit und andere Aufmerksamkeits(ab)lenkungen begünstigte Verlesen veranstaltet Spiele mit der Buchstäblichkeit, kreierte alternativen Sinn, ›schreibt‹ den Text durch alternativen Wort- und Zeichengebrauch noch einmal um. Mag sein, dass der Vorgang routinierten Lesens mit stillschweigenden Korrekturen einhergeht, wodurch man im Lesen durch sein Vermögen, beim Lesen semantische Ungereimtheiten zu erspüren, Verlesern vorbeugt. Oft genug aber werden Verleser gar nicht erst bemerkt, weil sie sich als Ausdruck kreativen Lesens ebenso gut oder gar besser semantisch einpassen. Das kreative Moment wird übersehen. Eine solch ›intuitive‹ Wortentstellung oder Umformung wird erst durch ein aktives Vergleichen offenbar. Im Sinne eines Messens und Tarierens von Differenz, genauer den differenten Anteilen von Ähnlichkeit, ist Vergleichen Erkenntnisgewinn.

Akte des Verlesens produzieren einen Überschuss, im Verlesen setzen Leserin und Leser fort, was der*die Autor*in begonnen hat. »Der wahre Leser muss der erweiterte Autor sein«, so schreibt es schon Novalis am Ende seiner *Blüthenstaub*-Sammlung,⁴⁸ freilich ohne dabei Verleser im Blick zu haben.

47 Vgl. von Sass, »Vergleiche(n)«, 36f.

48 Novalis, »Vermischte Bemerkungen (Urfassung von ›Blüthenstaub‹) 1797–1798,« in: Gerhard Schulz (Hg.), *Novalis Werke* (München: C. H. Beck, 2001), 323–352, hier 352.

Vergleichendes Lesen ist nötig, um mit dem umzugehen und sich dem anzunähern, was im Verlesen übrigbleibt.

Literaturverzeichnis

- Aeberhard, Simon. »Fehllesen«. In: Alexander Honold und Rolf Parr (Hg.), *Lesen. Grundthemen der Literaturwissenschaft*, Bd. 4, 177–193. Berlin/Boston: De Gruyter, 2018.
- Aust, Hugo. »Die Entfaltung der Fähigkeit des Lesens«. In: Hartmut Günther und Otto Ludwig (Hg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research*, Bd. 2, 1169–1178. Berlin/Boston: De Gruyter, 1996.
- Bickenbach, Matthias. »Lesen«. In: Heiko Christians, Matthias Bickenbach, Nikolaus Wegmann (Hg.), *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, Bd. 1, 393–411. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2015.
- Freud, Sigmund. *Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum)*, 5. Aufl. Berlin: S. Karger, 1917 [1901].
- Freud, Sigmund. »Die Fehlleistungen (1916 [1915])«. In: ders., *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, 13–75. Frankfurt a.M.: Fischer, 1991.
- Goldschmidt, Georges-Arthur. *Als Freud das Meer sah. Freud und die deutsche Sprache*. Frankfurt a.M.: Fischer, 2005.
- Iser, Wolfgang. *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, 4. Aufl. München: Wilhelm Fink, 1994.
- Jin, Jay. »Problems of Scale in ›Close‹ and ›Distant‹ Reading«. *Philological Quarterly* 96, Nr. 1 (2017): 105–129.
- Körte, Mona. »Xenophil-ologie oder Vergnügen am Stolpern«. In: Dorit Funke, Mona Körte, Marius Littschwager, Joachim Michael, Nils Rottschäfer (Hg.), *Aufrühr VerZeichnen. 26 literaturwissenschaftliche Einsprüche*, 43–55. Düsseldorf: C. W. Leske Verlag, 2023.
- Lagaay, Alice. »Lob des Zauderns«. *Philosophie Magazin* 2, 2019, <https://www.philomag.de/artikel/lob-des-zauderns> [abgerufen am 04.02.2024].
- Laplanche, Jean und Jean-Bertrand Pontalis. *Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.
- Leuninger, Helen. *Reden ist Schweigen, Silber ist Gold. Gesammelte Versprecher*. Zürich: Amman, 1993.

- Leuninger, Helen. *Danke und Tschüss fürs Mitnehmen. Gesammelte Versprecher und eine kleine Theorie ihrer Korrekturen*. Zürich: Amman, 1996.
- Meringer, Rudolf und Carl Mayer. *Versprechen und Verlesen: eine psychologisch-linguistische Studie*. Stuttgart: Göschen'sche Verlagshandlung, 1895.
- Meringer, Rudolf. *Aus dem Leben der Sprache. Versprechen, Kindersprache, Nachahmungstrieb*. Berlin: B. Behrs, 1908.
- Meyer, Nanne. »Ver-Zeichnungen«. In: Marie Luise Knott, Ulrich Blumenbach, Thomas Brovot und Jürgen Jakob Becker (Hg.), *Zaitenklänge. Geschichten aus der Geschichte der Übersetzung*, 192–208. Berlin: Matthes & Seitz, 2018.
- Novalis. »Vermischte Bemerkungen (Urfassung von ›Blüthenstaub‹) 1797–1798«. In: Gerhard Schulz (Hg.), *Novalis Werke*, 4. Aufl., 323–352. München: C. H. Beck, 2001.
- Sass, Hartmut von. »Vergleiche(n). Ein hermeneutischer Rund- und Sinkflug«. In: Andreas Mauz und Hartmut von Sass (Hg.), *Hermeneutik des Vergleichs. Strukturen, Anwendungen und Grenzen komparatistischer Verfahren*, 25–47. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011.
- Schnell, Ralf. *Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2000.
- Steffen, Martina. *Sprachliche Fehlleistungen. Eine pluridimensionale Analyse von spanischen Sprachaufnahmen aus Uruguay*. Kiel: Westensee Verlag, 2011.
- Weimar, Klaus. »Lesen: zu sich selbst sprechen in fremdem Namen«. In: Heinrich Bosse und Ursula Renner (Hg.), *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, 2. Aufl., 49–62. Freiburg i.Br.: Rombach, 2010.
- Weinstein, Philip. *Unknowing. The Work of Modernist Fiction*. Ithaca/London: Cornell University Press, 2005.
- Wiese, Richard. »Versprecher als Fenster zur Sprachstruktur«. *Studium Linguistik* 21 (1987), 45–55.
- Wolf, Uljana. *false friends. Gedichte*. Berlin: kookbooks, 2009.
- Wolf, Uljana. *Etymologischer Gossip. Essays und Reden*. Berlin: kookbooks, 2021.

Verständige Vergleichung

Paradigmatisches versus referenzielles Lesen (und Schreiben)

Moritz Baßler

Abstract *Der Vergleich ist die paradigmatische Trope, die Äquivalenzen herstellt. Was aber entspricht der Vergleichsoperation auf der syntagmatisch-metonymischen Achse? Das Nachdenken über Prinzipien der Kontiguität und Referenz verspricht neue Aufschlüsse auch über das realistische Erzählen unserer Gegenwart.*

Das Andere des Vergleichs

Der Vergleich ist für eine kulturwissenschaftliche Texttheorie gleich in zweierlei Hinsicht die zentrale Trope. Zum einen ist er im strukturalistischen Zwei-Achsen-Modell des Textes die zentrale Operation für die paradigmatische Achse, die Achse der Äquivalenz. Wo Jakobson produktionsästhetisch die Selektion ansetzt, die Auswahl aus einem Paradigma äquivalenter Möglichkeiten, dort müssen wir als Analytiker*innen, die wir ja immer schon mit dem fertigen Text konfrontiert sind, den Vergleich ansetzen. Wie bei der poetischen Funktion die äquivalenten Stellen in der Sequenz, so rufen bereits in der normalen Sprachverwendung alle Okkurrenzen »nach einer der beiden korrelativen Erfahrungen, die [Gerard Manley] Hopkins treffend als ›Vergleich um der Gleichheit willen‹ und ›Vergleich um der Ungleichheit willen‹ definierte.«¹ Nur geschieht dieser Vergleich in nicht-poetischer Sprache eben mit den Elementen eines Paradigmas *in absentia*. Erst im Vergleich mit diesen anderen, nicht

1 Roman Jakobson, »Linguistik und Poetik«, in: ders., *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, hg. v. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert, 3. Aufl. (Frankfurt: Suhrkamp, 1993), 83–93, hier 108.

manifesten Möglichkeiten stellt sich die Bedeutung dessen her, was im Syntagma notiert ist. Lesen, könnte man zugespitzt sagen, heißt vergleichen.

Zum anderen ist der Vergleich jene Operation, die Kultur definiert, wie der Systemtheoretiker Dirk Baecker ausführt:

»Kultur« ist das, was unvergleichbare Lebensweisen vergleichbar macht. Der moderne Kulturbegriff ist das Ergebnis der intellektuellen Praxis des Vergleichens. [...] [E]s geht um die scheinbar ganz harmlose intellektuelle Geste, irgend etwas für »interessant« zu halten und sich mithilfe des Vergleichswissens, das man sich angelesen hat, Gedanken über dieses Interessante zu machen.²

Denken wir beide Aspekte zusammen, dann erkennen wir zum einen die paradigmatische Achse des Textes als Achse der Kultur, zum anderen nähern wir uns einem operablen kulturwissenschaftlichen Begriff einer Textualität der Kultur.³

Sehr viel weniger klar und deutlich untertheoretisiert stellt sich demgegenüber interessanterweise die syntagmatische Achse dar, die Achse der Kombination, und das obwohl sie ja *in praesentia* vorliegt und der Analyse unmittelbar zugänglich scheint. Stellen wir eine einfache Frage: Was entspricht eigentlich auf der syntagmatischen Seite dem, was der Vergleich auf der paradigmatischen Seite leistet? Der Selektion entspricht die Kombination, soviel ist klar, aber mit welcher Operation vollziehe ich diese analytisch eigentlich nach? Das erscheint keineswegs als trivial. Es verhält sich dabei wie mit der Auflösung von Metaphern und Metonymien als Substitutionsfiguren. Wenn ich eine Metapher, die ja der paradigmatischen Achse zugeordnet ist, auflöse, muss ich einen Vergleich formulieren. »Du bist mein Schatz« wird zu »Du bist für mich so herausragend wertvoll, wie es in der materiellen Welt ein Goldschatz wäre.« Um aber eine Metonymie aufzulösen, buchstabiere ich einfach den gleichsam natürlichen Zusammenhang eines Frames aus. »Tisch 8 möchte ein Bier« wird zu »Die Person, die an Tisch 8 sitzt, möchte ein Bier.« In dieser Weise entspricht dem paradigmatischen Vergleich wohl einfach der syntagmatische Nachvollzug der Kombinationen im Abgleich mit eingeführten grammatischen Mustern und kulturellen Frames oder Codes.

2 Dirk Baecker, *Wozu Kultur?* (Berlin: Kadmos, 2000), 47f.

3 Das habe ich ausgeführt in: Moritz Baßler, *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie* (Tübingen: Francke, 2005).

Nun sind Texte, als gespeicherte Objekte, ja immer von einer gewissen Apodiktik. Was dasteht, steht einigermaßen unverrückbar da, auch wenn ich es mir vielleicht anders wünschen würde. Das Problem mit dem Prinzip des Syntagmatischen ließe sich dabei wie folgt formulieren: Sobald der syntagmatische Textverlauf einen grammatischen Bruch enthält, erkenne ich einen Fehler. Sobald der syntagmatische Textverlauf aber einen Framebruch enthält (»Die Person an Tisch 8 möchte einen Pinguin«), suche ich nach alternativen, »uneigentlichen« Bedeutungen, um den Frame zu retten. Das heißt aber, ich suche nach Äquivalenzen und verlasse damit den metonymischen Modus und wechsele in den metaphorischen. Im Umkehrschluss heißt das, dass ich die normale, unauffällige Kombination wirklich nur rezeptiv nachvollziehen kann; ihre Bedeutung stellt sich nicht erst her wie im paradigmatischen Vergleich, sondern ist immer schon quasi natürlich gegeben. Der Vergleichsoperation im Paradigmatischen entspricht also auf der syntagmatischen Achse eine Art laufender Normabgleich, der überprüft, ob der Text auch »richtig« verfährt, ob er also den grammatischen Regeln entspricht und – für uns interessanter – ob er der üblichen Kodierung von Frames entspricht, die unser normales Weltwissen bestätigen. (Hier irgendwo ist wohl auch der Unterschied zwischen schreibbarem und nur lesbarem Text angesiedelt, den Roland Barthes aufmacht.⁴)

Mit der paradigmatischen Achse hat der Text also an einer Semiosis, einer lebendigen Kultur, man könnte auch sagen, an einer Poiesis teil, während er sich und unsere Lektüre mit seiner syntagmatischen Achse an den eingeführten, codierten, petrifizierten, scheinbar natürlichen Beständen unseres Weltwissens ausrichtet.

Referenz

Ich thematisiere diese abstrakten Fragen der (vergleichenden) Textkonstitution, um literarische Modi genauer zu erfassen, die auch in unserer Gegenwartsliteratur eine Rolle spielen und zu ihrer Beschreibung dienen können. Bereits Jakobson ordnet die beiden Sprachaspekte, von denen hier die Rede ist, auch literarischen Epochen und ihren Verfahren zu:

4 Vgl. Roland Barthes, *S/Z* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1987).

The primacy of the metaphoric process in the literary schools of romanticism and symbolism has been repeatedly acknowledged, but it is still insufficiently realized that it is the predominance of metonymy which underlies and actually predetermines the so-called ›realistic‹ trend [...].⁵

Im Jahre 1920 wird Jakobson von Osip Brik gefragt, wie er sich denn zum Realismus stelle, »der doch offenbar auf eine Wirklichkeit außerhalb der Kunst bezogen ist?«⁶ Offenbar reicht also auch hier, im Bereich der Kontiguität, ein bloßer Verfahrensbegriff nicht hin, vielmehr stellt sich erneut das Problem der kulturellen Dimension. Denn mit Briks Frage ist ein Begriff aufgerufen, der bei alledem bislang gar nicht vorkam, der Begriff der Referenz.

Was ist eigentlich eine Referenz? Bis ich angefangen habe, darüber nachzudenken, wusste ich es noch. Linguistische Studien verorten die Referenz irgendwie unklar an der Schnittstelle zwischen Semantik und Pragmatik⁷ und sprechen in diesem Zusammenhang bevorzugt von der Deixis als einer einigermaßen beherrschbaren Sonderform.⁸ Eine argumentative Verbindung zum petrifizierenden Moment des Metonymischen findet sich jedoch bereits an klassischer Stelle, in Nietzsches »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«. Dort heißt es:

Nur durch das Vergessen jener primitiven Metaphernwelt, nur durch das Hart- und Starr-Werden einer ursprünglich in hitziger Flüssigkeit aus dem Urvermögen menschlicher Phantasie hervorströmenden Bildermaße, nur durch den unbesiegbaren Glauben, *diese* Sonne, *dieses* Fenster, *dieser* Tisch sei eine Wahrheit an sich, kurz nur dadurch, dass der Mensch sich als Sub-

5 Roman Jakobson, »Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbance«, in: Roman Jakobson und Morris Halle, *Fundamentals of Language* (S Gravenhage: Mouton, 1956), 53–82, hier 78.

6 Roman Jakobson und Krystyne Pomorska, *Poesie und Grammatik. Dialoge*, übers. v. Horst Brühmann (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1982), 112.

7 Vgl. Jürgen Pafel, *Referenz* (Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2020). Pafel trifft eine Unterscheidung zwischen Sprecher-Referenz (vierstellig, ›sich beziehen auf etwas‹) und semantischer Referenz (zweistellig, ›etwas bezeichnen‹). – Dank an Antje Dammel für linguistische Nachhilfe!

8 Vgl. Jörg Meibauer, »Deixis und Referenz«, in: ders., *Pragmatik. Eine Einführung* (Tübingen: Stauffenburg, 2001), 12–23.

jekt und zwar als *künstlerisch schaffendes* Subjekt vergisst, lebt er mit einiger Ruhe, Sicherheit und Konsequenz [...].⁹

Die Deixis – »*diese* Sonne, *dieses* Fenster« – wird bereits laut Nietzsche erst durch das Vergessen des poetisch-metaphorischen Hergestelltseins, der paradigmatischen Dimension ermöglicht. Dieses Verdrängen entspricht dem, was Roland Barthes sowohl in seiner Mythentheorie als auch in seiner Beschäftigung mit dem Realismus als Naturalisierungseffekt bezeichnet und kritisiert hat.¹⁰

In der Deixis und allgemein in der Referenz wird, so könnte man sagen, die paradigmatische Dimension narkotisiert, werden die Bedingungen der Semiosis und damit alle Vergleichsoperationen gekappt zugunsten einer semantischen Eindeutigkeit, die kommunikativ funktionieren kann. Ginge es allein um das Zeigen, wäre eine deiktische Sprachhandlung ja durch eine Hand- oder Kopfbewegung zu ersetzen (wie sie auch meine Katze versteht, manchmal). Es geht im referenziellen Bezug auf die Wirklichkeit also immer schon um mehr: Immer schon vorausgesetzt wird nämlich, *dass* es sich bei dem, auf das verwiesen wird, um die Sonne bzw. ein Fenster handelt, dass also unsere codierten Denotate und gängigen Assoziationen, die mit diesen Begriffen verbunden sind, hier realiter greifen. Und darin eben besteht die Naturalisierung. Meibauer bringt in seiner linguistischen Einführung in die Pragmatik ein schönes Beispiel:

Auf einer Party beziehe ich mich auf eine Frau mit dem Ausdruck *die Frau mit dem Mineralwasser*. Die Referenz kann durchaus gelingen, selbst wenn sich hinterher herausstellen sollte, daß in dem Glas in Wirklichkeit Aquavit war.¹¹

Man könnte fragen: Was heißt hier »in Wirklichkeit«? Vermutlich wird niemand je überprüfen, was die klare Flüssigkeit in dem Glas genau war, aber da es sich um eine Frau handelt, wird sie ja hoffentlich nicht wie die umgebenden Herren in großen Mengen Hochprozentiges zu sich nehmen usw. – schon

9 Friedrich Nietzsche, »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«, in: ders., *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, Bd. 1, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari (München: dtv, 1980), 873–890, hier 883.

10 Vgl. Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, übers. v. Horst Brühmann (Berlin: Suhrkamp, 2010), sowie ders., »Der Real(itäts)effekt«, übers. v. Konrad Honsel, <https://nachdemfi.lm.de/issues/text/der-realitytaetseffekt>.

11 Meibauer, »Deixis und Referenz«, 18f.

greifen unsere *idées reçues* und bestätigen sich erneut in der Konstitution von Wirklichkeit.

Realismus

Literaturwissenschaftlich hat man sinnvollerweise systematisch unterschieden zwischen einem Realismus im Sinne von Referenz und einem Realismus als Verfahren. In der Tat kann, ja muss vielleicht sogar, von »unrealistischen« Dingen wie Wundern, Geistern oder Vampiren realistisch erzählt werden, umgekehrt kann ein moderner Grenztext sich auf sehr reale Dinge beziehen, etwa ein Frühstück in Dublin. Hier und jetzt geht es mir aber gerade um die Beziehung zwischen diesen beiden Begriffen oder womöglich nur Aspekten von Realismus. Realismus als Verfahren ist, so meine von Barthes, Christoph Bode und anderen übernommene Definition, gekennzeichnet durch einen automatisierten Übergang von der Text- zur Darstellungsebene, von den syntagmatisch notierten Zeichen zu dem, was sie darstellen. Das entspricht Barthes' Definition von Mythos als Vergessen oder Verdrängen der ersten Ebene eines dreistufigen Zeichenmodells.¹² Die Zeichenebene, die Dimension der Semiosis ist im realistischen Verfahren eben nicht spürbar, wir befinden uns sofort auf der Ebene des Dargestellten, in der Diegese, der erzählten Welt.

Welt ist aber auch die Bedingung von Deixis und Referenz überhaupt. Wie Hans Vilmar Geppert in seiner literatursemiotischen Analyse realistischer Romane des 19. Jahrhunderts feststellt, ist jedes diegetische Zeichen in einem fiktionalen realistischen Text daher zunächst ein *sin*-Zeichen, ein Zeichen, das auf eine Singularität in der erzählten Welt referiert.¹³ Welt und Handlung konstruieren wir aufgrund dieser Zeichen. Effis Schaukel ist tatsächlich eine Schaukel, ein Spielgerät, das im Garten ihrer Eltern steht, auf der Karte der Romanwelt verortbar; Effi ist eine junge Frau, die Sex haben und sterben wird. Die Dracheneier, die Daenerys Targaryen geschenkt bekommt, enthalten Embryonen von Reptilien, die schlüpfen, wachsen und kämpfen werden, wie Drachen das halt so tun.

12 Barthes, *Mythen des Alltags*, 258f.

13 Vgl. Hans Vilmar Geppert, *Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts* (Tübingen: Max Niemeyer, 1994).

Nun ist ein literarischer Text als sprachliches Kunstwerk aber ja *per definitionem* ein Zeichen zweiter Ordnung, das heißt, die Ebene der Darstellung wird ihrerseits noch einmal zeichenhaft, indem sie eine zusätzliche Bedeutungsebene konstituiert. Die sin-Zeichen, allein oder im Verbund, bekommen daher eine Zeichendimension hinzu, die Geppert (mit Charles Sanders Peirce) legi-Zeichen nennt. Legi-Zeichen verweisen auf eine Gesetzmäßigkeit, eine symbolische Ordnung. Handelt es sich dabei um Referenz? Und wenn ja, in welcher Welt befindet sich dann das Bezeichnete?

Effis Schaukel verweist nicht auf eine Schaukel, die in der wirklichen Welt irgendwo in einem Garten im Pommerschen stand. Eine Lektüreeerwartung dieser Art würden wir vermutlich als paraliterarisch zurückweisen, auch wenn sie immer wieder, etwa auf Autorenlesungen in Fragen wie »Haben Sie das wirklich so erlebt?«, geäußert oder in lokalen Recherchen zu den literarischen Orten ausagiert wird. Tatsächlich bleibt diese Referenz jedoch binnenfiktional. In ihren Konnotationen verweist die schaukelnde Effi aber auf das Lebensgefühl einer jungen Frau, eine gewisse Leichtigkeit und auch Kühnheit, die später gesellschaftlichen Zwängen zum Opfer fallen. (Hätte Fontane den Garten statt mit einer Schaukel mit einer Rutsche oder einem Karussell ausgestattet, hätte das womöglich ganz andere Bedeutungseffekte erzielt.) Diese konnotative Bedeutung bleibt nun aber nicht auf die Diegese beschränkt, sondern wir sollen sie als legi-Zeichen verallgemeinern. Als solches verweist es dann nicht mehr auf Gesetzmäßigkeiten, die bloß in der erzählten Welt gelten, sondern auf solche, die in unserer, der wirklichen Welt am Werke sind, bzw. hier im Preußen des späten 19. Jahrhunderts. Das trifft auch das programmatische Selbstverständnis dieser Literatur: »[S]ie schafft« – so etwa Otto Ludwig,

die Welt noch einmal, keine sogenannte phantastische Welt [...], im Gegenteil, eine, in der der Zusammenhang sichtbarer ist als in der wirklichen [...]. Eine Welt, die in der Mitte steht zwischen der objektiven Wahrheit in den Dingen und dem Gesetze, das unser Geist hineinzulegen gedrungen ist.¹⁴

Noch einmal gefragt: Ist das Referenz? In der Linguistik ist umstritten, ob man von Referenz sprechen kann, wenn keine Singularitäten bezeichnet werden. Allerdings kommen hier Aussagen über die wirkliche Welt zustande, denen

14 Otto Ludwig, »Dramaturgische Aphorismen: Der poetische Realismus«, in: ders., *Werke in 6 Bänden*. Bd. VI, hg. v. Adolf Bartels (Leipzig: Hesse, 1900), 280–283, hier 280f.

man einen Wahrheitswert zuordnen kann. Man könnte z.B. mit Gründen behaupten oder bestreiten, dass Fontane in *Effi Briest* die Rolle der Frau im Preußen seiner Zeit zutreffend charakterisiert. Realistische Texte dieser Art verfahren also nicht bloß realistisch, sondern referieren damit auch auf die außerliterarische Wirklichkeit.

Anders in *Game of Thrones*. Buch- und HBO-Serie verfahren ebenfalls realistisch, aber mit der Witwenverbrennungsszene, in der Danaerys am Ende der 1. Staffel mit ihren drei frisch geschlüpften Drachen triumphal dem Scheiterhaufen entsteigt, scheint mir kein *legi*-Zeichen im eben explizierten Sinne verbunden. Es handelt sich um eine Schlüsselszene in einem der größten Epen unserer Zeit, eine Szene von gewaltigem Schau- und Wallungswert, die von großer Bedeutung für jeden ist, der der Stilgemeinschaft angehört. Aber sie bedeutet eben innerhalb der geschlossenen Fantasy-Diegese; nach außerhalb exportiert sie keine Aussagen über unsere Welt, sondern allein ihren spektakulären Eigenwert. In diesem Fall könnte man zugespitzt sagen: »Die Mythen unserer Zeit sind nicht die Mythen unserer Welt.« Auch dies entspricht, nebenbei gesagt, dem Selbstverständnis von Fantasy-Autor*innen. Bereits Tolkien hatte sich ausdrücklich gegen eine übertragene, referenzielle Lektüre seines *Lord of the Rings* verwahrt: »As for inner meaning or ›message‹, it has in the intention of the author none. It is neither allegorical nor topical.«¹⁵

Ich übersehe weder die Möglichkeit, sich auch in poetisch-realistische Romane allein wegen ihres Unterhaltungswertes fallen zu lassen, noch die Möglichkeit, alles und jedes allegorisch auch auf unsere Welt zu übertragen, wenn ich vorschlage, hier zwei grundsätzliche Verwendungen realistischer Erzählprosa nach ihrer Art zu unterscheiden, wie sie *legi*-Zeichen bilden. Man könnte vorläufig von einem referenziellen und einem hedonistischen Realismus sprechen.

Unproduktive Nebenordnung

Während Jakobson den Realismus noch als eine Art unbedarfte Interimsphase zwischen Romantik und Symbolismus lokalisierte, stellt sich heute eher die literarische Moderne als Zwischenphase dar. Zumindest in unserer Erzählliteratur dominieren seit etwa einem Jahrhundert wieder realistische Verfahren,

15 John Ronald Reuel Tolkien, »Foreword to the Second Edition«, in: ders., *The Lord of the Rings* (London: HarperCollins Publishers, 1995), xv–xviii, hier xvi.

und spätestens im 21. Jahrhundert hat sich, so meine These, ein populärer Realismus als International Style des kommerziellen Erzählens durchgesetzt. In der hedonistischen Variante stapelt er sich in Form von Genreliteratur im Eingangsbereich unserer Buchhandlungen, in der referenziellen Variante prägt er auch die valorisierte Romanliteratur unserer Zeit. Für diese zweite Variante ergibt sich nun folgendes Problem:

Unter der Vorherrschaft des Metonymischen, die den Realismus als solchen charakterisiert, wird, so hatten wir gezeigt, eine Lektüre belohnt, die sich im Wesentlichen in einem laufenden Normabgleich mit dem erschöpft, was wir ohnehin für unsere Wirklichkeit und ihre Gesetze halten. Das bringt einen doppelten Effekt mit sich. Zum einen sind unter diesen realistischen Bedingungen, vor allem was das Plotting angeht, gerade solche sin-Zeichen besonders interessant, die nicht in der erwarteten Zuschreibung eines legi-Zeichens aufgehen; sagen wir eine KZ-Wärterin, die eigentlich eine Gute ist, oder ein Neonazi auf dem Brandenburger Lande, dem man aber viel Verständnis entgegenbringt. Weil aber die realistisch informierte Lektüre automatisch stets auch den legi-Aspekt in Anschlag bringt und das sin-Zeichen synekdochisch liest, handelt man sich damit entweder heftige Kritik ein (Verharmlosung von Neonazis etwa) oder man muss die eine Ausnahmefigur, die den Roman interessant macht, mit einer Reihe anderer KZ-Wärterinnen aufwiegen, die so fies und unmenschlich sind, wie es der erwarteten Norm entspricht. Diese wird damit bestätigt und wir können »mit einiger Ruhe, Sicherheit und Konsequenz«¹⁶ weiterleben und -lesen.

Zum anderen aber setzt ein solcher Realismus die Gesetze, nach denen seine Welt funktioniert, im Grunde immer schon voraus. Damit erweist sich nun aber auch der zweite Übergang zwischen den Ebenen des literarischen Zeichens, der zwischen Darstellungs- und Bedeutungsebene, als tendenziell automatisiert. Hier droht erkennbar Trivialität. Ein Beispiel¹⁷: Sharon Dodua Otoo Roman *Adas Raum* (2021) setzt in einer komplexen, vielsträngigen Handlung Erfahrungen von Diskriminierung und Gewalt äquivalent. Ein Strang spielt in Totopé, also im heutigen Ghana, im 15. Jahrhundert zur Zeit der portugiesischen Kolonisierung. Die zugehörige Ada verliert ein Kind und wird

16 Nietzsche, »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«, 883.

17 Die folgenden Beispiele (Otoo, Dath, Roschal) entnehme ich in leicht bearbeiteter Form meinem Buch: Moritz Baßler, *Populärer Realismus. Vom International Style gegenwärtigen Erzählens* (München: C.H. Beck, 2022); in der Hoffnung, dass dieser Aufsatz zur vertieften Theoretisierung des dort Vorgeführten beiträgt.

von einem Kolonisator getötet. Ein zweiter Strang, angesiedelt im England des 19. Jahrhunderts, macht die historische Ada Lovelace zur Hauptfigur. Die Frau mit dem überlegenen mathematischen Geist pflegt ein Liebesverhältnis zu Charles Dickens und wird Opfer eines Femizides durch ihren eifersüchtigen Ehemann. (Dieses letzte Handlungsmoment bricht übrigens mit der Überlieferung; die historische Lovelace starb an Krebs.) Der dritte Strang spielt im KZ Dora-Mittelbau, die Ada hier ist Polin und als Prostituierte im Bordell des Lagers interniert. Sie wird von einem Nazi-Aufseher erschossen. Die Ada der Gegenwart schließlich sucht als schwangere Schwarze Frau in Berlin ein Zimmer.

Kolonialismus, die Unterdrückung der genialen Frau im Patriarchat, Zwangsprostitution im nationalsozialistischen Lagersystem und alltäglicher Rassismus im Gegenwartsdeutschland werden hier also auf kühne Weise parallel gesetzt, genauer gesagt: Sie bilden durch die Anlage des Romans sowohl eine Äquivalenzstruktur als auch ein historisches Kontinuum. Letzteres wird durch ein Dingsymbol unterstrichen, ein Perlenarmband, das alle vier Diebesgenossen durchwandert und am Ende als Berliner Museumsstück den Diskurs um koloniale Beutekunst repräsentieren darf, der in der Diskussion um das Humboldt-Forum prominent ist. Inhaltlich geht es immer wieder ausdrücklich um Unterdrückung und Diskriminierung von People of Color, wobei der entsprechende rassistische Diskurs zumeist nicht ausgeführt, sondern – inklusive der erwarteten ethischen Haltung dazu – vorausgesetzt wird. Relativ früh im Text ist etwa beiläufig vom Zwarte Piet die Rede, dem holländischen Knecht Ruprecht. Um diese Figur gibt es seit 2013 in den Niederlanden eine heftige Debatte, ausgelöst von der jamaikanischen Sozialhistorikerin Verene Shepherd. Die Positionen gehen vom Wunsch, die beliebte volkstümliche Figur als immaterielles Weltkulturerbe bei der UNESCO zu verankern, bis hin zur Forderung, die Rolle, die meist durch Blackfacing-Akteure verkörpert wird, ganz abzuschaffen. Otoos Roman aber verhandelt nichts von alledem, sondern setzt stillschweigend voraus, dass wir die korrekte Auffassung zum Zwarte Piet teilen, und rechnet diese seiner Bedeutungsdimension zu. Das entspricht genau dem automatischen Normabgleich des realistischen Textverfahrens durch die Stilgemeinschaft, auf die hin der Roman geschrieben ist.

Was genau ist die Funktion der Passagen aus der NS-Zeit in diesem Buch? Otoo sagt im Interview: »Ich habe im Buch keine so deutliche Aussage zur Shoah und den Dingen, die im Zweiten Weltkrieg in Deutschland passiert sind – das stand mir meiner Meinung nach nicht zu. Aber eine gewisse Unzufrieden-

heit mit der deutschen Erinnerungskultur sollte mitschwingen.«¹⁸ Nun waren die Häftlinge in Dora-Mittelbau bei Nordhausen in der Mehrzahl Russ*innen, Pol*innen und Französ*innen und wurden zur Waffenproduktion zwangsverpflichtet. Daher ist die Shoah hier im engeren Sinne eigentlich gar nicht aufgerufen. Mit der Gleich- und Nebenordnung von Kolonialismus und Nationalsozialismus, die uns in den Vergleich zwingt, zapft der Roman dennoch, könnte man meinen, eine aktuelle Debatte an, die – ausgehend von israelkritischen Äußerungen Achille Mbembes – um das Verhältnis von Kolonialismus und Shoah geführt wird, wobei gerade auch die deutsche Erinnerungskultur, etwa die Singularitäts-Behauptung, von postkolonialer Seite aus unter Beschuss gerät. Diese Debatte wird derzeit einigermaßen erbittert geführt, manche sprechen schon vom ›Neuen Historikerstreit‹. *Adas Raum* hat zu diesem Streit allerdings nichts Substantielles beizutragen. Ihr Roman kann weder in den Kolonialismus- noch in den KZ-Szenen narrativ irgendeine Perspektive auf beide Komplexe entfalten, die erhellend oder gar originell wäre. Dazu sind die entsprechenden Passagen zu kurz und zu schematisch. »Bei Licht betrachtet ergibt sich aus ihrem Verfahren [...] wenig inhaltlicher Mehrwert, die Dinge erzählen nicht viel über das Offensichtliche hinaus«, bemerkt Sojitrwalla.¹⁹ Das vage Trauma rassistischen Unrechts hält die Dinge zusammen und verleiht sie mit dem Anspruch auf literarische Bedeutsamkeit.

Mit solchen Automatismen zwischen Darstellungs- und Bedeutungsebene, die sich aus den von Leser*innen, Autorin und Text geteilten selbstverständlichen Normen ergeben, werden Texte dieser Art entgegen ihrer eigenen Absicht selbst zu kuscheliger Wohlfühlkultur, denn alle Beteiligten sind sich ja bereits im Voraus einig über die Gesetze der erzählten Welt. Es wird nichts mehr verhandelt, der Vergleich bleibt unproduktiv, die Semiosis marginal. Der Unterschied vom referenziellen Realismus solcher Diskursromane mit Anspruch zum hedonistischen Realismus von Fantasy wird damit letztlich eingebnet.

18 Dominique Haensell, »Entspann Dich, Deutsch! Interview mit Sharon Dodua Otoo«, *Missy Magazine* 2 (2021): 42–47, hier 44.

19 Shirin Sojitrwalla, »Ausweitung der Erzählzone«, in: Deutschlandfunk Kultur, 21.02.2021, <https://www.deutschlandfunk.de/sharon-dodua-otoo-adas-raum-ausweitung-der-erzaehlzone-100.html> [abgerufen am 20.09.2023].

Wirklichkeit als Möglichkeit

Geht das im realistischen Erzählmodell auch anders? Dietmar Daths Roman *Gentzen oder: Betrunkene aufräumen* (2021) mit der Gattungsbezeichnung »Kalkülroman« ist in wesentlichen Teilen ein autofiktionaler Text, Dath tritt als Figur auf und im Vorspann ist von »Personen-, Sach- und Tatverhältnissen der Wirklichkeit« die Rede, denen gegenüber sich das Buch »einige (nicht immer künstlerische) Freiheiten« erlaube.²⁰ Zugleich arbeitet *Gentzen* aber auch mit Science-Fiction-Elementen. Bereits das neunte Kapitel erzählt ein Ereignis vom »04. Februar 2035, einem klirrend kalten Tag« (60), mit entsprechend dystopischem Setting. Eine autofiktionale Science-Fiction-Erzählung? Wie soll das denn gehen?

Hier kommen die Kalküle ins Spiel. Bereits an früher Stelle fällt der Name der amerikanischen Logikerin Ruth Barcan Marcus (1921–2012) und ihrer »Möglichkeitsformel« (31) aus dem Jahre 1946, die dann im 49. Kapitel unter der Überschrift »Möglich« genauer erklärt wird:

Wenn es möglich ist, dass irgendein x existiert, das eine beliebige Formel der Gestalt

$$f(x)$$

erfüllt (zum Beispiel: »Die Wortfolge x ist eine moralische Erzählung«), dann gibt es auch ein x , das diese Eigenschaft, die es nicht notwendigerweise besitzt, also nicht aus sich selbst heraus und schon per definitionem, erwerben kann.

Die Vorstellung vom Möglichen, sagt dieser Gedanke, erlaubt die Veränderung von individuellen Sachen x , aber nicht die Erschaffung neuer Sachen aus nichts oder aus der Zuschreibung »möglich« allein. (S. 243)

Hier ist, wie man sieht, zunächst nur von Möglichem die Rede. Logische Kalküle im engeren Sinne referieren nicht auf Wirklichkeit. Dazu muss man sie erst interpretieren, hier also etwas Konkretes für f und x einsetzen. »Logik braucht keinen Inhalt, aber der *Gentzen* [auch ein Logiker des 20. Jhs.] ... der sah das anders, der fand, Logik und Inhalt, das kann man nicht trennen« (335). *Gentzen* heißt aber eben auch der Roman, und so gilt das Gleiche poetologisch auch

20 Dietmar Dath, *Gentzen oder: Betrunkene aufräumen. Kalkülroman* (Berlin: Matthes & Seitz, 2021), 11. Weitere Zitate im Fließtext in runden Klammern.

für Daths eigenes Schreiben: »Literatur teilt keine Sachverhalte mit, aber Haltungen, die sind aber nur als Haltungen zu Sachverhalten denkbar, nicht als leere Haltungen an sich, also müssen Sachen drin vorkommen, die man checken kann« (441).

Wo zeigt sich schließlich deutlicher, was möglich ist, als in der Wirklichkeit? Sieht man die eigene Wirklichkeit – die autofiktional zu erzählen ist – als Grenzfall eines Möglichkeitsraumes, so ist die Veränderbarkeit von Wirklichkeit in die Zukunft hinein, die »Erschaffung neuer Sachen« (243), zumal im Sinne eines Kalkülromans, am besten von ihr aus zu entwickeln – als Science-Fiction. Dath findet daran bemerkenswert, »dass Wahrheit«, unter der Barcan-Formel betrachtet, »nicht Bedingung für Wirklichkeit ist, sondern die Einheit des Unterschieds zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit: eine komplett diesseitige Gelegenheit fürs Jenseits, sich bemerkbar zu machen« (244). Darin, so scheint mir, liefert uns Dath womöglich die gesuchte Formel für einen nicht-trivialen Realismus.

Begreift man nämlich Wahrheit (nach Barcan/Dath: fälschlich) als Bedingung für Wirklichkeit, dann liegt die Bedeutung eines realistischen Romans darin, dass er in seiner erzählten Wirklichkeit (Diegese) »die Wahrheit« referenziell darstellt – etwa die Wahrheit des Nazi-Terrors, einer traumatischen Kränkung oder eines allgegenwärtigen Rassismus. Diese Wahrheit wäre aber immer schon gegeben, eben Bedingung, und die erzählte Wirklichkeit nur ihre triviale Ableitung, in Form eines Realismus, der den paradigmatischen Raum verdrängt, in dem er spricht. Versteht man dagegen Wahrheit (nunmehr mit Barcan/Dath) als Einheit der Differenz von Wirklichkeit und Möglichkeit, dann erhält jede erzählte Wirklichkeit ihre Bedeutung allererst in diesem paradigmatischen Raum der Möglichkeiten, im Vergleich mit diesen. Denn dieser Raum ist jenes Jenseits des bloß Faktischen, das sich im Wirklichen bemerkbar macht: Wo A ist, könnte auch A' sein. Die Bedeutung des Erzählten versteht sich in diesem Falle in mehrfachem Sinne nicht von selbst, denn es könnte auch anders sein, es könnte verändert werden, und nicht zu vergessen: Es könnte auch anders erzählt werden. Die Wahrheit des Wirklichen ist in diesem Falle nur im Vergleich mit dem jeweils auch Möglichen herstellbar, und genau damit wird die Bedeutungsebene des Textes Funktion seines literarischen Verfahrens. Das aber könnte einen Realismus definieren, der nicht trivial ist.²¹

21 Im Hintergrund steht die Aristotelische Unterscheidung zwischen Geschichtsschreiber und Dichter, die darin besteht, »daß der eine erzählt, was geschehen ist, der andere,

Im Einschalten des Vergleichs, nunmehr eine Ebene höher als in der poetischen Funktion, könnte ein solcher paradigmatischer Realismus eine neue Poiesis entfalten, z.B. in Slata Roschals Debüt *153 Formen des Nichtseins* (2022). In 153 Miniaturen erzählt dieser Roman die allen Anzeichen nach autofiktionale Geschichte einer jungen Frau namens Ksenia, die als Kind mit ihren Eltern aus Russland nach Deutschland emigriert. Die Eltern kommen als jüdische Kontingentflüchtlinge, konvertieren jedoch im Zuge ihrer Emigration zu Zeugen Jehovas. Ksenia muss sich also nicht nur in einer neuen sprachlichen und kulturellen Umgebung orientieren, sondern sich auch aus Sektenzusammenhängen emanzipieren. Sie geht früh eine Beziehung zu einem älteren Mann ein, heiratet mit Anfang zwanzig einen jüngeren und bekommt ein Kind. Ihr Literaturwissenschaftsstudium und die ersten Schritte als Schriftstellerin macht sie also bereits als junge, teils überforderte Mutter. Soweit die äußeren Daten eines Lebens mit entsprechenden Herausforderungen, wie es sich im Laufe der Lektüre rekonstruieren lässt. Hier ein Textbeispiel, Ort ist der Vorraum der Kita:

Während wir uns anzogen, kam die Erzieherin raus, fragte vorsichtig und geheimnisvoll, warum wir kein Schweinefleisch aßen, aus religiösen Gründen bestimmt. Jüdische Wurzeln, sagte ich, und sie fragte fasziniert, ob wir zur Synagoge gingen, und die ganzen Feste, wir würden ja dann auch kein Weihnachten feiern, nicht, und ich, Wir sind nur bisschen Juden.²²

Hier ist mit wenigen Worten und leichter Hand dargestellt, was in so einigen postmigrantischen Texten ein echtes Ärgernis ist: die typische Reaktion der Deutschen, die sich selbst für offen, aufgeklärt und in diesem Fall vielleicht philosemitisch hält, deren empathisch gemeinte Nachfragen aber dennoch – wie denn auch nicht? – von Vorurteilen und *idées reçues* mitbestimmt sind. Doch wird sie hier weder von der Protagonistin noch vom Text dafür abgestraft. Vielmehr markiert die – im deutschen literarischen Diskurs geradezu unglaubliche – Antwort »Wir sind nur bisschen Juden« die Diskrepanz zwischen einer solchen Erwartungshaltung an eine Identität und deren tatsächlicher Beschaffenheit. Statt das Bekannte im legi-Zeichen wiederzuerkennen und zu bestätigen, öffnet sich der Text auf Möglichkeitsräume hin.

was geschehen könnte.« (Aristoteles, »Von der Dichtkunst [1451 b]«, in: ders., *Vom Himmel. Von der Seele* (München: Artemis-Verlag, 1983), 403).

22 Slata Roschal, *153 Formen des Nichtseins* (Erlangen: Homunculus, 2022), 144.

Jeder Abschnitt trägt dabei einerseits metonymisch zum Spektrum des Erzählten bei, fordert aber andererseits immer auch dazu auf, die ›Form des Nichtseins‹ zu erfassen, um die es gerade geht. Das aber ist eine paradigmatische Aufgabe. Sie regt uns dazu an, nach Äquivalenzen und Unterschieden zu suchen und so im dauernden Vergleich – der Sinn erzeugenden Tätigkeit schlechthin – eine Bedeutungsstruktur zu realisieren, die sich an keiner Stelle von selbst versteht, sondern sich wirklich erst in der konkreten Lektüre herstellt. Nicht *ein* sinngebendes Trauma, das eh schon jeder kennt, sondern 153 Formen des Nichtseins! Erst im Nachdenken über die entsprechenden Äquivalenzen werden die Defizite des erzählten Lebens in ihren komplexen Facetten erkennbar, wobei dieselbe Denkfigur (wo A ist, könnte/sollte A' sein) zugleich Möglichkeitsräume entwirft, die in die Zukunft weisen. Hier bleibt die Nebenordnung nicht, wie bei Otoo, unproduktiv, sondern wird tatsächlich paradigmatisch, und zwar auf der Ebene des Dargestellten, im Sinne einer poetischen Funktion zweiter Ordnung.

Individualität und Vergleich

In Schleiermachers Hermeneutik-Vorlesungen heißt es: »[D]ie Vergleichung kommt nie zur wahren Individualität.«²³ Im paradigmatischen Vergleich – man könnte ganz generell sagen: im Semiotischen – ergibt sich Individualität ja immer nur in der Differenz zu den Möglichkeiten, die an der gegebenen Stelle nicht aktualisiert wurden. Sie ist eine Setzung im Relativen. Während aber die Semiotik von dieser Differenzstruktur, vom Nicht-Identischen, ihren Ausgang nimmt, konstatiert die Hermeneutik hier einen Mangel, das Fehlen einer Identität, ausgedrückt im ersten Teil der oben zitierten Schleiermacher-Formel, der da lautet: »Die unmittelbare Anschauung kommt nicht zur Mitteilbarkeit«²⁴. Die romantische Sehnsucht nach dem Ursprung, nach dem ersten gegebenen Punkt vor aller Differenz und Vergleichung wertet die semiotische Sphäre, die Sphäre des Diskurses (der »Mitteilbarkeit«), aber

23 Friedrich Schleiermacher, »Hermeneutik. Erster Entwurf (1805)«, in: ders., *Kritische Gesamtausgabe*, Bd. II/4: *Vorlesungen zur Hermeneutik und Kritik*, hg. v. Wolfgang Virmond (Berlin/Boston: De Gruyter, 2012), 35–69, hier 61 (zitiert unter Absehung von den diakritischen Markierungen der Vorlage). – Hier lasse ich mich von Stefan Willers Beitrag in diesem Band anregen.

24 Ebd.

auch des Tauschs und Handels, damit implizit oder explizit ab, weil sie das Wesen – wenngleich notwendigerweise – immer schon verfehle.

Umgekehrt bedeutet jede Nebenordnung und also jeder Vergleich potenziell eine Kränkung der Individualität; und diese Kränkung wird besonders virulent, manifestiert sich gleichsam auf ethischer Ebene, sobald eine Individualität als Identität konstruiert wird. »Wir sind nur bisschen Juden« ist ja auch deshalb ein so ungeheuerlicher Satz in der deutschen Literatur der Gegenwart, weil er mit der dominanten Erwartungshaltung an die auktoriale Beglaubigung autofiktionaler Texte bricht. Eine Autorin (wie Otoo oder Roschal) soll, was sie schreibt, als Eigenes beglaubigen können; texttheoretisch also den Ursprung ihrer Rede in der eigenen Identität (ihrem Schwarz-Sein, ihrem Jüdisch-Sein) als erstem gegebenen Punkt verankern. Julia Kristeva hat diesen hermeneutischen Basismechanismus in ihrem seminalen Aufsatz »Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman« benannt:

Das Subjekt der Aussage stellt das Subjekt des Aussagens dar und wird zugleich als Objekt des Subjekts des Aussagens dargestellt. Es kann also in das Anonymat des Autors verwandelt werden; diese Genese des Doppelten (double) von der Null aus ergibt die Person (»Charakter«). Es ist also »dialogisch«, S [Subjekt der Erzählung] und D [Adressat] werden in ihm verschleiert.²⁵

Diese Verschleierung (hier: des Dialogischen, Differenzlogischen) entspricht, so scheint mir, genau der oben erläuterten Verdrängung des Paradigmatischen und ist, wie diese, im Kern ein Naturalisierungseffekt. Wie die Referenz, so setzt auch das Individuelle, konstruiert als Identität, ein temporäres Vergessen des Doubles, des paradigmatischen Raums und also der eigenen Bedingtheit voraus.

Vergessen wir nicht, dass diese Verdrängungsleistung vor allem rezeptionsseitig stattfindet, in der immersiven Identifikation mit der zentralen Ich-Figur, und nicht nur dort. Schon Lyotards Begriff des Erhabenen beruht auf einer Immersion, einem Erlebnis absoluter Präsenz, wie es sich etwa in der Betrachtung der monochromen Bilder Barnett Newmans einstellt; einem Erlebnis, das »vom Unausdrückbaren Zeugnis« ablegt und »die Intelligenz, die zu

25 Julia Kristeva, »Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman [1967]« in: Jens Ihwe (Hg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*, Bd. 3 (Frankfurt: Athenäum-Verlag, 1972), 345–375, hier 359.

fassen sucht«, fassungslos macht.²⁶ Auch Lyotards »unmittelbare Anschauung kommt nicht zur Mittheilbarkeit«, sein Erhabenes entzieht sich in radikaler Verweigerung einem *sensus communis*. Heinz Drügh und ich halten in unserer *Gegenwartsästhetik* (2021) gegenüber dem Erhabenen auch deshalb das im engeren Sinne Ästhetische Kants hoch, weil er dieses (>das Schöne<) eben nicht als begrifflose Überwältigung fasst, sondern als ein komplexes Wechselspiel von Aisthesis, Reflexion und Gefühl.

Identifikation, Empathie, schiere Überwältigung und andere Formen der Immersion, die ja ganz zweifellos wesentliche Elemente der ästhetischen Erfahrung sein können, setzen die begriffliche Differenzarbeit temporär außer Kraft und ermöglichen individuelle Präsenzerlebnisse. Deren Bedingtheit und Hergestelltheit sollen und müssen im Erfahrungsmoment nicht aktualisiert werden. Hier wird nicht verglichen, alle Vergleichsoperationen sind temporär ausgesetzt zugunsten einer diesmal allerdings nicht semantischen, sondern gefühlten Eindeutigkeit. Man muss aber nicht erst auf die naheliegenden Gefahren hinweisen – identifikatorische Empathie macht ungerecht gegenüber den jeweils Anderen, Gefühle dieser Art lassen sich auch im Trivialen auslösen, Überwältigungsästhetiken lassen sich für totalitäre Zwecke missbrauchen, generell sind Gefühle eines begründungsunbedürftigen Rechthabens problematisch –, um die Installation dieses Unbedingten, das sich im ästhetischen Erlebnis einstellen mag, als das Eigentliche an der Stelle des Zeichen- und Sinnursprungs für einen romantisierenden Fehler zu halten. Es macht einen wesentlichen Unterschied, ob man die überwältigende Aisthesis und die durch sie ausgelösten Gefühle für eine Komponente unter mehreren im Gefüge der ästhetischen Erfahrung hält oder für deren Eigentliches.

Im ersten Fall löst die ästhetische Erfahrung das semiotische Zeichenspiel, Kants >freies Spiel der Erkenntniskräfte< aus und lädt es mit Bedeutsamkeit, Lust und Wallungswerten auf. So wünscht man sich Kunst. Im zweiten Fall aber wird die ästhetische Erfahrung gleichsam *ex negativo* ins Semiotische wieder eingefügt als vermeintliches Sinnzentrum, das dieses qua Differenzlogik nie erreichen kann (und somit »die Intelligenz, die zu fassen sucht, fassungslos macht«). Man versteht dann nicht, sondern hat immer schon verstanden. Dabei sitzt man dem hermeneutischen Mythos der Autor*innen (oder anderer präsentischer Seinsformen) als identitärem Ursprung seiner Textbedeutung auf, und das wäre nicht erst nach Kristeva, Barthes oder Derrida falsch,

26 Jean-François Lyotard, »Das Erhabene und die Avantgarde«, *Merkur* 38, Nr. 424 (1984): 151–164, hier 154.

sondern im Grunde bereits nach Schleiermacher. Denn der fordert in seiner Vorlesung, man müsse Anschauung und Vergleichung »mit einander vereinigen durch die Beziehung auf die Totalität des möglichen [...], die freilich nur durch verständige Vergleichung des Einzelnen zustande kommt.«²⁷ Das ließe sich wieder auf Daths Realismusformel beziehen: Totalität nicht als Präsenz eines Wirklichen, das sich notwendig dem Zeichenspiel entzieht (und uns letztlich nur den referenziellen Abgleich mit der Norm übrig lässt), sondern als Totalität eines Möglichen, von dem das Wirkliche (und insbesondere das fiktive Wirkliche) nur eine syntagmatische Realisierung ist, die ohne die paradigmatisch-poietische Operation einer »verständigen Vergleichung« bedeutungslos bleibt.

Literaturverzeichnis

- Aristoteles. »Von der Dichtkunst [1451 b]«. In: ders., *Vom Himmel. Von der Seele*, 351–435. Übers. u. hg. v. Olof Gigon. München: Artemis-Verlag, 1983.
- Baecker, Dirk. *Wozu Kultur?* Berlin: Kadmos, 2000.
- Barthes, Roland. *S/Z*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1987.
- Barthes, Roland. *Mythen des Alltags*, übers. v. Horst Brühmann. Berlin: Suhrkamp, 2010.
- Barthes, Roland. »Der Real(itäts)effekt«, übers. v. Konrad Honsel, <https://nachdemfilm.de/issues/text/der-realitaetseffekt> [abgerufen am 20.09.2023].
- Baßler, Moritz. *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*. Tübingen: Francke, 2005.
- Baßler, Moritz. *Populärer Realismus. Vom International Style gegenwärtigen Erzählens*. München: C.H.Beck, 2022.
- Dath, Dietmar. *Gentzen oder: Betrunkene aufräumen. Kalkülroman*. Berlin: Matthes & Seitz, 2021.
- Geppert, Hans Vilmar. *Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Max Niemeyer, 1994.
- Jakobson, Roman. »Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbance«. In: Roman Jakobson und Morris Halle. *Fundamentals of Language*, 53–82. 'S Gravenhage: Mouton, 1956.

27 Schleiermacher, »Hermeneutik«, 61.

- Jakobson, Roman. »Linguistik und Poetik«. In: ders., *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, 83–93. Hg. v. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. 3. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993.
- Jakobson, Roman, und Krystyne Pomorska. *Poesie und Grammatik. Dialoge*. Übers. v. Horst Brühmann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1982.
- Kristeva, Julia. »Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman [1967]«. In: Jens Ihwe (Hg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Bd. 3, 345–375. Frankfurt a.M.: Athenäum-Verlag, 1972.
- Ludwig, Otto. »Dramaturgische Aphorismen: Der poetische Realismus«. In: ders., *Werke in 6 Bänden*, Bd. VI, 280–283. Hg. v. Adolf Bartels. Leipzig: Hesse, 1900.
- Lytard, Jean-François. »Das Erhabene und die Avantgarde«. *Mercur* 38, Nr. 424 (1984): 151–164.
- Meibauer, Jörg. »Deixis und Referenz«. In: ders., *Pragmatik. Eine Einführung*, 12–23. Tübingen: Stauffenburg, 2001.
- Nietzsche, Friedrich. »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«. In: ders., *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, Bd. 1, 873–890. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: Dt. Taschenbuch-Verlag, 1980.
- Haensell, Dominique. »Entspann Dich, Deutsch!« Interview mit Sharon Dodua Otoo. *Missy Magazine* 2 (März 2021): 42–47.
- Pafel, Jürgen. *Referenz*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2020.
- Roschal, Slata. *153 Formen des Nichtseins*. Erlangen: Homunculus, 2022.
- Schleiermacher, Friedrich. »Hermeneutik. Erster Entwurf« (1805). In: ders., *Kritische Gesamtausgabe*, Bd. II/4: *Vorlesungen zur Hermeneutik und Kritik*, 35–69. Hg. v. Wolfgang Virmond. Berlin/Boston: De Gruyter, 2012.
- Sojitrwalla, Shirin. »Ausweitung der Erzählzone«. *Deutschlandfunk Kultur*, 21.02.2021, <https://www.deutschlandfunk.de/sharon-dodua-otoo-adas-raum-ausweitung-der-erzaehlzone-100.html> [abgerufen am 20.09.2023].
- Tolkien, John Ronald Reuel. »Foreword to the Second Edition«. In: ders., *The Lord of the Rings*, xv–xviii. London: HarperCollins Publishers, 1995.

Anhang

Autorinnen und Autoren

Moritz Baßler (Prof. Dr.) ist Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Münster. Zahlreiche Publikationen mit den Schwerpunkten Realismus, Klassische Moderne, Literaturtheorie, Gegenwartsliteratur und Pop. Zum Vergleichen hat er sich vor allem Gedanken gemacht in: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv* (Tübingen: Francke, 2005). Zuletzt erschienen: *Gegenwartsästhetik* (Göttingen: Konstanz University Press, 2021, mit Heinz Drügh) und *Populärer Realismus* (München: C.H.Beck, 2022).

Francisco García Chicote (Dr.) ist Assistenzprofessor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universidad de Buenos Aires und wissenschaftlicher Mitarbeiter des argentinischen National Scientific and Technical Research Council (CONICET). Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich Theorien der Moderne (mit Schwerpunkt auf Karl Marx, Georg Simmel, Siegfried Kracauer, György Lukács) und der gegenwärtigen kritischen Theorie. Zuletzt erschienen: Karl Marx, *De la crítica de la filosofía del derecho de Hegel (1843–1844)*. Edición de Gastón Caligaris y Francisco García Chicote (Barcelona: Gedisa, 2023).

Hanna Hamel (Dr.) leitet am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin das Projekt »Nachbarschaften in der Berliner Gegenwartsliteratur«. Schwerpunkte der Forschung: Ästhetik/Naturästhetik; Gegenwartsliteratur; Transfer zwischen Wissenschaften, Künsten, Öffentlichkeit. Zuletzt erschienen: *Wie postdigital schreiben? Neue Verfahren der Gegenwartsliteratur*, hg. mit Eva Stubenrauch (Bielefeld: transcript, 2023); »Pop-Nachbarschaften 3.0: Stil und Milieu bei Joshua Groß, Christian Kracht und Sibylle Berg«, in: Ste-

phanie Catani und Christoph Kleinschmidt (Hg.), *Popliteratur 3.0? Soziale Medien und Gegenwartsliteratur* (Berlin/Boston: De Gruyter, 2023), 87–101 (mit Pola Groß).

Britta Hochkirchen (Dr.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Kunstgeschichte und Filmwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Teilprojektleiterin im Sonderforschungsbereich 1288 »Praktiken des Vergleichens« an der Universität Bielefeld. Sie forscht zu kuratorischen Praktiken des Vergleichens in Ausstellungen, zur Bildtheorie im Zeitalter der Aufklärung und zur Rolle des Bildes in der Geschichtstheorie. Zuletzt erschienen: *Vor dem Blick. Zurichtungen des Betrachtens von Bildern*, hg. mit Johannes Grave und Joris Corin Heyder (Bielefeld: Bielefeld University Press, 2022); »Diesseits und jenseits des Kunstwerks. Eine Untersuchung kuratorischer Praktiken des Vergleichens am Beispiel der Ausstellung *Local Histories* im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart – Berlin«, *21: Inquiries into Art, History, and the Visual*, Nr. 1 (2021): 135–157.

Mona Körte (Prof. Dr.) ist Professorin für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und Europäisch-jüdische Literatur an der Universität Bielefeld. Schwerpunkte der Forschung: Poetologie der Person, Materialität der Schrift, deutsch/europäisch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte sowie Exil und Mehrsprachigkeit. Zuletzt erschienen: »Relektüre als Paradigma. Zum widerspenstigen Sonderzeichen zwischen deutsch und jüdisch«, in: Andreas Mauz, Daniel Weidner (Hg.), *Literatur und Religion. Paradigmen der Forschung* (Berlin: Springer, 2023), 157–176; »Unverhohlen. Zu einer philologischen Liaison von Sprache und Rache«, *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse*, Beiheft ›Un‹, 97 (2022): 12–25.

Kristina Petzold (Dr.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sonderforschungsbereich 1288 »Praktiken des Vergleichens« im Teilprojekt »Do5 – Vergleichendes Lesen« an der Universität Bielefeld. 2023 wurde sie mit einer Dissertation zur *Diskursivierung von Buchblogs zwischen Passion und Profession* promoviert. Den Schwerpunkt ihrer Forschung bilden die Transformationen von Literatur, Literaturbetrieb und literaturwissenschaftlichen Methoden durch die bzw. nach der Digitalisierung. Kürzlich erschienen:

»Critical Princess. Formen performativer und diskursiver Geschlechtlichkeit in deutschsprachigen Buch-Blogs«, in: *Das Geschlecht der Kritik. Studien zur Gegenwartsliteratur*, hg. von Peter Pohl und Veronika Schuchter (München: edition text + kritik, 2021), 159–176; *Rezensiv – Online-Rezensionen und Kulturelle Bildung*, hg. mit Guido Graf und Ralf Knackstedt (Bielefeld: transcript, 2021).

Elisa Ronzheimer (Dr.) ist akademische Rätin a.Z. im Fachbereich Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Seit 2021 leitet sie das Teilprojekt »Vergleichendes Lesen. Konstitution und Kritik der Stilistik als einer literaturwissenschaftlichen Methode« am Sonderforschungsbereich 1288 *Praktiken des Vergleichens*. Forschungsschwerpunkte: Rhythmustheorie und Metrik, Stilistik, Lyriktheorie. Zuletzt erschienen: »Prügelei mit Protokollanten«. Protokoll und lyrischer Realismus bei Monika Rinck«, in: Nathan Taylor und Nicolas von Passavant (Hg.), *Monika Rinck. Poesie und Gegenwart* (Stuttgart: J.B. Metzler, 2023), 113–129.

Friederike Schruhl (Dr.) ist akademische Rätin a.Z. an der Universität Bayreuth. Zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Georg-August-Universität Göttingen und der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsinteressen und Publikationen zur Literatur des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart, Wissenschaftsgeschichte (Schwerpunkt: Digital Humanities), Praxeologie der Literaturwissenschaft, Geschichte des Lesens. Zuletzt erschienen: »Du weißt doch, wie die Leute hier sind.« Zur Zukunftsfähigkeit von ›Heimat‹ in Dorfromanen der Gegenwart.«, in: Sigrun Langner und Marc Weiland (Hg.), *Die Zukunft auf dem Land. Imagination, Projektion, Planung, Gestaltung* (Bielefeld: transcript, 2022), 275–290.

Veronika Schuchter (Dr.) ist Senior Scientist am Institut für Germanistik an der Universität Innsbruck. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Gegenwarts- und Exilliteratur, Geschlechter- und Rezeptionsforschung. Publikationen u.a.: *Das Geschlecht der Kritik*, hg. mit Peter Pohl (München: edition text + kritik, 2021); *Ernst Toller. Briefe 1915–1939*. 2 Bd., hg. mit Stefan Neuhäus (Göttingen: Wallstein, 2018), *Textherrschaft* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012). Zuletzt erschienen: »Literaturkritik als Bilderrahmen«, *Literatur und Kritik*, Nr. 575–576 (Juli 2023), 98–107; »Ilse Aichinger bestaunt

Glühbirnen. Ilse Aichingers, Marlen Haushofers und Doris Mühringers Verortung in der österreichischen Literaturlandschaft«, in: Christine Frank und Sugi Shindo (Hg.), *Konstellationen österreichischer Literatur: Ilse Aichinger* (Wien: Böhlau, 2023).

Nathan Taylor (Dr.) ist Forschungsdirektor am Forschungszentrum Historische Geisteswissenschaften und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik an der Goethe Universität Frankfurt. Er schloss 2017 seinen PhD in German Studies an der Cornell University mit einer Dissertation zu *The Value Form: Economies of Prose in Tieck, Keller, and Walser* ab. Schwerpunkte seiner Forschung sind Ästhetik und Ökonomie, Literatursoziologie, Romantik und Realismus, Gegenwartslyrik und -literatur, Transatlantische Literatur, Kritische Theorie und Wissenspoetologie. Zuletzt erschienen: *Monika Rinck. Poesie und Gegenwart*, hg. mit Nicolas von Passavant (Stuttgart: J.B. Metzler, 2023); »Subprime Realism. On Debt and Deformation«, in: Cornelia Pierstorff (Hg.), *Kellers Wissen. Dinge – Diskurse – Praktiken* (Berlin: De Gruyter, 2023), 189–213.

Stefan Willer (Prof. Dr.) ist Professor für Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Kulturgeschichte von Erbe, Generation und Genealogie, literarische Zukunftskonzepte sowie Sprach- und Übersetzungstheorien. Buchpublikationen (Auswahl): *Erbfälle. Theorie und Praxis kultureller Übertragung in der Moderne* (Paderborn: Fink, 2014); *Futurologien. Ordnungen des Zukunftswissens* (Mithg., Paderborn: Fink, 2016); *Selbstübersetzung als Wissenstransfer* (Mithg., Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2020). Zuletzt erschienen: »Wiederholung und Wiedererkennung. Zum Musikalisch-Unheimlichen in Erzählungen von Ludwig Tieck, Clemens Brentano und E.T.A. Hoffmann«, in: Christoph Hust u.a. (Hg.), *Musik und das Unheimliche* (München: edition text + kritik, 2023), 27–49; »Zukünftigkeit als Epochenkriterium? Überlegungen zur Zukunft der Frühen Neuzeit«, in: Andreas Mahler und Cornel Zwielerlein (Hg.), *Zeiten bezeichnen. Frühneuzeitliche Epochenbegriffe: europäische Geschichte und globale Gegenwart* (Wiesbaden: Harrassowitz, 2023), 105–117.

